

St.
14
ra



32 Stiche (Vleistifte.)
1 Kt.
28.10.87

Die Kupfer gegenüber der französischen
Ausgabe leicht überarbeitet.

Ausgabe auf Schreibpapier

+4036 160 01

Nicht ausleihbar

MAHLERISCHE ANSICHTEN
DES
R H E I N S

V O N

72/4798

MAINZ BIS DÜSSELDORF.

[Verf.: Nicolaus Vogt und
Alois Wilhelm Schreiber]

Mit 52* nach der Natur von Schütz aufgenommenen und
von Günther gestochenen Kupfern, und einer Karte.

FRANKFURT AM MAYN,

BEI FRIEDRICH WILMANS. 1806.

MANUSCRIPTE

RHEINISCHES

Ge. n^o 4. 2314,

222

- Rara -

MAIN BIS DÜSSELDORF

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

Das manuskript ist Eigentum der Landesbibliothek Düsseldorf und darf nicht ohne Genehmigung der Bibliothek aus dem Haus entnommen werden.

MANUSCRIPTE

DEUTSCHEN WISSENSCHAFTEN

26.872.

A N S I C H T E N
D E S
R H E I N S

E R S T E S H E F T .

Mit eilf Kupfern.

FRANKFURT AM MAYN,
BEI FRIEDRICH WILMANS. 1806.

ANZEIGEN

DES

RECHTENS

ERSTES HEFT

Mit 111 Tafeln

VERLAG VON WILHELM

BRUNNEN, FRANKFURT A. M.



ANSICHTEN DES RHEINS.

ERSTES HEFT.

I



ANZICHTEN DES HININS

1871

DER RHEIN.

Unter den Flüssen Teutschlands gebührt dem alten Rheingotte der erste Rang, man mag nun den Reichtum seines Bettes, die Schönheit und Fruchtbarkeit seiner Ufer, oder die historische Bedeutenheit der Völker in Betracht ziehen, deren Gemarkungen er durchströmt, und deren Handelsverkehr er befördert und erleichtert. Seine Umgebungen waren der Schauplatz großer Thaten schon von den letzten Römern her, und Wissenschaften, Künste und Gewerbfleiß siedelten sich früh zwischen seinen Felsen an, auf denen das Gold der Traube zur köstlichen Reife gedeiht.

Wie alles Große meist einen dunkeln Ursprung hat, so entspringt auch er aus einem kleinen Schneewasser der Alpen, ringt sein Knabenalter durch mit Mühen und Gefahren, verliert sich sogar einige Zeit namenlos in den Tiefen des Bodensee's, bis er, im ganzen Gefühle seiner Heroenkraft, sich seinen Weg

durch die Felsen bei Schaffhausen bricht, und dann seine beschwerlich errungene Herrschaft im majestätischen Laufe zwischen dem alten Teutschland und dem neuen Frankreich hin — würdig und wohlthätig behauptet, und endlich — in Hollands Sandebnen ein friedliches Grab findet.

Wer die Rheinfahrt machen will, der schönen und großen Naturszenen wegen, die an seinen beiden Ufern in den reizendsten Mischungen wechseln, um der hohen Erinnerungen willen, die sich an seine Umgebungen anknüpfen, der wähle Mainz zu dem Punkte seines Ausflugs, und endige mit Düsseldorf, wo die schöne Natur von ihm Abschied nimmt, und ihn der Führung ihrer Zwillingsschwester, der Kunst, überläßt.

Diese Strecke von ohngefähr sechszehn Meilen enthält das Paradies von Teutschland. Hier wurde der erste heisse Kampf um unsere Freiheit gekämpft, hier ging der edle Drusus über den Rhein, ein Römer, als schon keine mehr waren, und werth, für die Sache seiner Feinde zu kämpfen. Hier stand die Wiege Karls des Großen; von hier aus ging die Erfindung der Buchdruckerkunst, und mit ihr die Kultur der Erde. Da ist jeder Schritt heiliger Boden, da wechseln die farbenlosen Bilder Ossians mit den anmuthigsten Gemälden Virgils — Theokrit'sche Fischerdillen mit Arnidens Zaubergärten. Von

den Felsen winken die Trümmer zerfallener Ritterburgen, und erinnern an die Geschichte vergangener Zeit — die Städte zeigen ihre alten Kaufhäuser und Rathhäuser, als Überreste unsrer Verfassung, von der vielleicht auch bald nichts mehr übrig seyn wird, als einige Blätter in der Geschichte; Abteien und Landhäuser und fröhliche Dörfer, blühende Weinberge und Eichenhaine mit Druidenaltären, einsame Hirtenthäler und lachende Auen und himmelanstrebende Berge — und überall dazwischen das heitere Leben der Menschen, ihr stilles Wirken und ihre laute Freude — dies und was keine Sprache und kein Pinsel nachzubilden vermag, fesselt hier das Auge des erstaunten Wanderers, dem jeder Blick eine neue Schönheit, jeder Ruderschlag einen neuen Genuß bereitet.

H O C H H E I M.

Hochheim ist die eigentliche Pforte des Rheingauges, ob es gleich nicht dazu gehört, und am Maine, zwei Stunden von Mainz, auf der Strafse von da nach Frankfurt liegt. Dieses Städtchen wurde im letzten Kriege hart mitgenommen, und war einigemahle der Kampfpreis der Preussen und Franzosen. Von sei-

nem westlichen Thore nach Mainz hin breitet sich eine reiche und schöne Landschaft aus. An dem gelben Maine hinab ziehen sich köstliche Weinhügel — jenseits dieses Flusses dehnt sich das Darmstädtische Gebiet, gleich einem fruchtbaren Garten, bis zum dunkeln Melibokus hin; — unten, bei Kostheim, eilt die schüchterne Nymphe des Mains den Umarmungen des mächtigen Rheingottes zögernd entgegen. Gegenüber liegt Mainz mit seinen zahlreichen Thürmen, und aufwärts von da ziehen sich die rebenreichen Höhen von Weissenau, Laubenheim, Nierstein und Oppenheim. Aus unendlicher Ferne her blinkt der Rhein im Sonnenschimmer, als stürzt er aus den Wolken des Himmels, und strömt den blauen Bergen des Rheingaus zu, welche das Gemüth des Wanderers wunderbar anziehen.

Der Wein um Hochheim gehört schon zu den vorzüglichsten des Rheins, und steht an Geist und Würze kaum dem Johannesberger nach. Den Ertrag sämtlicher Rebhügel um Hochheim kann man — ein Jahr um das andere — auf zweihundert Stück-Fässer berechnen. Die Blume dieses Weins wächst auf einem — sonst dem jedesmaligen Mainzer Domdechant gehörigen — Hügel von ohngefähr acht Morgen. Jeder Morgen trägt vier tausend Stöcke, und jeder Stock wird auf einen Dukaten geschätzt, so daß der Preis eines Morgens sich auf viertausend

Dukaten belaufen würde. Denselben Preis nimmt man auch für die bessern Lagen um Johannesberg und Rüdesheim an. Dahingegen trägt dieser vormals Domdechantische Weinberg auch, im Durchschnitte, jährlich sechs Stück-Fässer Weins, und ein Stück-Fafs — sieben und eine halbe Ohm — wurde schon oft von der Kelter um zwölfhundert Gulden und darüber verkauft.

Die Hochheimer Blume verdankt ihre Vorzüge theils der Lage des Weinbergs, welcher den ganzen Tag über der Sonne genießt, und den Mauern, durch welche der Stock gegen die Nordwinde geschützt ist, theils der düngenden Bewässerung eines aus der Stadt dahin abgeleiteten Bachs, und dann auch der ausgezeichneten Sorgfalt in Rücksicht des Anbaus. Die Stöcke sind in regelmäfsigen Reihen und in zweckmäfsiger Entfernung — einer von dem andern — gepflanzt. Gemüse und Obstbäume, die das Mark der übrigen Weinberge aussaugen, werden hier nicht geduldet. Der Berg ist mit hölzernen Röhren unterlegt, und dadurch wird die überflüssige Feuchtigkeit in nassen Jahren abgeleitet. Die Unterlage des Bodens besteht aus Kohlschichten, die mit Thon und Mergel bedeckt sind, und auf diesen hat der Kunstfleifs des Menschen dem Weinstocke sein üppiges Beet bereitet.

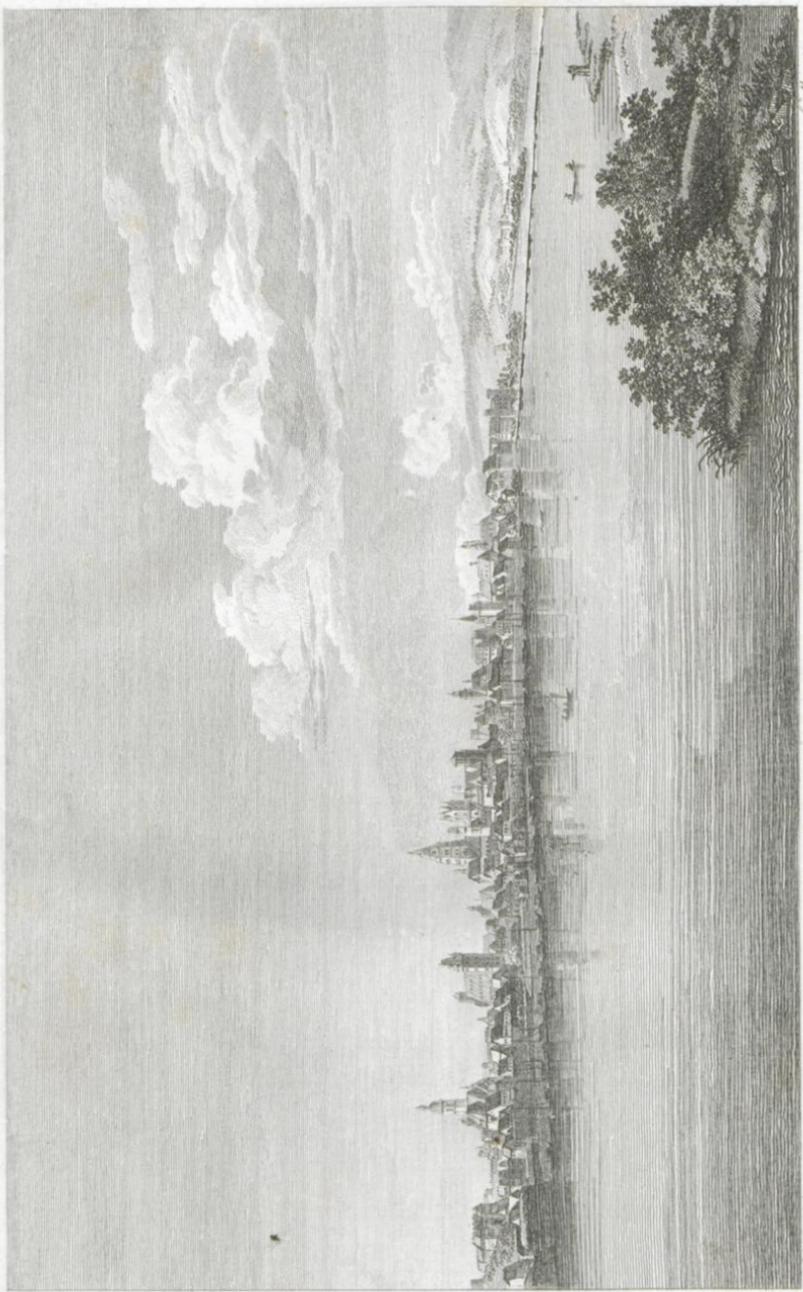
Von Hochheim herab bis Kassel geht die

Straße durch ein ununterbrochenes Gartenfeld — man schwimmt in einem Meer von Wohlgerüchen. Die Verwüstungen des Kriegs haben wenige Spuren mehr zurückgelassen. Der Weinstock schlingt sich wieder um seinen Stab; die jungen Obstbäume halten dem Wanderer wieder ihre Blütensträuße entgegen, der Halm schwillt auf der Flur, die Menschenblut düngte, und der Landmann vergißt der erlittenen Mühen beim Lächeln der Natur, die nie aufhört, Mutter ihren Kindern zu seyn.

M A I N Z.

Kassel, die ehemalige Vormauer von Mainz, ist geschleift, und bietet nur noch eine traurige Erinnerung, die sich aber gar bald verliert, wenn man die nach Mainz hinüberführende Schiffbrücke betritt.

Am jenseitigen Ufer erhebt sich Mainz, längst dem Flusse hin, wo ein Wald von Masten vor demselben emporsteigt, und auf den dahinter liegenden Höhen, — links strömt der Rhein aus den gesegneten Auen der Bergstraße herab, und breitet sich majestätisch aus, und scheint hier verweilen zu wollen in seinem Laufe — rechts verliert er sich in die blauen Berge des Rheingaus, als wäre dort das



Gravé par J. G. Schmitt del.

Gravé par J. G. Schmitt del.

Vue de Mayence.

Ansicht von Mainz.



Ziel seiner Herrschaft. Freundliche Auen schwimmen auf seinem Rücken, umbüschte Dörfer und Meiereien winken an seinen Ufern, und das schöne Biberich scheint, wie ein Feenschloß, seiner Fluth zu entsteigen.

Es ist sonderbar, daß sich der Blick des Wanderers von den mannichfachen Schönheiten der Gegend doch immer wieder abzieht und auf den Fluß selbst und das melancholische Spiel seiner Wellen heftet. Wie oft stand ich so da, und schaute sinnend in den ewig bewegten Strom, als zeigte er mir im Bilde das Geheimniß des Lebens, bis ich dann wieder hinaufblickte zu den fernen Bergen, und das Weh der Heimath mich ergriff, und ich Zerstreung suchen mußte im Gewähle, das mir von der belebten Stadt entgegentalte. —

Die innere Anlage von Mainz — seine meist engen und dunkeln Gassen, seine unbequemen, lichtscheuen Häuser, seine zahlreichen Kirchen und Kapellen deuten auf ein hohes Alter und eine allmähliche Entstehung, wobei immer das Gesetz der Nothdurft, und nicht das der Schönheit zu Rathe gezogen wurde. Dieses finstere, melancholische Aussehen hat besonders der dem Rhein nah gelegene Theil der Stadt, der wohl auch der erste angebaut worden seyn mochte. Nur drei neuere Straßen, die Bleichen genannt, zeichnen sich durch heitre Re-

gehmäßigkeit, und angenehmere Gebäude aus. Der Churfürst Lothar Franz aus dem Hause Schönborn liefs sie in gleichlaufenden Linien von dem Schlosse, jede in einer Länge von achthundert Schritten, anlegen.

An öffentlichen Plätzen hat Mainz, aufser den Bleichen und dem Schlofshofe, noch den Thiermarkt, den Flachsmarkt, und den Platz um den Dom, wo ehemals meist Adelige wohnten. Die Grafen von Schönborn, Bassenheim, Ostein, Stadion, Elz, Ingelheim, Walterdorf, Leyen, Metternich-Winneburg, Kesselstadt, die Freyherrn von Dalberg, Erthal, Fechenbach, Breidenbach und verschiedene Andere hatten hier ihre — zum Theil ansehnliche und meist geschmackvoll eingerichtete Häuser, oder, nach einem hiesigen Ausdruck, Höfe, die itzt von Beamten und Offizieren der neuen Regierung bewohnt werden.

An mehreren Orten zeigen sich leider noch die Spuren der langen und furchtbaren Belagerung, besonders um den Dom und die Jesuitenkirche.

Der Dom ist ein gothisches Gebäude, mit dem, Werken dieser Art und Kunst eignen, Karakter der Gröfse und Kühnheit. Ihm gegenüber stand — noch hehrer und gröfser — die Liebfrauenkirche, die mit ihren lichten Säulen und hohen spitzen Bogen, mit ihren ungeheuern Massen und mystischen Verzie-

rungen das Herz so bedeutend ansprach, und in deren dunkeln Chorgewölben man sich von der Ahndung einer höhern Welt so mächtig ergriffen fühlte! Sie wurde schon durch die Belagerung hart getroffen, und ist nun vollends abgetragen.

Auch der Dom hat gelitten, doch scheint man ihn erhalten zu wollen. Er bewahrt verschiedene Grabmähler, merkwürdig in Rücksicht der Namen, denen sie gewidmet sind, und zum Theil auch von Kunstwerth. Am interessantesten waren mir darunter das Monument des Grafen von Lamberg, das der Fastradana, der Gemahlin Karls des Großen, welches linker Hand am Eingange des Kreuzgangs steht, und endlich der leider! erneuerte Denkstein des berühmten Sängers Heinrich Frauenlob, den die Mainzer Frauen dankbar zu Grabe trugen. Unwissende Hände hatten — und dieß erst im Jahr 1787 — das alte und ächte Grabmahl des Sängers teutscher Minne und teutscher Treue zerschlagen, und das gegenwärtige wurde durch Beiträge der Mainzer Damen wieder errichtet. Auch dem würdigsten aller Erfinder, dem wackern Guttenberg, soll eines in diesem Tempel, wo seine Asche liegt, errichtet werden. Möchte doch Teutschland sich dieses kleine Verdienst selbst zueignen, wenn anders die Verehrung derer, durch die wir einen Namen haben, ein Verdienst, und keine heilige

Schuld ist. — In der Schustergasse zeigt man noch das Haus, wo der Erfinder der Druckerkunst geboren wurde.

Das schönste und in seiner Art einzige Gebäude der Stadt — die Domprobstei — wurde bei der Belagerung ein Raub der Flammen.

Der letzte Domprobst, ein Graf von der Leyen, hatte sie größtentheils auf eigne Kosten, nach dem Plan und unter der Leitung des trefflichen Baumeisters Mangin — wenige Jahre vor dem Ausbruche des allverheerenden Revolutionskriegs — aufführen lassen. Die Gallerie der Hauptfaçade ruhte auf sechs korinthischen Säulen. Den reich vergoldeten Saal stützten sechs und dreißig Säulen, zwischen welchen, abwechselnd, Genien mit Armleuchtern und Armsessel von Mahagony und vergoldetem Bronze glänzten. Das gewöhnliche Speisezimmer hatte eine von J. Zick schön gemalte Decke, die sieben Planeten in fröhlichen Spielen vorstellend, und statt der Tapete vier keck ausgeführte mythische Gemälde. Die meisten Zimmer, die alle in einem Zirkel unherlagen, erhielten ihr Licht von oben, und dadurch gewann das Ganze, bei seinen reichen und geschmackvollen Verzierungen — das Ansehen eines Feenpallastes. In einem dieser Zimmer überraschte den Kunstfreund eine schöne Kreuztragung vom alten Frank, ein herrliches Opfer vom wackern Pietro von Cortona, und,

als Gegenstück zum letzten, die Schöpfung der ersten Menschen von Lazarini.

Diesem Pallaste fehlte bloß eine angemessene Umgebung, sonst aber war er in jeder Hinsicht ein Meisterstück zierlicher und edler Kunst.

Hoch über alle andere Kirchen und Gebäude erhebt sich, zwischen den Rüstern des Stefansbergs, die diesem Heiligen gewidmete Kirche, einfach und schmucklos, aber groß und schön. Den Hochaltar schmückt ein Bild vom Niederländer Heinrich Golzius, mit der Jahreszahl 1522, den Märtyrertod des genannten Heiligen vorstellend. Golzius, ob er gleich Italien sah, konnte sich so wenig als seine übrigen Landsleute, die vor und nach ihm über die Alpen pilgerten, zu dem Idealischen der Form und der Bedeutung hinanschwingen, welches wir vereinigt in den Antiken und theilweise bei den ersten Lichtern der modernen Kunst erblicken. Seine hier erzählte Märtyrergeschichte hat das nach Regeln zu erlernende Verdienst guter Gruppen und angenehmer Färbung, wie auch den Ausdruck einer Natur, wie sie das leibliche Auge des Künstlers überall umgiebt, und die ihn für alle höhere Kunstforderung unfähig machen muß, so lange er sich nicht von ihr loszureißen weiß.

In dieser Kirche ruhen die Gebeine des ersten Mainzer Churfürsten, Willigis, der auch ihr Erbauer

seyen soll. Von ihrem Thurm genießt man einer weiten, erfreulichen Umsicht, fern über den Rhein und Main hin, die zu beiden Seiten fruchtbare Länder bespühlen.

Auf den Höhen um die Stefanskirche stand das alte Magutiacum, vom Drusus erbaut, aber nichts ist mehr davon übrig, als einige Trümmer bei dem sogenannten Kästrich (Castrum) und bei dem Kloster Dalheim, eine halbe Stunde von Mainz, die halbzerstörten Pfeiler einer Wasserleitung, deren Anblick auf dem einsamen Felde, mit ihren fremdartigen Umgebungen, eine sonderbare Wirkung hervorbringt. Auf dem Jakobsberge, den die Zitadelle einschließt, und wo vormals eine Benediktinerabtei stand, liegt noch eine alte Steinmasse, vermuthlich ein kleiner Überrest des römischen Kastells, dem später seine Gestalt den Namen des Eichelsteins gab. So schwinden gewöhnlich in der Zeiten Lauf die kühnsten Denkmäler auch des tapfersten Volks von dem Boden weg, auf den es seine Waffen aus Eroberungsdünkel trug, denn früh oder spät verwaltet die unerbittliche Weltrichter in ihr Strafbuch, und gleicht alte Schuld mit später Schmach und Herabwürdigung aus. —

Am Rhein trauert die gothische Martinsburg, der uralte Sitz der Erzbischöffe, durch Diether von Isenburg erbaut. Das neue Schloß stößt dicht

daran. Aus den Fenstern hat man eine der herrlichsten Aussichten — vor sich den Feldberg, die Gegend um Frankfurt, die Weingärten von Hochheim und die Vereinigung zweier mächtigen Flüsse an der Mainspitze, auf welcher Kostheim sich allmählig wieder aus seinen Ruinen erhebt, zur rechten die heitre Rheinstraße, die Schiffbrücke, die Aufahrt mit dem frohen und geschäftigen Menschengewimmel; zur linken die Petersaue mit ihren zerstörten ländlichen Anlagen, die an Rousseau's einsamen Zufluchtsort im Bielersee erinnert, den paradiesischen Rheingau und einen Theil der Bergkette, die sich aus der Wetterau, an Wisbaden vorüber, bis an den Rhein zieht, mit dem Berggipfel, die Platte genannt, der sich hinter Wisbaden erhebt, und ein freundliches Jägerhaus trägt.

Das Innere des Schlosses war unter dem letzten Mainzer Churfürsten, aus dem Hause Ertbal, mit Pracht und Geschmack ausgeziert, und zeugte von dem gebildeten Geiste seines Besitzers, der mehr für Kunst und Wissenschaft that, als je ein Grofser bei gleichen Hülfsmitteln, und am Ende durch den schnöden Undank derer belohnt wurde, die er aus dem Dunkel großmüthig hervorgezogen hatte.

VERGANGENHEIT UND GEGENWART.

Um Mainz trägt noch alles die Spuren eines langen und schrecklichen Kampfes. Jede Anhöhe war ein Schlachtfeld, jede Erdscholle ist ein Grabhügel. Verschwunden ist die herrliche Rheinallee, die von Mainz bis Mombach führte, wo sich an den Morgen und Abenden das schöne Jahr hindurch die geselligen Einwohner der gebildeten Stände sammelten, und im fröhlichen Leben der Mühen des Tags vergaßen. Am Ende der Allee, auf dem sogenannten Sande, hatten mehrere Adelige kleine Lusthäuser und Gärten angelegt, und das ganze bildete ein reizendes englisches Dörfchen, wie durch dichterische Begeisterung hervorgerufen, zum zwanglosen Genusse, der dankbar nimmt, was die Stunde giebt, und es nicht der Mühe werth achtet, die Hand nach dem auszustrecken, was schon im Entfliehen begriffen ist. Nahe dabei prangte ein herrlicher Wald von Kirschbäumen, die im Frühlinge mit ihren schimmernden und düftenden Blüten die ganze Gegend durchwürtzten. Von den Allen ist keine Spur mehr vorhanden. Vor dem Weissenauer Thore lag das Churfürst-

liche Sommerhaus, die Favorite, mit einem auf den Trümmern der vormaligen Karthause und in der Albanschanze angelegten englischen Garten, der jedem Lustwandler offen stand. Wie manche Stunde ernstes Sinns und süßen Träumens und frohen Naturgenusses bracht' ich dort hin! — Aber welche Wandlung! Der Garten ist wieder zur Brustwehr geworden, der Tempel der Freude zum Tummelplatz des Todes! Der Frühling eilt vorüber, und streut keine Blume mehr auf diesen Boden, und es geht nur dahin, wer seines Kummers genießen will! —

Mainz hat noch manches verloren! Welcher trefflichen Männer freute es sich in der letzten Zeit! Heinse, der aus Italien die Glut eines wärmern Himmels mitbrachte, und rein und nüchtern wie ein alter Römer lebte, blühte in Aschaffenburg ab. Forster büßte einen kurzen Irrthum durch lange Leiden, und liegt in einer fremden Erde begraben, wo niemand ist, der seine Asche ehrte! Johannes Müller verfolgt einen weltbürgerlichen Zweck auf mühevollen Wegen, und sein Ruf ist itzt für Teutschland und Helvetien die Stimme aus der Wüste. So könnt' ich noch viele nennen, Zöglinge der Gelehrsamkeit und der Kunst, die in Mainz wirkten mit Lust und Erfolg, und deren Namen gekannt und geehrt waren selbst im Volke.

Der Hof war glänzend, und wurde in seiner Prachtliebe durch einen zahlreichen und vermögenden Adel unterstützt. Man hat diese Seite zu bittern Vorwürfen gegen den letzten Regenten benutzt, ohne bedenken zu wollen, daß der Aufwand, der hauptsächlich im Bauen und in Hoffesten bestand, meist in die Hände der arbeitenden und gewerbsamen Klasse sich vertheilte, daß so viele gemeinnützige Anstalten, wie die Abschaffung des Bettelns durch Errichtung eines Armen- und Arbeitshauses, die Stiftung einer Niederkunftsanstalt, die glänzende Ausstattung der Universität und der öffentlichen Bibliothek, die Verbesserung der Volksschulen, ja daß selbst das treffliche Theater und die glänzende Hofkapelle zunächst auf den Vortheil und zugleich mit auf das Vergnügen des gesammten Publikums berechnet waren. Der Churfürst ließ junge Gelehrte und Künstler reisen, und der Adel folgte häufig diesem rühmlichen Beyspiele. Selbst seine kostbare Privatbibliothek stand denen offen, die sie benützen wollten, und sein Bruder hatte seine Kupferstichsammlung — eine der erlesensten und reichsten, die je ein Privatmann zusammenbrachte, der Universität als Legat zugebracht, und wird sie nun der Schule in Aschaffenburg hinterlassen.

In Mainz herrschte eine Freiheit der Meinungen, von welcher man in unsern Tagen bald nirgends

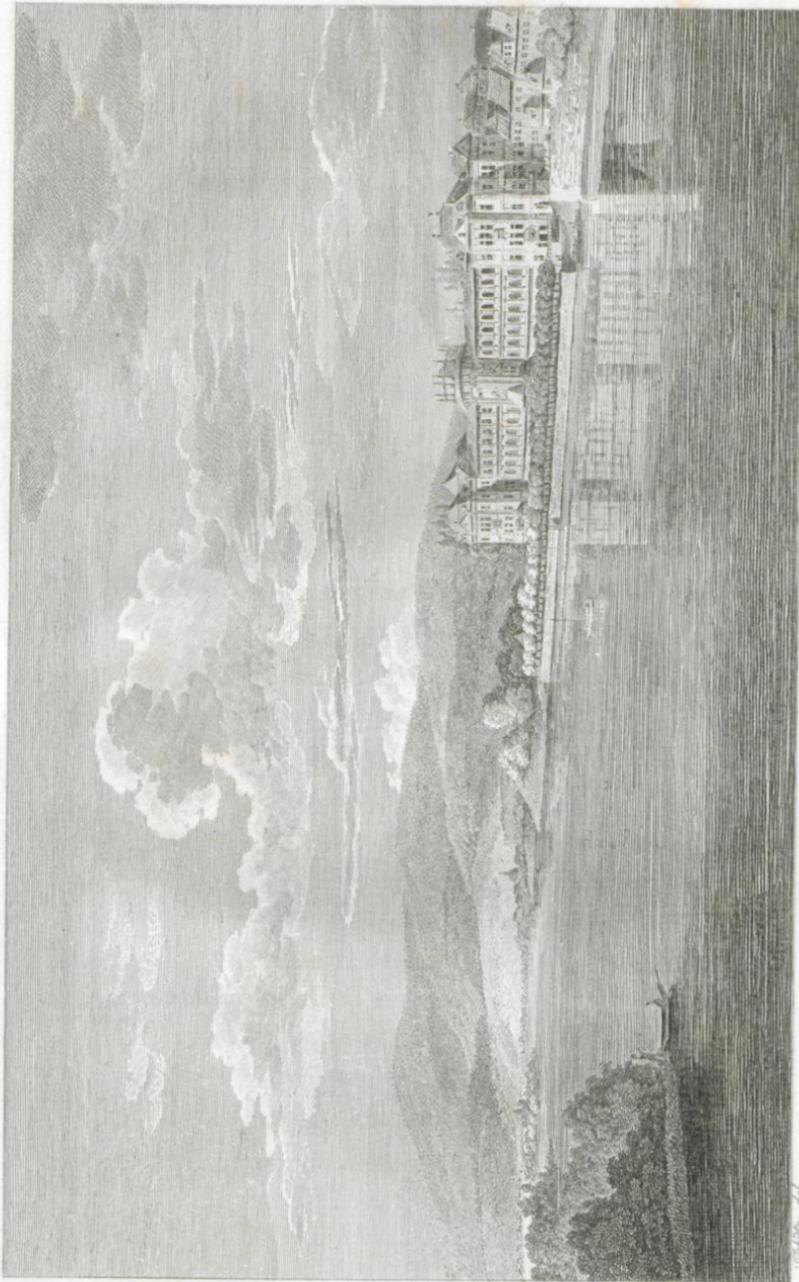
mehr einen Begriff haben wird, und dieser Umstand allein schon müßte für die lautern Absichten der vormaligen Regierung sprechen, wenn inzwischen die Zeit nicht selbst die ungerechten Urtheile — nur freilich nicht gar schonend — berichtigt hätte. Die Gegenwart ist die Schutzrednerin der Vergangenheit geworden, und die guten Mainzer haben der Gelegenheiten genug, den Unterschied zwischen jetzt und ehemals zu fühlen.

Auf ihren Charakter haben inzwischen die Ereignisse der letzten Zeit keinen merkbaren Einfluß ausgeübt. Es ist noch das heitre, frohsinnige, leichtbewegliche und gastfreundliche Volk, wie beim Anfange der großen Veränderung; es lacht noch die Sorgen des Lebens weg, und rächt sich durch witzige Einfälle an seinen Plagen. Der leichte Erwerb hat freilich aufgehört, und die Noth gibt einen ernstern Sinn, auch ist sie unter einem Theile der erwerbenden Klasse hoch genug gestiegen, um die Aufmerksamkeit der Häupter des Staats zu verdienen. Mainz besitzt aber auch in seiner Lage unerschöpfliche Hülfsmittel, sobald diese nicht durch eigensinnige Handelsgesetze gebunden werden.

Von Paris aus hat man eine kleine Gemähldeausstellung hiehergeschickt, zum Unterricht junger Künstler. Aber die Kunst, die nach Brot gehen muß, ist keine Kunst mehr. Armuth weckt den Erwerb-

fleifs, aber nicht den Funken der Begeisterung. Der Adler schwingt sich nicht zur Sonne, so lange ihn der Hunger zwingt, das Gewürme im Schlamme des Ufers aufzusuchen. Die Armuth macht den Menschen feig und verdrossen, oder wenn er Muth und Kraft besitzt, zum Schleichhändler und Räuber. Jedes schönere Gefühl erstirbt im Mißmuth der Nahrungssorgen, und wie soll da eine schöne Kunst gedeihen!

Übrigens sind unter den hier aufgestellten Bildern mehrere, die wenigstens ehrwürdige Namen tragen, unter andern, eine Madonna vom alten nach etwas gothischen Mantegna, eine Geburt und Christus unter den Schriftgelehrten vom kräftigen aber auch derben Giordano, ein heiliger Franz vom eifertigen aber gewandten Guercino, Adam und Eva vom teutschen Albrecht Dürer, den die gemeine Natur seiner Vaterstadt an seinem Ideal irre machte; ein Thierstück von Reyders herrlichem Pinsel, ein Bartholomäus von Raphaels Lehrer Perugino, eine Anbetung der Hirten von Van Dyk, der der flämändischen Form etwas von der italienischen Grazie zu geben wufste, und einige andere. Ein Hauptbild ist nicht darunter, auch möcht' es für angehende Künstler von größerem Vortheil gewesen seyn, statt dieser Gemählde, die von dem Pariser Überflusse hierher und in einige andere Hauptstädte Frank-



Grauert del.

Ansicht des Schlosses zu Biberich.

Vue du Chateau de Biberich.



reichs abgegeben wurden, sie mit guten Abgüssen von Antiken zu bedenken, denn wer es zu einem bleibenden Namen in der Kunst bringen will, der muß sich an die Vorbilder selbst halten, welche den ersten Meistern neuerer Zeit zum Kanon dienen.

B I B E R I C H.

Die Reise durch den Rheingau macht man am angenehmsten auf einem Rheingauer Nachen. Diese Fahrzeuge haben die Form einer kleinen Jacht, ein bequemes Zimmer, und ein räumiges Verdeck, von welchem man keine der zahllosen Schönheiten verliert, die sich an den beiden Ufern des Stroms ausbreiten, und man gewinnt so noch von Zeit zu Zeit einen neuen Standpunkt für die schon zurückgewichenen Gegenden, und kann auch überall, wo es der Mühe lohnt, anlegen, und einen Abstecher landeinwärts machen.

Ich verließ Mainz an einem etwas schwülen Morgen, der Wind war uns entgegen, und wir konnten uns nur eine langsame Fahrt versprechen, was mir ganz recht war, weil ich so jeden Gegenstand länger im Auge hatte, und die Veränderungen nicht zu schnell erfolgten.

Mit wehmüthigem Blick schiffte ich die Petersaue und die Ingelheimer Aue vorüber, die jetzt ihrer schattigten Spatziergänge, ihres ländlichen Schmuckes und ihrer stillen Freuden beraubt sind, und wandte mich nach Biberich, der Residenz des Fürsten von Nassau-Usingen.

Das Bibericher Schloß hat eine reizende Lage, wo der Rhein eine starke Krümmung macht, und zwei verschiedene Aussichten mit einander verbindet. Man mag nun den Fluß hinauf- oder herabfahren, immer strahlt dem Schiffenden dieses freundliche Schloß mit seinen schönen Formen und röthlichen Gesimsen aus den dunkeln Bergen des Rheingaus entgegen.

Das Gebäude ist im einfachen und edlen Styl aufgeführt. Es besteht aus drei Flügeln, wovon sich der mittlere auf einer hohen, mit Bäumen besetzten Terrasse am Rhein hinzieht, und mit seiner auf acht ionischen Säulen ruhenden Kuppel einen prächtigen Anblick gewährt. Die beiden Nebenflügel laufen landeinwärts gegen die Gebirge, und umfassen das Parterre des anstoßenden Schloßgartens. Die Verzierungen des innern sind ebenfalls einfach und geschmackvoll, ein treues Bild der edlen Fürstenfamilie, die hier wohnt, und mit häuslichem Sinn der Freuden der Natur genießt.

Im Garten wechseln französische und englische

Anlagen in einer hier freundschaftlichen Mischung. Die Mitte umfaßt ein großes Bassin mit Wasserkünsten. An den Nebenflügeln ziehen sich, in gleicher Richtung mit diesen, dunkle Kastanienalleen hin, die sich in Sinesische Häuschen endigen. Von der Terrasse am Bassin hat man durch eine dreifache Reihe hochwipfeliger Bäume eine dreifache Aussicht gegen die sanftgewölbten Berge bei Wisbaden, wo der Blick hier von alten Ruinen, dort von einer Dorfkirche, die aus Wallnufsbäumen hervorragt, angezogen wird.

Die Spatziergänge außer dem Garten, über die duftenden Wiesen und längs den Mühlbächen hin, sind nicht minder einladend, und der reiche Segen der Felder, die mit Obst beladenen Fruchtbäume, das fröhliche Leben der Menschen — alles zeigt eine glückliche Gegend, die mitten unter den Verheerungen des Kriegs verschont blieb, wie von einem treuen Schutzgeiste bewacht.

Von Biberich aus lohnt es, einen Ausflug auf die Höhen von Erbenheim und nach Wisbaden zu machen. Bei Biberich zieht sich vom erhöhten Rheinufer ein hoher Wall mit einem tiefen Graben — vielleicht eine alte Befestigung des dreißigjährigen Kriegs — in den sogenannten Landswald hinauf, der den Hintergrund des ganzen Rheingaus bis Lorrich begrenzt. Hier auf der Höhe bildet sich eine Reihe

der schönsten Aussichten, deren man sich auf der ganzen Rheinfahrt zu freuen hat. Unten breitet sich die Landschaft in einen weiten und fruchtbaren Baumgarten aus, und das Bibericher Schloß mit seinen schwanken Pappeln steigt zauberisch am glänzenden Rhein empor — jenseits liegt Mombach mit seinen melancholischen Tannenhügeln. Am Ende dieses Waldes hüllt sich Budenheim in einsame Schatten. Diesseits — ein köstlicher Anblick! umgrenzen die blauen Berge des Rheingaus den alten Strom, der hier einen majestätischen See bildet, und die im Morgenstrahl glänzenden Bilder von Schierstein, Ellfeld und Walluf freundlich zurückstrahlt. Fern dämmern, wie in einem Hintergrunde von Lorräns Landschaften — der Johannesberg und Rochusberg, und unten gähnt der düstre Schlund bei Bingen, wo der Rhein sein Grab zu finden scheint.

Wendet man sich aufwärts gegen Mainz, Kassel, und Hochheim hin, so nimmt die Aussicht den entgegengesetzten Charakter an — Eine unermessliche, lichte Ebene von Wasser und Land, bis an die ferneren Gebürge der Bergstraße, die das Herz mit einem unendlichen Sehnen ergreift.

Hinter den Höhen von Erbenheim hebt sich ein romantischer Hügel aus einem dunkeln Thale, mit den Ruinen der einst stolzen und hochgethürmten Veste Sonnenberg, die Kaiser Adolf von Nas-

sau hier erbauen liefs. Große Erinnerungen und ernste Betrachtungen wecken diese Trümmer in der Seele des Wanderers. Wäre Adolf, auf welchem der kühne und hochstrebende Geist seines Hauses ruhte, nicht in der Schlacht bei Gelheim gefallen, so wäre vielleicht das teutsche Kaiserhaus am Rheine gegründet worden, unser Vaterland hätte vielleicht die gewaltsamen Erschütterungen nicht erlitten, und der schöne Fluß betrauerte nicht das Loos der Völker, deren Länder er durchströmt. Der damalige Churfürst von Mainz, Gerhard von Eppstein, hatte seinen Neffen Adolf auf den Kaiserstuhl erhoben, und stürzte ihn wieder mit dem bitterm Scherz, noch mehrere Kaiser in seiner Tasche zu haben. Er konnte freilich nicht vorhersehen, daß der bedeutendste Theil des Mainzischen einst dem Hause Nassau zum Loos fallen würde, wie es durch den letzten Reichsschluss geschah.

Der Weg von da nach Wisbaden führt durch eine unfreundliche Wildnifs, wo hier und da arme Strohhütten an steinigten Feldern liegen, als hätte die Natur, indem sie den herrlichen Rheingau so mütterlich ausstattete, diesen Fleck ganz vergessen.

Wisbaden selbst gewährt keinen schönen Anblick, aber es hat artige Umgebungen, und das frohe Gewühl um seine warmen Quellen und die Leichtigkeit, womit sich in Bädern oft interessante Be-

kanntschaften knüpfen, macht den Aufenthalt hier in den schönen Tagen des Jahrs doch angenehm. Dieses Bad kann sich jedoch in keiner Hinsicht mit dem verschwisterten zu Baaden in der Markgrafschaft messen, dessen Gegenden mit den schönsten Landschaften des Rheingaus wetteifern.

Von Wisbaden macht man gern eine kleine Streiferei in den Wald hinter Schwalbach, wo noch einige übriggebliebene Mauern der zerstörten Burg, Adolfsack, aus einem grauen Felsen hervorzuwachsen scheinen.

In diesen Überresten haben sich einige Tagelöhner angebaut. Hier, wo der muthige Nassauer seinen hochstrebenden Geist in die Träume der Herrschaft über Teutschland wiegte, siedelt itzt genügsame Armuth, sicherer unter den Trümmern der stolzen Veste, als er in der aufrechtstehenden Pracht derselben. Die Wünsche arbeitsamer Menschen schweifen nicht über den Hag ihres Ackers, und wenn das Leben ihre kleine Hoffnungen täuscht, so blicken sie mit Vertrauen zum blauen Himmel hinauf, und finden Beruhigung in der Zuversicht eines redlichen Gemüths. Ihr Glück ist, in der Hütte zu altern, wo ihre Wiege stand, und von der Erde nicht mehr zu kennen, als die Berge ihrer Heimath.

Die Nacht senkte sich schon in die Thäler, als ich noch mit meinem Führer um diese Ruinen

weilte, — ödes Schweigen war ringsumher — aus den kleinen Fenstern einer Hütte schimmerte ein Licht. Ich träumte mir Adolfs Geist, der in der Stille der Nacht die Überreste seiner Wohnung besucht, und im anspruchlosen Leben der Dürftigkeit die Gewißheit erhält, daß ihn auch die Erfüllung seiner schimmerndsten Entwürfe nicht zu dem Frieden mit sich selbst geführt haben würde, dessen der Arme hier nach vollbrachtem Tagwerke genießt, der, wenn er nun sein Nachtgebet mit herzlicher Innbrunst verrichtet hat, sich sicher genug durch einen hölzernen Riegel verwahrt hält, und ohne alle Furcht auf seinem Strohlager schläft.

DER RHEINGAU.

Wenn man zwischen den Auen bei Biberich hervorkömmt, erhält man die erste Ansicht des Rheingaus. Zwar ist sie dieselbe, die man schon von den Erbenheimer Höhen hatte, aber die Parthien sind hier dem Auge näher, und der Reisende tritt in die schöne Landschaft selbst ein, die durch den veränderten Standpunkt neue Reitze gewinnt und entfaltet. Sanft erheben sich längs dem Gestade hin die Anhöhen mit ihren Terrassen, auf welchen der

Weinstock blüht, und schliessen sich tief unten in einem Halbzirkel, so dafs der Fluß hier als ein grosser See erscheint, in dessen hellem Spiegel die freundlichen Bilder von umbüschten Dörfern und grünenden Weinhügeln, von lachenden Auen und stillen Meiereien mit dem wechselnden Zauberspiel von Licht und Schatten gaukeln.

Vor sich hat man Walluf, die eigentliche Thüre des Rheingaus, dessen heitre Wohnungen am ruhigen Ufer hinstehen. Schon sieht man weniger Wiesen und Felder, und das Reich des Efeubekränzten Weingottes beginnt, der sonnigte Höhen und Felsen liebt.

Noch vor Walluf liegt das Dörfchen Schierstein, wo die Familie von Holzhausen einen schönen Garten besitzt. Am Ufer zu Walluf steht das anmuthige Landhaus der Grafen von Stadion.

Itzt nähert man sich dem reizenden Ellfeld mit seinen gothischen Thürmen, und hat schon den köstlichen Johannesberg und sein weisses Schloß im duftigen Hintergrunde.

Trauriger ist aber das linke Ufer. Aus niedern Hügeln von Flugsand steigen düstre Tannenwälder, die sich bei Ingelheim in eine unfruchtbare Heide verlieren.



Ansicht von Eßfeld und Erbach.

Von D. Eßfeld et Erbach.

 E L L F E L D .

Dieser Flecken — der Hauptort des Rheingaus — dehnt sich mit seinen Thürmen und Landsitzen prächtig an Ufer hin. Die große Sommerwohnung des Grafen von Elz nimmt beinahe die Hälfte der vordern Ansicht ein. Ganz unten haben die Herrn Knein und Langen ein heitres Landhaus.

In diesem Flecken wurde im J. 1349 der Vergleich zwischen Kaiser Karl IV. und dem unglücklichen und eines bessern Schicksals würdigen Günther von Schwarzburg geschlossen.

Nahe hinter Ellfeld liegt, in einem schattigten Thale, Kidrich mit seiner gothischen Kirche, wo die Herrn von Ritter eine angenehme Villa besitzen. Über dem Dorfe wählten sie sich ein schönes Plätzchen, die Rittersruhe, von wo man einer herrlichen Aussicht nach Mainz hin genießt.

Nicht weit von Ellfeld liegt das Dorf Erbach, und zwischen beiden der Draiser Hof, mit großen Scheunen und Keltern, ehmal dem Kloster Erbach gehörig.

Beim Eingange in Erbach steht das Birkensto-

kische Haus, und am Ende dieses Orts hat sich der Burggraf von Westphalen - Fürstenberg ländlich angesiedelt, und sich eine geschmackvolle Villa erbaut, die eine der schönsten Aussichten am Rheine hin gewährt.

Von Erbach aus versäume man nicht zwei Abstecher zu machen, wozu wenige Stunden hinreichen; den einen in die ehemalige Abtei Erbach oder Eberbach, den andern nach dem am linken Rheinufer gelegenen Niederingelheim.

Die Abtei Erbach — von Zisterzienserorden — liegt in einem Wald versteckt, wohin schattigte Spatziergänge durch Wiesengründe und abwechselnde Gehölze führen. Unterwegs kommt man den von Eichen und Pappeln mahlerisch umkränzten Neuhof und das romantische Dorf Hallgarten vorüber. Das Kloster selbst erblickt man nicht eher, bis man vor dem Eingange steht. Es ist von großem Umfange, und wurde schon im elften Jahrhundert durch Erzbischoff Adelbert von Mainz gestiftet. Seine Einkünfte waren fürstlich, besonders an Wein. Dagegen übten die Mönche eine allgemeine Gastfreiheit, und trieben mitunter auch Künste und Wissenschaften, wie denn einer von ihnen sich durch schätzbare Beiträge zur Geschichte des Rheingaus auszeichnete.

In der Klosterkirche, im sogenannten Grafen-

chor, findet man die Grabsteine einiger Erzbischöffe von Mainz und vieler Grafen und Gräfinnen von Nassau und Katzenelnbogen, die sich durch reiche Vermächtnisse dem frommen Andenken der ehrwürdigen Väter empfohlen hatten.

N I E D E R I N G E L H E I M .

Welcher Teutsche, wenn ihn Absicht oder Zufall in diese Gegend führen, möchte nicht die paar Stunden daran wenden, um eine Stätte zu besuchen, die durch das Andenken an einen großen Mann geheiligt ist! Und ein solcher war Karl; — seine Fehler gehören seiner Zeit, seine Größe gehört ihm selbst.

Ingelheim liegt ohngefähr in der Mitte zwischen Mainz und Bingen, auf einer Höhe, von welcher es sich bis in das Thal hinab erstreckt. Von dem Umfange des Pallastes, den Karl bewohnte, zeugen noch die umher zerstreuten Überreste, wo sich hier und da arme Bauersleute mit ihren Strohdächern in die Mauern eingekistet haben — von seiner Pracht ist wenig mehr vorhanden, als einige Schäfte von Marmorsäulen, zertrümmerte Kapitäle und Gesimse.

Ein alter lateinischer Dichter sagt, dieser Pallast habe auf hundert marmornen Säulen geruht, und

hundert Thore gehabt, und ein anderer, den Leibniz anführt, preist ihn als ein Wunder der Kunst, als das größte Werk jener Zeit, und versichert, die Säulen seyen von Rom und Ravenna hierher gebracht worden! — Und so wenig ist mehr übrig von seiner Herrlichkeit und Schönheit, obgleich Friedrich der erste ihn wieder hatte erneuern lassen.

Es ist ein eignes Gefühl, auf der Stelle zu stehen, wo ein großer Mann wandelte und wirkte! Und dieser Mann war ein Wohlthäter nicht nur Deutschlands, sondern der Erde. Er wußte, daß die bürgerliche Kultur eines Volks die Bedingung seiner Humanität sey, und daß der Mensch erst den Kampf der leblosen Natur bestanden haben müsse, bevor er das Geheimniß eines höhern Lebens zu fassen vermag. Er achtete und förderte Kunst und Wissenschaft, und indem er ihren wohlthätigen Einfluß in seinem Gemüthe wahrnahm, suchte er sie allgemein zu verbreiten, und dieß beweist, daß er den Menschen schätzte, und an seine Würde glaubte, statt daß man ihn in unsern Tagen meist nur als unentbehrlichen Hauptressort in der künstlichen Staatsmaschine betrachtet und behandelt. Karln verdankt man die erste Anlage der Städte, und damit die Entstehung des dritten Standes, ohne welchen es keine eigentliche bürgerliche Gesellschaft giebt.

Die Erinnerung an diesen Kaiser, wie Teutschland seit ihm keinen mehr hatte, weckt auch das Andenken an Eginhard und Emma, und ihre romantische Liebe. Dort, sagt' ich zu mir, wo die halbnackten Kinder unter den bemoofsten Steinen spielen, und die Schwalbe am Architrav nistet, dort war vielleicht das stille Gemach der holden Fürstentochter. Dorthin schlich der treue Geheimschreiber ihres Vaters, und erhielt in verschwiegener Nacht den Sold der Minne, und da stand vielleicht der Söller, von welchem Karl mit kummervollem Staunen das sinnreiche Opfer der Liebe sah — seine Emma, ihren Geliebten auf dem Rücken über den beschneiten Schlofshof tragend, damit kein Argwohn die Spur ihrer Liebe entdecken möchte! —

Aber ach! es sind nicht bloß freundliche Gestalten der Vorzeit, die den Waller hier umschweben! Diese Stätte war auch der Schauplatz der Leiden und des Verbrechens. Nahe dabey, auf der Ingelheimer Aue, starb Ludwig der Fromme, ein Sohn Karls, aus Gram; hier wurde der unglückliche, geächtete, von allen verlassene vierte Heinrich von seinem entarteten Sohne der Krone beraubt! —

Versunken in das Andenken der Vergangenheit achtet man weniger der herrlichen Aussicht, deren man von dieser Anhöhe genießt. Sie führt den

Blick weit über Mainz hin, beherrscht den ganzen Rheingau und des breiten Stroms mannigfache Umgebungen.

H A T T E N H E I M .

Zwischen Ellfeld und Hattenheim, die kaum dreiviertel Stunden von einander liegen, sieht man noch die vormals Erbachischen angenehmen und reichen Meiereien Dreise und Reichardshausen, und fährt an drei großen Werdern vorüber — der Langwarther Aue, der Rheinaue, die eine Gemarkung von dreißig Morgen umschließt, und der alten Sandaue. Der letzten zur Seite liegt Hattenheim im Schoofse einer fruchtbaren Natur.

Diesseits unter den Bäumen des Dorfs hat sich der Weihbischoff Heimes ein friedliches Tusculum erbaut. Dicht an Rheine steht die freundliche Wohnung des Weinhändlers Mappes mit lieblicher Aussicht aus den Fenstern des Saals. Am Ende des Dorfs liegt der Schönborner Hof, zu welchem ein schöner Garten gehört.

Vor Hattenheim wächst der köstliche Markbrunner Wein; seinen Namen hat er von einer

Quelle, welche die sonnigte Gegend durchplätschert und belebt.

Die freundlichen Weinhügel von Hattenheim verlieren sich seitwärts in ein wildes, ödes Thal, das sich zwischen ungeheuern Bergen durchwindet, und wo Düsternheit und Einsamkeit herrschen. Man glaubt hier das alte Bett eines Flusses zu sehen, dessen Quelle vertrocknete, und von dem nur noch ein durch Regenwasser angeschwelltes Bächlein übrig ist, welches sich mühsam durch Kies und üppige Kräuter seinen Weg bahnt. Im Schutze eines waldigten Bergs hat sich hier ein kleines Dorf versteckt, dessen elende hölzerne Hütten mahlerisch über einander hängen, und von den höher stehenden Bäumen dunkel beschattet werden. Verschwunden sind auf einmal die heitern Bilder des Rheingaus, verschwunden Weinstöcke und Obstbäume, und der wogende Rhein. Hier ist der Aufenthalt der Armuth, hier die Szene ungeschmückter Natur, wie sie Everdingen mahlte: liegende Baumstämme, geborstene Felsen, aus deren Spalte die Birke grünt, verwachsene Hecken, wo der Vogel scheu auffliegt beim Fuftritt des Wanderers, und hier und da das bemoofste Dach einer Strohütte und ein Gärtchen mit Hagedorn umzäunt, und ein halbnackter Knabe, der seinen Ziegen ein Liedchen pfeift.

Die Natur scheint in einer wahren Künstlerlaune

diese Landschaften des verschiedensten Styls und Charakters neben einander gestellt zu haben, um das Auge durch Schönheiten jeder Art — vom Anmuthigen und Heitern bis zum Düstern und Erhabenen zu bezaubern.

DER JOHANNESBERG.

Ein Viertelstündchen unter Hattenheim liegt der Flecken Östrich mit einigen reizenden Landhäusern und Höfen. Vom jenseitigen Ufer strömt die Selz in den Rhein, der auch hier wieder verschiedene liebliche Auen, wie schwimmende Gärten, auf seinem Rücken trägt.

Etwas weiter unten ruhen Mittelheim und Winkel oder Weinzell vertraulich ganz nahe an lachenden Gestade, und geben die Richtung des mit Weinreben und Bäumen eingefassten Wegs auf den in breiten Terrassen sich erhebenden Johannesberg.

An seinem Fufse reiht sich ein Dorf gleiches Namens in einem schattigten Grunde hin, den ein Mühlbach durchplätschert. Ländliche Stege von zerbrochenen Mühlrädern und Steinen führen darüber, und von den zerstreut unherliegenden Wohnungen ziehen sich kleine Treppen herab an sein



Aussicht von Winkel und Johannsburg.

Vue de Winkel et Johannsburg.

blumichtes Ufer. — Es ist ein wahrhaft dichterisches Thal, würdig der Radiernadel eines Swaneveld oder Waterloo, und ich sah es von der angenehmsten Staffage belebt. Hier stieg ein Mädchen sorgsam die Treppe herab, um seinen Milchtopf in das Wasser des Bachs zu setzen; dort wusch ein andres sein Gewand von Linnen, und holde Kinder, deren ganze Bekleidung ein Hemd war, plätscherten in dem Wasser, und versteckten sich unter dem überhängenden Gesträuch des lieblichen Bordes.

Etwas weiter hin liegt die Klausse, ein längst verlassenes Nonnenkloster, und das dem Grafen von Greifenklau gehörige Rittergut Vollratz mit geschmackvollen Anlagen.

Der Weg auf den Johannesberg wird allmählig zum schmalen und mühsamen Pfad — man steigt zwischen den Weinreben hinauf, und steht nun vor dem schönen neuen Schlosse, das eine der schönsten Aussichten des Rheingaus beherrscht.

Wahrlich diese Stelle verdient es, der Tempel des teutschen Weingottes zu seyn!

Vor sich hat man den Rheingau, in einer sanften Krümmung hingedeht, den Rhein mit Inseln besät, dessen Wogen hier wie Silber funkeln, und dort von den tiefen Schatten überhangender Felsen und Bäume bedeckt werden. Zahllose Flecken und Dörfer und Landhäuser und Klöster erheben sich —

bald halb in Thälern versteckt, bald zwischen lieblichen Auen, bald zwischen den Bäumen der Berge. Einsam trauern zerfallene Ritterburgen auf nackten Felsen, die den frohen Ruf der Vorüberschiffenden hundertfach zurückhallen. Die Ferne verschwimmt in unbestimmten Umrissen, und wiegt Herz und Fantasie in ein stilles Sehnen nach dem Unbekannten, das uns wehnützig ergreift, wie das beginnende Weh der Heimath. — —

Wär' ich Besitzer dieses Götterbergs, ich würde im Schatten von Uhnen, um die sich Reben rankten, einen kleinen Tempel erbauen, und darin den Bacchus und Amor als Knaben aufstellen, wie dieser lächelnd den irdischen Nektar kostet, und der Efeubekränzte Liber den Bogen des geflügelten Eros zu spannen versucht, und wie die Grazien sich ihnen nähern, eine Leyer und ein Körbchen mit Rosen in der Hand, um ihre Gaben zu erhöhen durch herzwinnende Lieder, und ihre Freuden in Harmonie zu bringen mit der schönen Natur umher und mit des Lebens höherer Bedeutung.

Eine Probstei war zum Tempel des Bacchus und Komus wohl recht gut, aber ich zweifle, ob Amor sonst je in Begleitung der Grazien hieher gekommen seyn möchte.

Übrigens wurde diese Probstei von Ruthard, dem zweiten Erzbischoffe von Mainz, im Jahr 1102

gestiftet, und von dem Grafen des Rheingaus Reinhold und seiner Gemahlin Danknoth ansehnlich bereichert. Albert von Brandenburg zerstörte sie im sechszehnten Jahrhundert, endlich kam sie an Fulda und bey den letzten großen Veränderungen an Nassau-Oranien.

Unter dem Schlosse befindet sich ein sehr geräumiger Keller, doch wurden die bessern Weine nie hier aufbewahrt, sondern immer nach Fulda abgeführt. Das Stückfaß eines guten Jahrgangs wird gewöhnlich mit drei bis vier tausend Gulden bezahlt.

D A S G O T T E S T H A L.

Beim Blick in die Ferne verliert sich der Geist aus sich selbst. Wer sich wieder sammeln will auf einsamen Gängen und an den Bildern stiller Häuslichkeit, der wandre vom Johannesberg zu dem nahen Frauenkloster Gottesthal, wo Ruhe und Abgeschiedenheit ihn empfangen. In einem verborgenen Thale hinter dem Kloster liegen, einsiedlerisch und vertraulich — mehrere Mühlen, von Erlen und Wallnusbäumen beschattet. Ein kühler Waldstrom rauscht an ihnen vorüber, und verliert sich im wilden überhängenden Gestränche. Der Boden des Thals ist

eine blumichte Wiese — einzelne Baumgruppen stehen da und dort — von der Höhe wirft ein dunkler Wald seine Schatten. Ich möchte dies Plätzchen das Thal der Ruhe nennen, wie man im Ocean ein Eiland hat, welches die Insel der Ruhe heißt.

Man findet in diesen Mühlen eine gastfreundliche, ländliche Bewirthung und die Biedersitte der alten Zeit, die nur hier und da noch in der Dunkelheit wohnt.

An den röthlichen Balken der einen Mühle windet sich ein Weinstock hinauf; unter seinen schwebenden Ranken, die spielend gaukelnde Schatten umherstreuen, sind Bänke von alten Mühlrädern und Baumästen angebracht. Ein breiter eben gesägter Eichenstrunk dient als Tisch, und nebenan fließt der lebendige Bach, und kühlt die Milchtöpfe und die Weinflaschen.

Dazu die zwanglose Gutherzigkeit dieser patriarchalischen Menschen, deren Vertrauen ein Händedruck gewinnt, und deren ganzes Leben man in einer Stunde kennen lernt; — die harmlosen Spiele ihrer Kinder, die diesen kleinen Fleck für die Welt halten, und sie nicht größer wünschen. — Wahrlich, man vergißt dabei des reichen Johannesbergs, und möchte sich hier eine Hütte bauen, und alle Wünsche und alle Thorheiten seines Lebens jenseits der Grenze dieses engen Bezirks zurücklassen. —

Aber ach!

Nicht Ruhe und Genuß sind unser Loos, sondern Mühe und Entsagung, und wenn es irgend ein wahres Glück für den Menschen giebt, so kann es kein Geschenk der Natur oder des Zufalls, es muß etwas — nicht im Spiel, sondern in Anstrengung und Beschwerde Errungenes seyn.

G E I S S E N H E I M.

Ungern verläßt man den Johannesberg und seine Umgebungen, aber man wird nach einer halben Stunde reichlich durch den Anblick von Geissenheim entschädigt. Dieser Flecken, der anderwärts für ein schmuckes Städtchen gelten könnte, prangt mit den Landhäusern der Grafen von Ingelheim, Metternich und Ostein, und der Freiherrn von Hopfer. Auf der einen Seite umgeben ihn liebliche Fluren und Triften, auf der andern waldigtes Gebürg, und diese verschiedenen Parthien sind auf das Gefälligste verbunden.

In der Kirche steht ein schönes Grabmal von der kunstbegabten Hand des wenig gekannten Bild-

Ans. d. Rh. 1. Heft.

6

hauers Rauchmiller *), welches der treffliche Churfürst Johann Philipp seinem Vater hier setzte.

Dieser Fürst, der, wie alle große Männer, einen offenen Sinn für die Schönheiten der Natur hatte, brachte gewöhnlich die Sommermonate in Geissenheim zu, und lebte hier in einer würdigen Mufse. An eben diesem Ort war es, wo er die interessante Unterredung zwischen dem gutmüthigen Schwärmer Bartholomäus Holzhausen und dem nüchternen Denker Leibnitz anstellte, die beide in seinen Diensten waren. Es ist zu bedauern, daß man von dieser Unterredung nur unbefriedigende Nachrichten hat. Vielleicht, daß Leibnitzens Theodicee und Holzhausens Visionen einigen Aufschluß darüber geben können.

Beide Werke zeigen den Gang der Vorsehung in der unsichtbaren Leitung des Universums, und wenn der philosophische Denker das Übel als nothwendige Bedingung der Materie und der Freyheit betrachtet, so glaubt der religiöse Seher den Knoten damit zu lösen, daß er die Ausartung der Kirche und ihre Verfolgungen als nothwendige Reinigung der Religion angesehen wissen will. Jener umfaßt die ganze Natur; diesem ist der Mensch die Welt.

*) Rauchmiller arbeitete lange in Mainz und Wien. Mit der Schönheit der Formen wufste er hohe Bedeutung zu vereinigen, und jene zu dieser zu benutzen.

Zwischen Geissenheim und Rüdesheim liegt das Frauenkloster Eubingen; welches ursprünglich von der durch ihre mystischen Schriften und Prophezeiungen bekannten Äbtissin Hildegard auf dem Rupertsberge bei Bingen gestiftet, nach den Zerstörungen des dreißigjährigen Kriegs aber hierher versetzt wurde. Noch bewahrt man als kostbare Reliquien die eigenhändigen Briefe der Stifterin an Päbste, Könige und Fürsten, ihr nach dem Geschmacke jener Zeit bemahltes Gebetbuch, das Messer, welches ihr der heilige Bernhard geschenkt hatte, und ihren Ring mit der sinnvollen Inschrift:

I c h l e i d e g e r n !

Mag Schwärmerei in dieser Hingebung und Entsagung liegen, sie zeugt doch auch von nicht gemeiner Seelenstärke. Was wir dem Kopf des Mannes nicht vergeben würden, dieß vergeben wir dem Herzen des Weibes, und lernen es sogar an ihr achten. Wenn ihr reines schuldloses Gemüth nichts hienieden findet für seine Ahndungen und Wünsche, wenn ihm seine Liebe ein zu heiliges Gefühl ist, um es an etwas Vergängliches zu heften, wenn es so fest hängt an dem Guten, daß ihm schaudert auch nur vor dem Namen des Bösen, wer mag ihm verargen, wenn es schüchtern in sich selbst flüchtet, und sich im Sehnen nach einem höhern Leben verzehrt?

Ich habe solche Gestalten gesehen, deren Anblick etwas überirdisches hatte — sie wandelten an mir vorüber, wie Erscheinungen einer andern Welt, und ich fühlte es innigst, auch dieses Entsagen müsse mit einem Frieden lohnen, wie er nach jeder guten That unser Herz erfüllt.

DER NIEDERWALD.

Das prächtige Östeinsche Landhaus zu Geisenheim lehnt sich an einen Garten, der sich allmählig in die Gebirge erhebt, und über Rüdesheim, Ehrenfels und Asmannshausen durch den ganzen dem Grafen gehörigen Unterwald hinführt. Beim ersten Eintritt beleidigen die mit der Scheere zugestutzten Bäumchen und die steinernen Götter und Göttinnen, die sich zu wundern scheinen, wie sie dahin gekommen sind.

Am Ufer wild hinstürzender Ströme,

Unter dunkeln Lauben

Heiliger Gebüsche,

Unter Trümmern der Vorzeit,

Auf kräutervollen Hügeln,

Auf beblühten Pfaden,

*In Fruchterfüllten Thälern,
 Wo das ländliche Mädchen
 Bei der Heerde singt — *)*

was sollen da die französischen und holländischen Kunstschnörkel? — Doch zum Glücke verliert sich dieser widrige Eindruck hier bald bei dem Anblick der schauerlichen Felsenthäler, der tausendjährigen Eichen, die den Rittern der zertrümmerten Burgen noch Schatten gaben, des herrlichen Rheinstroms, der itzt still und majestätisch, wie ein großer See sich ausbreitet, itzt tosend und schäumend an den Klippen des Niederwalds vorüberrauscht. Reizender mögen die Gegenden um Tivoli und Pausilippo seyn, größer und kühner sind sie nicht.

Auf der einen Seite öffnet sich dem staunenden Blick eine lachende Aussicht über gesegnete Felder und Auen hin, wo der Fleiß und die Hoffnung des Landmanns blühen, und deren schattigte Ufer der Rhein freundlich bespült; auf der andern graut ein furchtbarer, dunkler Bergschlund, mit halbverwitterten Felsen und traurigen Ruinen, durch welchen der wilde Fluß sich durchbricht. Aus der lichten Ferne schlängelt die silberne Nahe, die sich hier mit dem Rheine vermischt, von dem uralten Kreuznach her, das schon unter Karl dem Großen eine

*) Marnezia Essai sur la nature champêtre. ch. 1.

Kaiserstadt war, und von Heinrich dem Vierten an Bischof Erhard von Speier verschenkt wurde, der ihm dafür in seiner Verbannung die Thüre wiefs.

Eine alte Steinbrücke führt hier über die Nahe, wo in mahlerischer Umgebung zur Linken das emsige Bingen am Fusse eines mit den Trümmern einer Ritterburg gekrönten Bergs liegt, und zur Rechten der furchtbare Rupertsberg mit seinen melancholischen Klosterruinen, die der weiten, hellen Landschaft einen eigenen Charakter geben.

Einige von den Anlagen des Niederwalds hat auch der verhängnißvolle Krieg zerstört. Unter den noch vorhandenen scheinen mir der griechische Tempel und die alte teutsche Ritterburg glücklich gedacht, und könnten vielleicht noch treffender benützt werden. Die Landschaft um den Tempel ist heiter, anmuthig, ergötzend. Eine Büste des lieben, alten Homer hier unter Akazien und andern blühenden Gebüschchen; (denn Lorber- und Zitronenbäume möchten schwerlich in diesem Boden frei fortkommen): — würde an die Zeit der Helden vor Troja erinnern, und eine Büste Tasso's unter den grauen Eichen um die Ritterburg an das wundervolle Mittelalter, und so knüpften sich das heroische und das romantische Zeitalter gefällig an einander.

Außerdem würde ich aber auch der Kunst hier

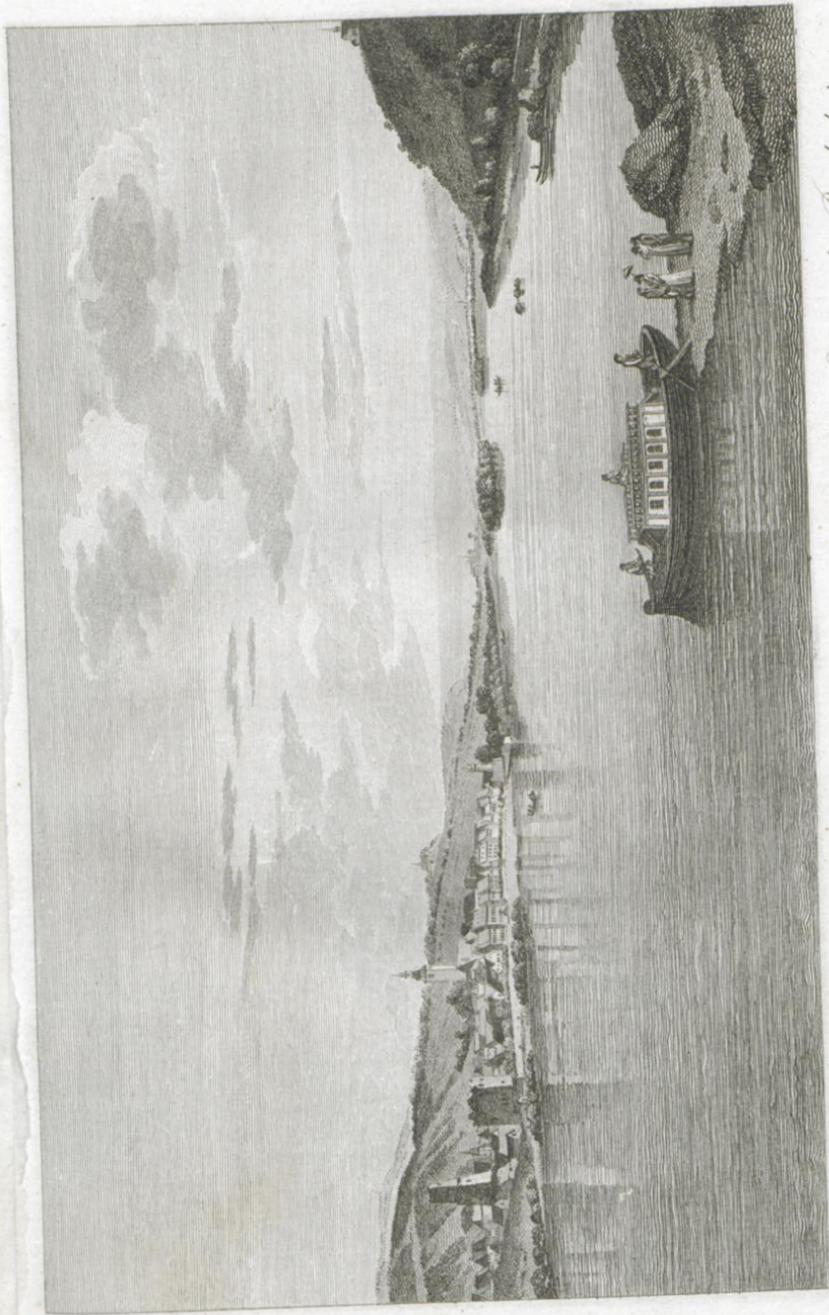
wenig mehr zugestehen, als — Handdienste; sie halte die Schattengänge und Wege reinlich, wehre dem wuchernden Gestrüppe, bringe an den rechten Stellen Bänke, Tische, schirmende Laubdecken an, lichte die Aussichten: was sie darüber thut, möchte ihr kaum verdankt werden, denn die Natur hat alles, alles gethan, um diese Gegend zu einem englischen Garten zu machen, wie das ganze goldreiche England keinen besitzt.

Hierher sollten unsre Gartenkünstler wallfahrten, und der Natur ihr Geheimniß ablernen. Sie würden dann keine Millionen vergenden, um ein Weissenstein, ein Schwezingen, ein Wilhelmsbad zu schaffen, sondern sich mit dem erhaltenen Geheimniß dahin wenden, wo die großen Parthien schon vorhanden und schon geordnet sind, und nur der nachhelfenden Künstlerhand bedürfen. Die Bewohner schönheitleerer Gegenden werden sich immer besser an den Landschaftsmahler wenden, und wenn sie klug sind, und doch einen Garten haben wollen, sich lieber an den holländisch-französischen, als an den englischen Geschmack halten.

R Ü D E S H E I M.

Wenn man sich Rüdesheim zu Wasser nähert, bildet sich wieder vor dem entzückten Auge eine der schönsten Ansichten des Rheins.

Es war gegen Abend, als ich von Geissenheim abfuhr. — Vom Niederwald fielen dunkle Schatten auf das stille Becken des Flusses, doch brach hier und da ein Strahl der scheidenden Sonne durch die Wolken, und beleuchtete Augenblicke lang einzelne Stellen. Stattlich dehnt sich der Flecken Rüdesheim am Ufer hin, und das Auge weilt besonders auf den bemooften Thürmen der alten Burg, wo das Geschlecht der Brömser haufte. Zur Linken erhebt sich am Ufer der freundliche, fruchtbare Rochusberg mit einer Kapelle, die der fromme Pilger besucht, um an ihren Wänden seine Gelübde aufzuhängen. Im Vordergrund hat man das Ufer von Bingen, wo an der Mündung der Nahe und an beiden Seiten des Rheins steile Felsgebürge emporschwellen, in deren Schlund sich der Strom zu begraben scheint. Im Hintergrunde verjüngt sich die lachende Gegend um den Johannesberg.



Vue de Rudesheim.

Ansicht von Rudesheim.

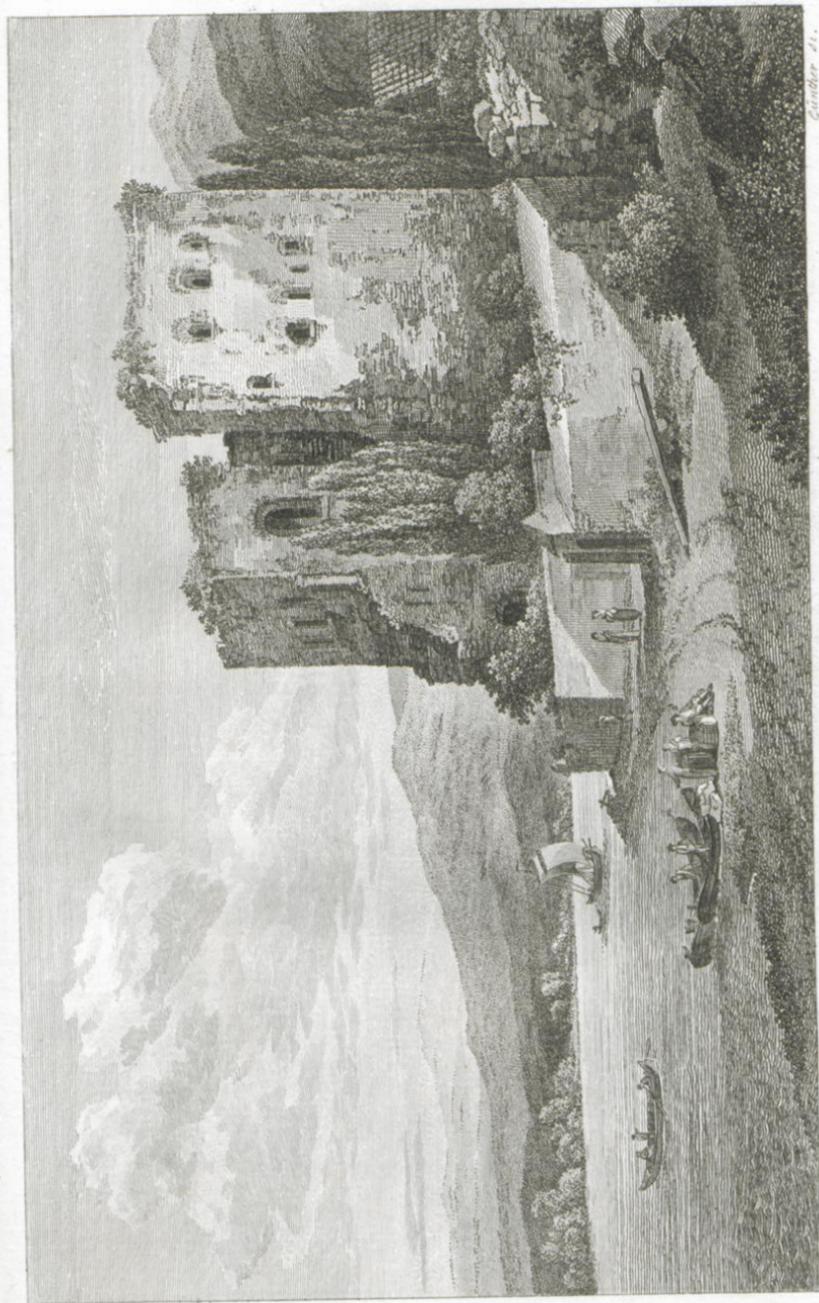
Der feurige Rüdesheimer wird mühevoll auf einem schroffen Berg gebaut, der in Terrassen abgetheilt, hinter dem Flecken emporsteigt. Schauerlich hängt hier der Winzer am übergebückten Fels, und gähet und beschneidet seinen Weinstock — ein unvorsichtiger Schritt, und er würde sein Grab in dem Flusse finden.

Das Leben des Weinbauers ist voll Mühe und Noth, und der Gewinn seines Fleisses wird nicht ihm, sondern dem klügelnden Weinhändler zu Theil. Demungeachtet sind diese Menschen von frohem, heiterm Sinne, wozu der Genuß des Weins, die schöne Natur und die reine Gebürgluft das Meiste beitragen mögen. Auch haben sie nicht das Verscheuchte, Kriechende, was die Armuth gewöhnlich giebt — sie blicken frei und offen um sich her, als wären sie die Herrn der Erde, und sie scheinen es nie zu fühlen, daß ihre elenden Strohhütten sich an Palläste lehnen, wo Bequemlichkeit und Wohlleben thronen.

DIE RUINEN ZU RÜDESHEIM.

Diese ehrwürdigen, mahlerischen Ruinen sind vielleicht noch römischen Ursprungs. Da das gegenüberliegende Bingen von den alten Weltbezwingern befestigt war, so mochten sie hier vielleicht ein Vorwerk angelegt haben *). Später schufen die Herrn von Rüdesheim das zerstörte römische Kastell zum teutschen Rittersitz um. Wirklich sind auch die Fensterbogen und Gewölbe des einen Thurms römisch, da hingegen die Fenster, Erker und Gesimse des weiter oben stehenden, höhern Thurms einen gothischen Ursprung verrathen. Konrad Brömser, der um 938 lebte, heirathete eine Freiin von Rüdesheim, und kam durch sie in den Besitz der Burg und des Städtchens. Mit Heinrich von Brömser, der Churmainzischer Hofrichter und Vizedom, auch Abgeordneter bei den Friedensunterhandlungen zu Osnabrück war, starb das Geschlecht in seiner

*) Noch deuten die Namen mehrerer Orte auch des diesseitigen Rheingaus ihren römischen Ursprung an, zum Beispiel, Eltvill — alia villa — Weinzell — vinicella — Lorch — Laureacum, — und verschiedene andre.



Vue de la ruine près de Pütscheim du côté d'ascow.

Vue de la ruine de Pütscheim von der Wassersseite.

91



männlichen Linie aus, und von weiblicher Seite theilten sich die Grafen von Metternich, die noch im Besitze des zerfallenden Schlosses sind, und die Freiherrn von Erthal, Bettendorf und Frankenstein in die Rechte und Güter.

In der Burg, aus deren Ritzen und Spalten itzt der Wachholder grünt, und der Raubvogel schreit, sieht man noch das ganze alte Ritterleben im täuschenden Bilde.

In Rittersaale hängen die Familienbildnisse unher, immer Mann und Frau auf einem Bilde beisammen, daneben Namen, Jahrzahl, Wappen und Reinlein.

In der dunkeln Kapelle sieht man die Hörner des Ochsens, welcher das Wunderbild in dem von Hans Brömser gestifteten Kloster zur Noth Gottes herausgeschart haben soll.

In dem mit gothischen Gestalten bemahlten Schlafgemach steht noch das ziemlich geräumige Ehebett; mit Schnitzwerk und Vorstellungen aus dem alten Testamente verziert, die auf eheliche Liebe und Treue deuten. Neben dem Bette ist ein Schränkchen von gleichem Geschmack angebracht, und hin und wieder erblickt man altes Geräthe, Stühle, Fußschemmel, und dergleichen, alles roh und einfach, aber für die Dauer, wie die Menschen jener Zeit.

Die Veranlassung zur Stiftung des eben genannten Klosters ist eine ächt romantische Novelle, die man sich hier, auf dem Schauplatze der Handlung, mit dem schauerlichen Vergnügen vergegenwärtigt, welches tragische Gegenstände in der Darstellung gewähren.

Hans Brömser von Rüdesheim war mit mehreren Edlen des Rheingaus nach Palästina gezogen, um dort die Sünden seiner Jugend abzubüßen. Er erwarb sich Ruhm und Achtung durch seinen Muth, der keine Gefahr schente, und durch seinen Arm, der manchen Muselmann schwer traf. Einst erlegte er einen Drachen, der des Unheils viel angerichtet hatte, gerieth aber bei dieser Gelegenheit in türkische Gefangenschaft, wo er in Ketten geschlagen wurde, und schweres und langes Ungemach dulden mußte. Hier, ohne Hoffnung zur Rettung, that er das Gelübde, bei seiner Heimkunft seine Tochter, seine geliebte Giesela, dem Himmel zu weihen, und ihr den Nonnenschleier zu geben.

Brömser wurde wirklich aus der Gefangenschaft befreit, und es war sein erstes, als er nun wieder in seine Burg zurückgekommen war, seiner Tochter sein Gelübde bekannt zu machen, und seinen ernstlichen Vorsatz, dasselbe ohne Zögern zu erfüllen.

Für die schöne Giesela war diess ein Donner Schlag. Sie liebte einen benachbarten jungen Ritter,

der ihrer Hand vollkommen würdig war. Sie hatte sich geschmeichelt, bei der Heimkunft ihres Vaters ihre Wahl durch ihn gebilligt, und durch seinen Segen gekrönt zu sehen, und nun sollte sie dem Glück entsagen, in dessen Besitz sie sich schon so gewiß und so selig träumte, sollte den Schleier nehmen, sollte sich abwenden auf immer von des Lebens freundlichen Bildern, und sich mit ihrem liebevollen Herzen in kalte, todtte Mauern verschließen. Sie umklammerte die Knie ihres Vaters, flehte, weinte, jammerte, und versicherte liebend fromm, nie werde sie den ihrem Geliebten gethanen Eid brechen.

Der Aberglaube verhärtet auch ein Vaterherz. Brömser fluchte seiner Tochter, und stiefs sie von sich. Zernichtet in ihrem Innersten wandelt sie auf die Felsenspitze am Rhein — wie ein Gespenst rauscht hinter ihr drein der väterliche Fluch; sie will ihm entrinnen, und stürzt herab in die Fluthen.

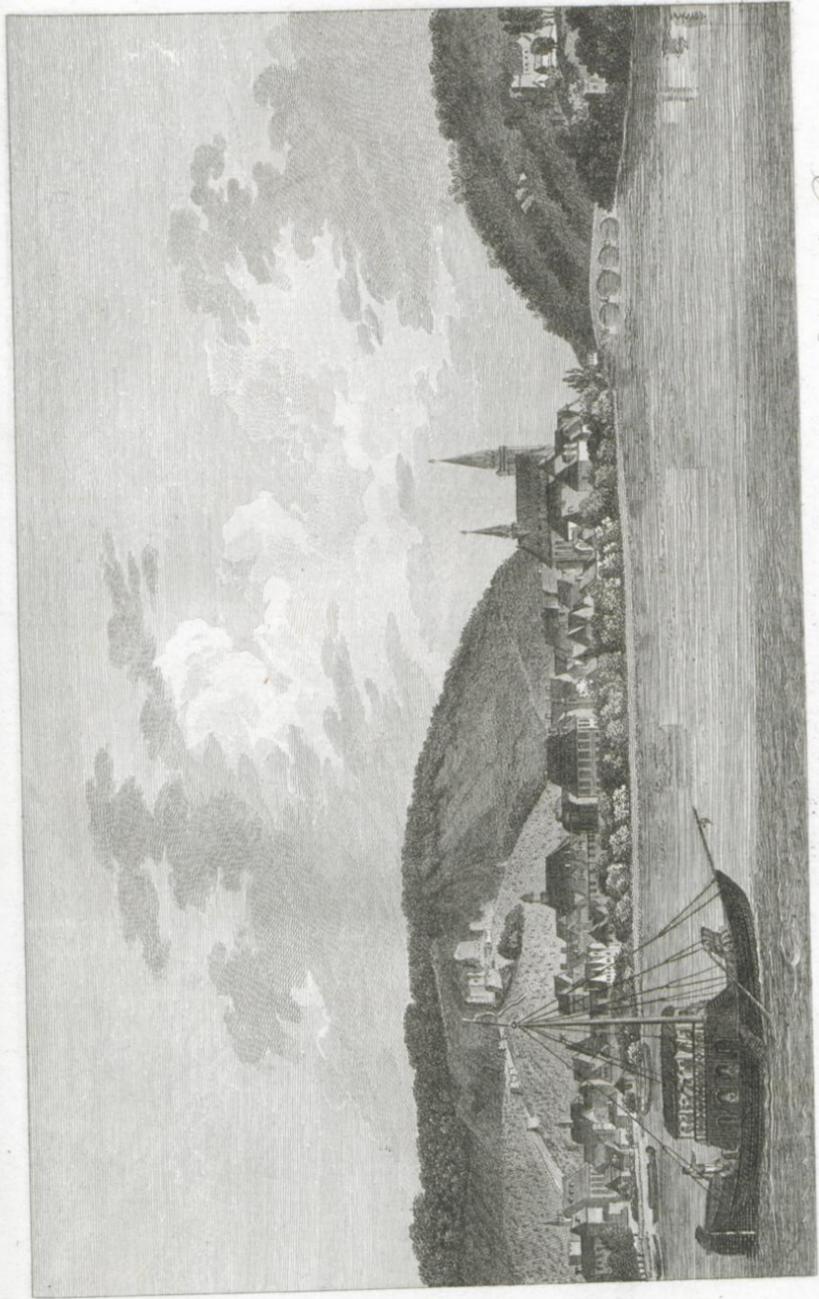
Noch wähnt sie der Schiffer auf dem Fels schweben zu sehen im Sternenlicht, und zu hören ihren Klage-ton, der im Gesäusel der Mitternacht zerfließt.

Der alte Brömser härmte sich über das Loos seiner Tochter, und gelobte, um ihren Schatten zu versöhnen, eine Kirche zu bauen. Aber er vergaß dieses Gelübdes wieder, da weckte ihn einst um Mitternacht eine furchtbare Erscheinung; er sah den

Drachen, den er in Palästina getödtet hatte, wieder lebendig, und mit aufgesperrem Rachen auf ihn losfahrend; seine mitgebrachten Sklavenketten fielen rasselnd von der Wand; — eine blasse jugendliche Gestalt, die er für seine Giesela erkannte, erschien zu seiner Rettung. Das Ungethüm entfernte sich auf ihren Wink, — sie sah ihren Vater wehmüthig an, und verschwand.

Zu diesem Wunder kam ein zweites. In der Frühe des andern Tags kam Brömsers Knecht mit einem Bildchen nach Hause; einer seiner Ochsen hatte es auf dem Felde hervorgescharrt, und dreimal hatte das Bild — Noth Gottes gerufen!

Nun liefs Brömser sogleich Anstalten treffen, und auf der Stelle, wo das Bildchen gefunden worden, eine Kirche bauen, wo noch seine Sklavenketten und die Zunge des von ihm getödteten Drachen gezeigt werden. Später wurde neben der Kirche ein Kapuzinerkloster errichtet, und man kann denken, dafs die klugen Väter durch die Noth des lieben Gottes der ihrigen trefflich abzuhelfen wufsten, bis endlich der Unfug so arg wurde, dafs selbst die höhere katholische Geistlichkeit ihm ein Ziel zu setzen für gerathen fand.



Vue de Bingen.

Ansicht von Bingen.

B I N G E N.

Der Rhein, der seinen Weg erst nach einem langen hartnäckigen Kampfe zwischen den Felsen bei Bingen hindurchfand, hat hier etwas Schauerliches und Großes. Rechts steigt der steile Rüdesheimer Berg in die Wolken empor, und bückt sein graues Haupt über den Strom. Hier zwingt der Mensch dem kahlen Fels des Weinstocks goldne Frucht ab, und auf dieser steilen Höhe, die schon im eilften Jahrhundert Erzbischoff Siegfried von Mainz roden, und mit Reben bepflanzen liefs, und welche daher auch das Rodeland heist, wächst auch der beste Rüdesheimer.

Wo der Strom um den Berg sich wendet, ragt aus schwer zu ersteigenden Klippen, trotzig und mahlerisch, die alte Veste Ehrenfels, und giebt mit ihren grün bewachsenen Vormauern und dunkeln Thürmen dem lichten Vorgrunde einen höhern Reiz.

Dem Rüdesheimer Berge gegenüber, jenseits Bingen, ziehen sich hinter einander einige dicht mit Gehölz bewachsene Berge hin, und werfen düstre

Schatten auf das Binger Loch, in welchem der Fluß sich zu verlieren scheint. Aus hohen über einander geschichteten Felsenmassen wachsen gleichsam die Ruinen alter Schlösser hervor; senkrecht windet ein schmaler Pfad sich zu ihrem Fuße herab, wo aus wilden Hecken und Bäumen die öden, halbzerstörten Mauern der Clemens-Kirche hervorblicken.

Gegen diese finstere Bergwand dreht sich der Strom in heftiger Bewegung, und scheint noch über den Widerstand zu grollen, den er einst hier gefunden, dann wendet er sich rasch gegen die nördliche Seite, und stürzt in zürnendem Ungestüm furchtbar tosend über das Binger Felsenloch hin, wo düster und einsam, wie eine Geisterburg, Hatto's Thurm steht, vom schäumenden Gestrudel umrauscht.

Wie verschieden ist diese Gegend von den freundlichen Auen um Biberich und Hattenheim; dort sind die lachenden Gärten des Alcinous, hier denkt man sich den wilden Aufenthalt des Kyklopen, den der Dulder Odysseus auf seiner Irrfahrt überlistete.

Links gegen den Schlund hin liegt Bingen mit seinen gothischen Thürmen und mit den ehrwürdigen Namen seiner Brunnen und Thore, und daneben ergießt die Nahe sich in den Rhein.

Diese Stadt rühmt sich umsonst der Ehre, von Drusus, dem Germaniker, erbaut, und von Kaiser Julian verschönert worden zu seyn. Außer

der Brücke über die Nahe und verschiedenen Ruinen ist nichts mehr von römischer Art und Kunst hier zu sehen. Einige Plätze haben noch ihre römischen Namen. Die Stadt ist eng und finster, aber belebt durch Handel und Gewerbfleis.

Über Bingen schweben, auf einer mit Weinreben angebauten Bergspitze, die verödeten Mauern des Schlosses Klopp, dessen Geschichte verloschen ist, und jenseits der Nahe erheben sich aus dem wilden Gebüsch der Felsenkuppe die Ruinen des Klosters Rupertsberg, und tiefer laufen ringsum noch höhere Bergwände, und machen eine schauerliche Wildniß, deren Schluchten vom Rauschen des Rheins und der Nahe wiederhallen.

Der Rupertsberg ist zum Sitz klösterlicher Schwermuth gemacht, und unwillkürlich sagt' ich beim Herumwandeln die ersten Verse aus Heloisens Brief an Abälard her —

*In dieser tiefen Einsamkeit, in diesem
Schwermüth'gen Aufenthalt, wo die Betrachtung
Vertieft in himmlische Gedanken wohnt!*

Die fromme Gräfin Hildegard von Sponheim stiftete im Jahr 1148 das Kloster, und schrieb hier ihre Prophezeihungen, so wie, später, Bartholomäus Holzhausen seine Visionen. Die gothischen Kapellen und Kreuzgänge liegen mahlerisch

Ans. d. Rh. 1. Heft. 8

zerstört zwischen Felsen, und sind mit wildem Ge-
sträuch überwachsen. — Die dunkeln hohen Berge
umher, das tiefe Schweigen der Einöde — alles wiegt
das Gemüth in Ernst und Wehmuth.

Tiefbewegt stand ich am Brunnen, den die schwär-
merische Hildegard, mit eigener Hand grub; und an
ihrer stillen Gruft, die in dieser Abgeschiedenheit
ein schauerliches memento mori für den Wanderer
ist, und dachte der Thränen, die einst hier geweint
wurden.

Itzt sind sie getrocknet, und gelöst ist den Ar-
men, in sich Gescheuchten das dunkle Räthsel des
Lebens!

*Noch soll der Schiffer, wenn Orkane dräun,
Am alten Dom sie warnend schweben sehn;
Ein matter Feuerglanz zuckt am Gestein,
Wo Meteoren gleich die Schleier wehn.*

*Die Blumenkette der Geselligkeit
Durchschlang, o Jungfrau'n, eure Pfade nicht!
Euch spendete des Lebens Rosenzeit
Nur welke Kränze, wie der Gram sie flicht.*

*Der Muttername, für ein zärtlich Ohr,
Der Stimme der Natur noch unentwöhnt,
Der höchste Zauberklang im Schöpfungschor,
Hat nie den Himmel euch ins Herz getönt.*

Vernichtung dräute schon, als euer Loos
 Euch zum Altar der Opferweihe rief,
 Dem Funken, der vielleicht in euerm Schoos
 Zu Luthern und Timoleonen schief.

Wie mancher Heloise glühend Herz,
 Im Kampf mit Pflicht und Leidenschaft erkrankt,
 Hat bis zum letzten Schlag mit Todesschmerz
 Hier zwischen Abälard und Gott geschwankt!

Ihr, längs dem finstern Kreuzgang hingereicht,
 Bemooste Zellen! vom Gesträuch umbebt,
 In deren Öde der Vergangenheit
 Gebild' erstehn und Geistersäusehn schwebt:

In euern Mauern starb der Jugend Reitz,
 Eh' seine Fülle noch der Knosp' entschwoll,
 Und auf der Dulderinnen Todtenkreuz
 Gofs Liebe nie der Zähre letzten Zoll.

(Die Alpenros' auf Bernhards wilden Höhn
 Glüht einsam oft an schwarzer Klüfte Moos,
 Und senkt der Schönheit Purpur ungesehn,
 Vom Sturm entwurzelt, in der Fluthen Schoos.)

Beim Klosterthurme schlummert ihr Gebein,
 Wo scheu des Uhus träger Fittig streift,
 Und graunvoll, statt geweihter Kerzen Schein,
 Am hohen Schilf des Irrlichts Flamme schweift.

*Auch bebt es oft, wie die Legende lehrt,
Gleich Engeltönen durch die Abendluft;
Die Kirchhofmale glänzen wie verklärt,
Und jedem Grab' entwallt' ein goldner Duft.*

D A S N A H E T H A L.

Die Nahe entspringt auf den Vogesen, und nimmt in ihrem Laufe vierzehn kleinere Flüsse und Gebürgströme in ihren Schoos auf. Ihre Ufer sind so mahlerisch, und enthalten einen so großen Reichthum für den Naturforscher, daß eine Wanderung dahin für diesen, wie für den Künstler und für den Naturfreund in jeder Hinsicht belohnend ist. Die Felsen und Berge haben hier zum Theil ganz eigne groteske Gestalten, und bilden Höhlen und Gänge, wie sie sonst nur in Feenmärchen vorkommen.

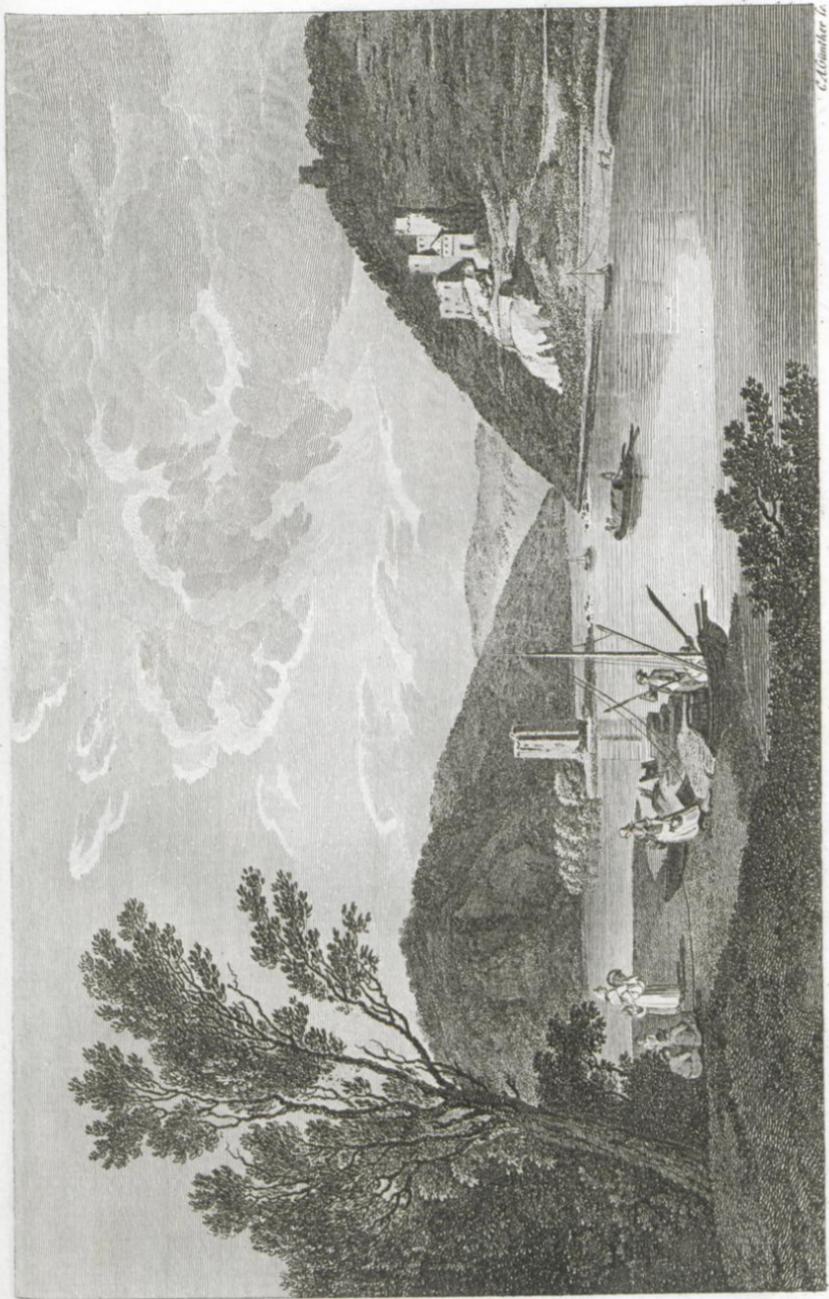
Alte Ritterburgen trotzen, wie Adlernester auf hohen Felswänden, und erinnern an merkwürdige Namen und Geschichten vergangener Zeit, wie das in der Nähe von Bingen gelegene romantische Stromberg, wo der biedre Fust von Stromberg haufte, der Rheingrafenstein, der kühn und trotzig aus den Wellen der Nahe emporsteigt, und

das gothische Oberstein mit seinen furchtbar wilden Umgebungen.

Einige Stunden von Bingen liegt das alte ehrwürdige Kreuznach in einer schönen und fruchtbaren Landschaft. Diese Stadt ist mit Recht stolz auf ein Denkmahl teutscher Treue, welches in der Geschichte der Griechen hervorglänzen würde. In der mörderischen Schlacht bei Genzingen, welche Graf Johann von Sponheim im Jahr 1279 dem Bischoff Werner von Mainz lieferte, war der Graf, nach Wundern der Tapferkeit, von den Feinden überwältigt worden, sein kleines Heer war getödtet oder zerstreut, und der Bischoff hatte geschworen, kein Lösegeld für ihn zu nehmen, sondern ihn, fern vom Tageslicht, im tiefsten Burgverliefs, verzweifeln zu lassen. Da bahnte ein Kreuznacher Bürger, Michael Mort ist sein Name — sich über Leichen einen Weg zu seinem Herrn, und trug ihn, der verwundet war, mit starken Armen, auf einen nahen Hügel. Bischoff Werner knirschte, und forderte seine Krieger auf, die Schmach zu rächen. Zwanzig seiner Getreuesten lagen schon auf der Wahlstätte, von Morts Rächerschwert tödtlich getroffen — er, der einzelne Mann, stand allein vor seinem Herrn, wie die Löwin, die ihr Junges schützt, und hob die Streitaxt empor; da rissen drei edle Jünglinge, drei Brüder sich aus Werners Haufen,

und stürzten auf den einzelnen — ihre Lanzen trafen ihn, er sank in die Kniee, und frohlockend glaubten sie schon sich des Grafen bemächtigen zu können, aber Morts Arm warf sie nieder, daß sie mit den blutigen Locken im Staub lagen. Zwei andre, die ihnen nacheilten, hatten gleiches Loos — itz drang ein ganzer Haufe an — die Pfeile und Wurfspiese zischten von allen Seiten — Mort warf sich auf seinen Herrn, sein warmes Blut quoll über den blanken Harnisch des Grafen — schon umhüllten die kalten Schatten des Todes sein Auge, da hörte er den nahenden Ruf der Leiningen und Vehingen, welche die zerstreute Schaar des Sponheimers wieder gesammelt hatten — er sah seinen Herrn gerettet, und verschied.

Müller, der Mahler und Dichter, ein Sohn Kreuznachs, hat seine Vaterstadt und diese edle That in einem Gedichte besungen, welches, wie die meisten seiner durch kühne Originalität und wahrhaft mahlerische Darstellungsgabe ausgezeichneten Poëme, unsern Landsleuten wieder ins Gedächtniß gerufen zu werden verdiente.



Stübner sc.

Vue de la tour des seigneurs de Bingen.

Vue du moulin de Bingen.

H A T T O ' S T H U R M .

Ich verließ Bingen mit dem grauenden Morgen — die Sterne verglommen über mir am unendlichen Himmel, die Häupter der Berge traten in bestimmtern Umrissen hervor, ein erfrischender Wind erhob sich von dem Ufer, und blies in unsre Segel, und friedlich wankte der Nachen über den noch dunkeln Strom hin. Ich sah nun vor mir den fabelhaften Mäusethurm, der in einiger Entfernung am Fufse des Bergs erbaut scheint. Er vergrößert sich dem Auge immer mehr, je näher man ihm kömmt, und man bemerkt nun erst, dafs er auf einer Felsenspitze aus dem Wasser hervorrage. Ein lichter Nebelstreif zog sich um seine Stirne — mir däucht' es Hatto's Geist, der beim Hahnenruf die verhängnisvolle Stätte verließ, und ins Schattenreich zurückkehrte.

Über diesen Thurm giebt es mancherlei Sagen und Vermuthungen. Einige halten ihn für einen Mauth- oder Zoll-Thurm; andre, die sich vielleicht gelehrter wöhnen, leiten seine Benennung von Mau-

sen her, was noch in der rheinischen Volkssprache statt Rauben und Stehlen üblich ist.

Eine schauerliche Sage läßt den Bischoff Hatto den Zweiten von Mainz lebendig hier von Mäusen aufgezehrt werden.

Wenn dieser unbeglaubigten Sage eine verlorne historische Thatsache zum Grunde liegt, so könnte man immer annehmen, daß Hatto an dieser Stätte sein Grab gefunden habe. Die Mönche, die ihm nicht gut waren, und die es vielleicht nöthig finden mochten, den Glauben an eine bestimmte Ursache seines Todes zu verbreiten, ersannen das Märchen, welches sich in dieser Gegend noch immer in Ansehen erhält.

Es wird mir erlaubt seyn, auch meine bescheidne Meinung über den Mäusethurm, oder, wie ich ihn lieber nennen mag, über Hatto's Thurm zu sagen. Ich halte ihn für eine von dem obengenannten Bischoff erbaute Warte, welche in ältern Zeiten des Nachts beleuchtet wurde, um die Vorüberschiffenden vor Gefahr zu warnen. Schon um den Thurm her macht der Fluß einen starken Wirbel. In einer kleinen Entfernung ragen bei niedrigem Wasser einige Felsenspitzen hervor, welche ehemals ohne Zweifel höher waren, und ein gefährliches Riff bildeten.

Diese Meinung von der ursprünglichen Bestimmung des Thurms wird noch wahrscheinlicher, wenn

man bedenkt, daß die Rheinschiffahrt in dieser Gegend eigentlich, durch das am jenseitigen rechten Ufer, auf dem Rüdeshheimer Berg, sich erhebende Schloß Ehrenfels beherrscht wird, und daß auch der Rheinzoll, den Bingen itzt besitzt, ehemals auf diesem Schloß gehaftet habe.

Übrigens ist dieser Wirbel, in der Volkssprache — das Binger Loch, so gefährlich nicht mehr, als ihn die Schiffer und Bettler aus Eigennutz, und einige Reisende aus Prahlucht machen, die davon sprechen, als hätte man die bellenden Hunde der Scylla vorbeizufahren. Bei seichtem Wasser hält man sich an das rechte Ufer, wo ohnedieß die Strömung hingelt, und bei hoher Fluth wird man vollends nichts von einem merklichen Falle des Flusses gewahr, nur daß das Fahrzeug etwas schneller dahingleitet.

Sonst gehört diese Gegend zu den interessantesten des Rheingaus. Das Schauerliche fantastischer Vorstellungen vereinigt sich hier mit den Schrecknissen der Natur. Die hochgethürnten Berge, der dunkelbeschattete Rhein, die überhängenden Felsen, die tückische Felsenbank, die zahllosen Ruinen alter Burgen und Raubschlösser, und die seltsamen Geschichten ihrer Bewohner — die Sagen von Gespenstern und Räubern — alles dieß bringt einen Zustand von Unruhe und Neugierde, von Furcht und

Behaglichkeit, von Erhebung und heimlichem Grauen hervor, die den Geist mit dem Sturz der Wellen dahin reifen.

Bald lacht eine blumichte Wiese den Wanderer an, bald ein Hain von Obstbäumen mit den Spielen fröhlicher Kinder; aber gleich daneben dräut ein wildbebuschter Fels mit den Trümmern einer alten Veste, wo nun am Söller der Sperber nistet, und der Fuchs aus den verwachsenen Fensterbogen schaut. Da grünt der Weinstock aus mühsam zugetragendem Erdreich, dort wuchert ein üppiges Gartenfeld, indess die benachbarte Steinklippe den hartnäckigsten Fleiß des Menschen höhnt, und nur hier und da ein magres Reis zwischen ihren Ritzen duldet. Hier reihen sich freundliche Wohnungen, von Reben umrankt, am fruchtbaren Ufer hin — eine kleine Strecke weiter ist die Landschaft arm und kahl, und nur durch die netzhangenen Wohnungen roher Fischer belebt. An das stolze Sommerhaus des reichen Gutbesitzers lehnt sich schüchtern des Winzers enge Strohhütte, und hinter der belebten Stadt wohnen Stille und Betrachtung in einsiedlerischen Thälern.

Der bald schnelle, bald ruhige Lauf des Stroms, seine mannichfachen Windungen nach der Lage der Gebürge, die sich hier vorschieben, und dort zurücktreten, das daraus entstehende Spiel von Licht und Schatten in derselben Tagszeit — alles vermehrt

wunderbar den Reichthum der Naturszenen und den Genufs des Wanderers.

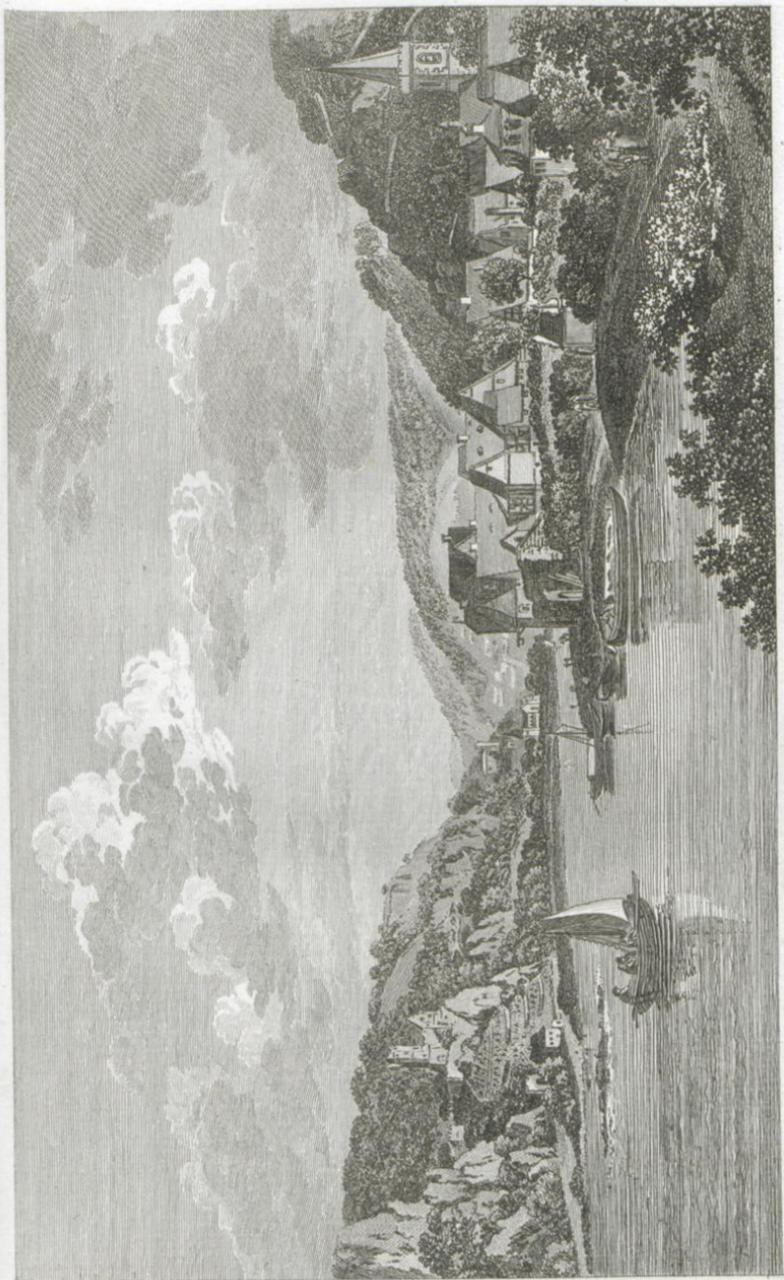
Dazu kommen die vielen Sagen und Geschichten von all diesen Gegenden, die wir entweder im Gedächtnisse mitbringen, oder vom gesprächlichen Schiffer in seiner treuherzigen Sprache hören.

Darum ist die Reise auf dem Rhein und an seinen Ufern hin auch nicht für den neugierigen, für den gemächlichen, für den gleichgültigen, und für den gelbsüchtigen Reisenden. Diese finden ihre Rechnung besser auf der großen Heerstrafse durch die Hauptstädte Europens. Wem aber die Natur mehr ist, als die Dekoration einer Schaubühne, wer ein Auge hat, nicht bloß für ihre Farbengebung, sondern auch für die magischen Gebilde der Fantasie, in wessen Gemüth sich die Welt der Ideen, und die Welt der Erscheinungen harmonisch verknüpfen, — der wird hier einen Genufs erhalten, der ihn noch Jahre lang in der Erinnerung wohlthätig erquickt.

ASMANNSHAUSEN.

Kaum dreht sich das Fahrzeug durch die Rheinwindung und an Hatto's Thurme vorüber, so hat man schon Asmannshausen vor sich, dessen Winzerhütten sich in Fruchtbäume verstecken, und am linken Ufer die zerfallenen Mauern von Bauzberg oder Pfalzberg, an dessen Fusse eine anmuthige Meierei liegt, die Trümmer von Königstein oder Rheinstein, und etwas weiter hinab das alte Schloß Falkenburg, in dessen Nähe die Pfeiler und Fensterbogen einer zerstörten gothischen Kirche mahlerisch zwischen Bäumen hervorblicken. Diese verschiedenen Ruinen, deren Geschichte niemand mehr kennt, erheben das Feierliche der wilden romantischen Gegend.

Asmannshausen zeigt schon durch seinen Anblick, daß seine Bewohner arm sind, und ihr Brot von dem Spaten haben, denn hier, wie meist im ganzen Rheingane, ist der Landmann entweder Tagelöhner des reichen Gutbesizers, oder er wird durch die von Zeit zu Zeit eintretenden Misjahre dem Weinhändler zinnbar, von welchem er auf den ungewissen Ertrag des Herbstes baare Vorschüsse zieht.



*Ansicht von Astmannshausen nebst den
Schlößern Brauzberg und Falkenburg.*

*Vue d'Astmannshausen avec les châteaux
de Brauzberg et de Falkenburg.*

69.



Auf dem Steinberge hinter dem Dorfe wächst ein köstlicher rother Wein, den auch manche Kemmer dem Burgunder gleich schätzen.

Hinter Asmannshausen windet sich ein angenehmer Pfad bald offen zwischen Reben und Bäumen — bald durch einen mit überhängendem Gebüsch bewachsenen Hohlweg zu dem Nonnenkloster Aalhausen, und von da etwas tiefer in den Wald zu den Kapuzinern von Noth Gottes, deren Geschichte ich oben erzählt habe.

Unter Asmannshausen macht der Fluß wieder eine neue Krümmung — das linke Ufer tritt wie eine Halbinsel hervor, auf welcher, zwischen Baugärten und Wiesen das Dorf Dreieckshausen seine ländlichen Wohnungen ausbreitet. Die Berge weichen hier etwas zurück; auf einem derselben erblickt man die Ruinen von Sonneck, und zur Seite das Dorf Niederheimbach, welche den Hintergrund dieser reizenden Landschaft schliessen.

Zur Rechten prangt der Flecken Lorich, die eigentliche Grenze des Rheingaus, mit einer langen Häuserreihe, und darunter mehrere adeliche Höfe. Von dem dabei gelegenen Schloß sind kaum noch einzelne Spuren übrig, und bald wird man nur noch die Stelle wissen, wo es gestanden. Gegenüber, dem linken Ufer näher, schwimmt eine fruchtbare Insel. Ober Lorich steigt eine schroffe Berg-

wand empor, unter dem Nahmen der Teufelsleiter, die ein junger Wagehals hinauf geritten seyn soll. Überall ketten sich hier abentheuerliche Sagen an das Wunderbare der Natur.

Hinter Lorich bildet sich ein wildes Felsenthal, durch welches die Wisper, ein kühler Waldbach, melancholisch hinhurmelt. Da herrschen Finsterniß und Trauer in den ewigen Schatten des alten Forsts, gethürmte Felsen drohen auf den Waller zu stürzen, und nur hier und da zittert ein Sonnenstrahl durch die bewegten Zweige, und spielt an moosigten Stamm herab, und verschwindet wieder. Mitunter vernimmt man ein Gestöhne, wie der Geist der Wüste seufzt an den Ufern des Meschasebe.

Hier und da trifft man auf eine Hütte, die sich sorglos an die gespaltene Granitwand lehnt, und glaubt beim Anblick ihrer blassen, dürftigen Bewohner, die Natur habe hier einige ihrer Kinder vergessen.

Dieses Thal hätte Salvator Rosa sehen und mahlen müssen. Zur Staffage würde er eine Räuberfamilie gewählt haben, oder einen alten Einsiedler, dessen Geräthe ein hölzerner Becher und dessen Betrachtungsbuch ein Todtenschädel ist.

DER RHEINWEIN.

Die Fahrt durch den herrlichen Rheingau ist mit Lorch geendigt, und es kann dem Leser nicht unangenehm seyn, einige nähere Nachrichten über das köstlichste Erzeugniß dieser Gegenden — den Rheinwein, zu erhalten.

Der stärkere Wein, den der Rheingau hervorbringt, wächst nicht mehr jenseits des Schlundes von Bingen. Der Strom hat bis dahin seine Richtung von Morgen gegen Abend, und dieß giebt den Rebbügeln die Lage gegen den Mittagsstrahl der Sonne. Auch trägt die Gestalt des östlichen Gebürgs, das auf seiner Oberfläche beinahe ganz eben ist, vieles zur vorzüglichen Wärme dieses von der Natur so begünstigten Thales bei. Die Winde von Norden und Osten stürzen sich nicht geradezu über den Rand jener erhabnen Fläche hinab, sondern äußern ihre der Vegetation nachtheilige Kraft erst auf der entgegengesetzten Seite des Flusses, die auch größtentheils unfruchtbar und öde ist; das Thal unmittelbar unter dem Berge berühren sie kaum.

Der Rheingau wird, in Rücksicht des Weinbaus, in die obere und untere Gemarkung einge-

theilt, das heißt, in die Dörfer auf der Höhe, längs dem Walde hin, und die in der Tiefe, in der Richtung des Flusses. Die höher liegenden Weinberge haben — wegen ihres schweren Bodens — in heißen Jahren den Vorzug, und die Trauben erhalten hier auch früher eine hochgelbe Farbe. Die tiefer liegenden gewinnen in gemäßigten Jahren.

Auf den Bergen, die einen schweren, steinigten Grund haben, wachsen die schwersten, stärksten, und dauerhaftesten Weine; die Berge hingegen, deren Erdreich aus warmem und lockerem Kies besteht, bringen sehr geistige, und sehr flüchtige Weine hervor. Die gesündesten sind immer die, welche auf mäßigen Höhen gezogen werden, der Boden ist da gewöhnlich leicht und locker, und saugt Thau und Regen besser ein. Schädlicher aber sind die Weine tiefer Gegenden, der Grund ist daselbst feucht, kalt, und schwer, auch werden sie nach langen Jahren erst trinkbar.

Die Hauptgelänge des Rheingaus, wo die besten Weine wachsen, sind:

- 1) Zu Asmannshausen und Rüdesheim: der Hauptberg, das Rodland, und die Hinterhäuser, oder der Berg, der hinter einigen Häusern jäh emporschwillt, und dessen bester Theil den Herrn von Boest, Frankenstein und Ritter gehört.

2) Zu Geissenheim: der Rodenberg und der Kapellgarten.

3) Auf dem Johannesberge: der ehemals Fuldische, itzt Nassau-Oranische Schlofsberg.

4) Zu Hattenheim: der Markebrunner.

5) Bei dem Kloster Eberbach: der hundert Morgen grofse, und sonst dem Kloster gehörige Steinberg.

6) Zu Kiederich: der Gräfenberg.

7) Zu Rauenthal: der Hauptberg.

Aufser dem Rheingau wachsen noch folgende gute Rheinweine:

Am linken Ufer — zu Laubenheim, Bockenheim, Bischheim, Nierstein, Dienheim und Harschheim.

Auf dem rechten Ufer, zu Hochheim, und zum Theil auch zu Wickert und Kostheim.

Unter diesen Weinen sind die Laubenheimer, Bischheimer und Asmannshäuser die lieblichsten; die Hochheimer, Johannesberger und Geissenheimer die gewürzvollsten; die Niersteiner, Markbrunner und Rüdesheimer die stärksten und feurigsten.

Auch weiter hinauf gedeiht noch mancher köstlicher Trank, wie die zarte Liebfrauenmilch zu Worms, die Deutesheimer, Forster, Rother Weine, und verschiedene andre, welche freilich

nicht die Würze und das Öl des eigentlichen Rheinweins haben, aber gesunde kräftige Tischweine geben. Ursprünglich wurden im Rheingau nur zwei Arten von Weinreben gepflanzt, die Hunischen und Fränkischen. Später lernte man seinen Vortheil besser kennen, und wählte die Stöcke nach Lage und Boden. So baut man itzt in den tiefern Geländen den Kleinberger; zu Asmannshausen den rothen Burgunder, dort Klebroth genannt; zu Nierstein den Harthengst; im Rudesheimer Berge den Orleaner, am häufigsten aber den gewürzreichen kleinen Riefsling, der den Orleaner Reben vorzuziehen ist, weil er früher reift, und der auch als die eigentliche Rheintraube betrachtet werden kann, wie dieß die Hochheimer, Markebrunner, Johannesberger, und Hinterhäuser Weine beweisen. Die Trauben der Ruhlandrebe verlieren ihr Feuer sehr bald, dahingegen wäre vielleicht der stärkere Anbau der Burgundertrauben zu empfehlen, weil sie noch früher reifen, als die Riefslinge, und daher auch in schlechten Jahren zur Zeitigung kommen. Auch schadet die rothe Farbe dem ächten, weißen Rheinweine nicht.

Unter den Weinen des Rheingaus wird der Johannesberger am spätesten vom Stöcke gelesen, wenn der Saft in den Beeren sich schon zu verdicken anfängt, und diesem Umstande ist es wohl

zuzuschreiben, dafs er das Öhligte des Strohweins und — von guten Jahrgängen — wenig oder keine Säure hat.

Beim Keltern ist der erste Ablauf aus der Presse der lieblichste und schwächste, der zweite der stärkste und feurigste, der dritte aber der schlechteste, darum werden sie gewöhnlich alle drei vermischt. Jeder Kuchen wird viermal frisch beschnitten und geprefst, wobei denn auch oft der herbe Saft der Kämme mit ausgeprefst werden mag, was dem Geschmack des Weins unmöglich Vortheil bringen kann.

Der Rheinwein füllt sich, so wie jeder andre, am besten in Fässer, worauf ein guter Wein gelegen, der einen guten Weinstein angesetzt hat. In neuen Fässern gewinnt der Most einen sanftern lieblichen Geschmack, in alten aber mehr Stärke und Feuer, indem das neue Holz, bei der Gährung des Weins, viel von dem Schwefelsalz und den öhlichten Theilen desselben einsaugt, was in Fässern, worin sich Weinstein angesetzt hat, nicht geschieht. In kleinen Fässern wird der Wein angenehmer, zarter und früher trinkbar, in grossen aber stärker und kräftiger, und zehrt auch weit weniger, als in kleinen.

Die Kennzeichen eines ächten, gesunden Rheinweins sind:

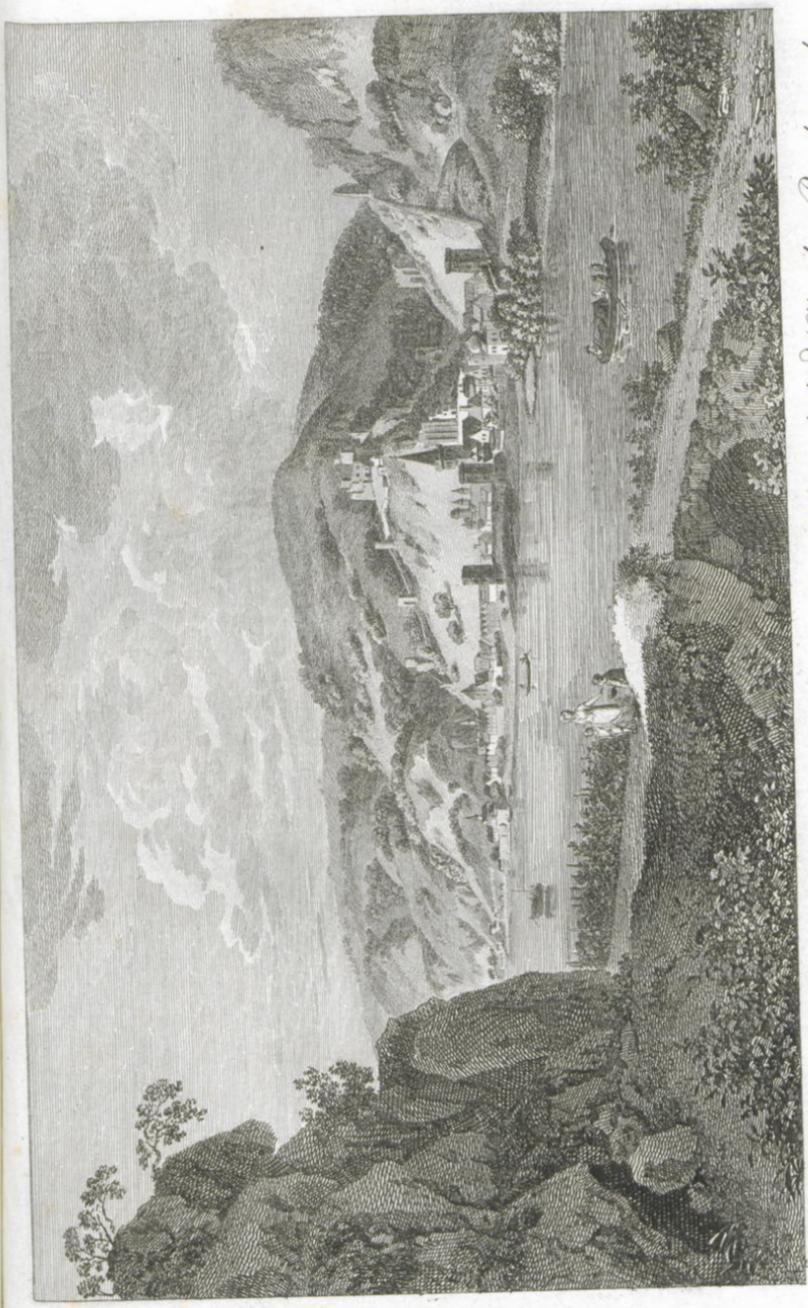
- 1) Er muß einen lieblichen Geschmack haben;
- 2) sich in einem reinen Glase hell und klar zeigen.
- 3) Beim Einschenken muß man ein rauschendes Säuseln hören, und der Wein muß mit vielen kleinen Perlen aufspringen.
- 4) Beim schnellen Einschenken muß sich mitten in Glase ein kleiner Schaum mit kleinen Bläschen bilden, aber schnell wieder verschwinden. Wenn der Schaum sich langsam ansetzt, und auch langsam wieder vergeht, so ist Künstelei zu vermüthen.

B A C H A R A C H.

Unter Lorch werden die Berge sanfter, die Ufer ebnen sich mehr, und geben den Wohnungen der Menschen und ihrem Fleiße größern Raum.

Bei Heimbach, einem Dorfe am linken Rheinufer, schleichen sich einige ländliche Gärten unter Felsen hin, und ein angebauter Grund unterbricht in sanften Krümmungen die Rauigkeit des Gebirgs; auf welchem nach und nach die Ruinen von Fürstenberg und Stahleck hervortreten.

Das Fahrzeug dreht sich hier bald rechts bald links in der Windung des Stroms — man bemerkt rückwärts keinen Eingang in sein Gewässer, und



Vue de la Ville de Bacharach.

Ansicht der Stadt Bacharach.



vorwärts scheint das am Fufse rebenreicher Berge hingereichte, alte Bacharach ihn unter seinen Häusern aufzunehmen.

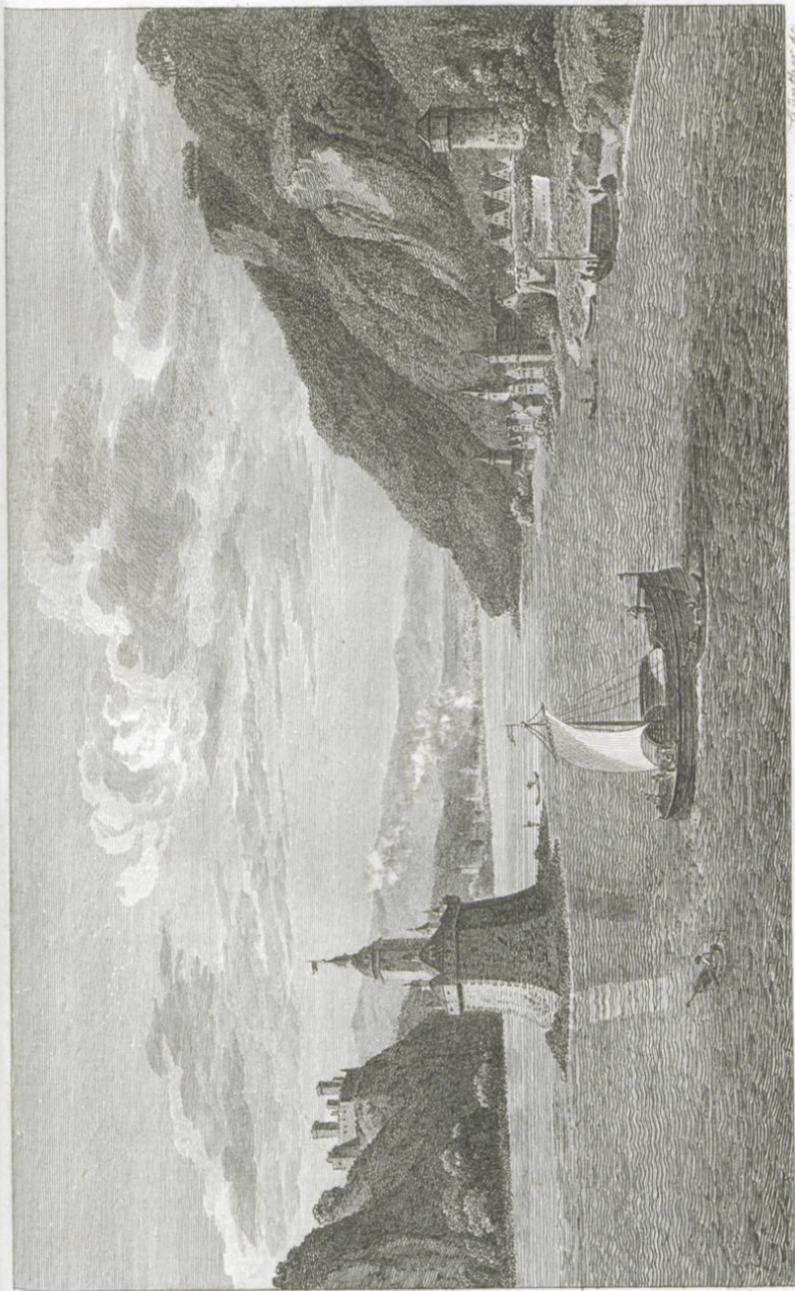
Bacharach, eine vormalige pfälzische Zollstadt, verdankt ihren Namen dem Weingotte. Nahe bei der Stadt, an einem anmuthigen Werder — hier Wörth genannt — ragt bei sehr seichter Fluth ein Fels aus dem Rheine, der die Form eines Altars hat, und der vielleicht bey den Römern schon Bacchi ara — Altar des Bacchus — hiefs. Gewöhnlich ist der Stein nicht sichtbar, aber in den Jahren 1654, 1695, 1719, und 1750 und in einigen folgenden trat er aus dem seichten Wasser hervor, und war jedesmal die glückliche Vorbedeutung eines herrlichen Weinjahres.

Die Stadt, an deren Spitze sich ein Kapuzinerkloster aus dem Wasser hebt, hat ein etwas finstres und altfränkisches Ansehen — ihre Strafsen drängen sich — eng und lichtscheu — am Rheine hin zusammen, und die übereinander hängenden Wohnungen scheinen augenblicklichen Einsturz zu drohen. Die weit in die Weinberge hinaufsteigenden Ringmauern, und die vielen leeren Plätze im obern Theile der Stadt, die itzt mit Reben bepflanzt sind, geben ein Bild ihrer vormaligen Gröfse und nachherigen Verwüstung im dreifsigjährigen Kriege. Oben schliessen sich die Mauern an die Ruinen der Veste Stahl-

eck, die so manche Belagerung rühmlich aushielt, und itzt vom freundlichen Weinstock umgrünt ist.

Auf dem benachbarten Vogtsberge und Kühlberge wächst ein trefflicher Wein, der seine Stelle noch unter den besten Rheinweinen mit Ehren einnimmt, und von welchem der Abt Bertola behauptet, daß er unter allen teutschen Weinen allein dem verwöhnten Gaumen eines Bewohners wärmerer Gegenden zusagen könne. Wahrscheinlich brachte der gelehrte Italiener für denselben schon ein günstiges Vorurtheil aus seinem Vaterlande mit hierher, wo es noch im Andenken seyn mag, daß Pabst Pius der zweite, bekannter unter dem Namen Aeneas Sylvius, sich jährlich ein Fuder desselben nach Rom bringen liefs. Auch dem Kaiser Wenzel mundete der Bacharacher so trefflich, daß er nach seiner im Jahr 1400 bei Oberlahnstein geschehenen Entthronung, von der Stadt Nürnberg vier Fuder dieses Weins statt der zwanzigtausend Gulden verlangte, welche ihm gedachte Stadt für die Entlassung ihrer ihm schuldigen Pflicht angeboten hatte.

Von hier nach Bernkastel, über den Hundsrück, hatten schon die Römer eine Strafse angelegt, deren Spuren aber fast verloschen waren. Der für Kunst und Industrie wohlthätig wirkende Churfürst Karl Theodor liefs diese Strafse wieder herstellen, wie die Inschrift auf einer Wegsäule sagt.



Chroux del.

Ansicht der Pfalz und Caub.

J. H. Scherzer del.

Vue de Palatinat et de Caub.

KAUB UND DIE PFALZ.

Unter Bacharach rauscht der Rhein wieder über Felsentrümmer hin, die einen zweiten Strudel bilden; aber das Auge gleitet leicht darüber weg, und ergötzt sich an den Ruinen des alten Sitzes der Pfalzgrafen, Stahleck.

Man befindet sich itzt in einem neuen See, in dessen Mitte die auf einem Fels erbaute Pfalz — ehemals der Pfalzgrafenstein genannt, wie ein Kriegsschiff schwimmt, das nach der Mündung eines Kanals segelt.

Gegenüber liegt am rechten Ufer das freundliche Städtchen Kaub mit seiner noch ziemlich erhaltenen Bergfestung Gutenfels, und wie die Pfalz im Rheine zu schwimmen scheint, so glaubt man die Veste in der Luft schweben zu sehen, wenn ein Morgennebel die Bergspitze umhüllt, worauf sie gebaut ist.

An der Pfalz ist — auf der Seite gegen Kaub zu — eine wohlverwahrte Fallthüre angebracht, zu welcher man auf einer schmalen hölzernen Treppe hinaufsteigt. Man zeigt den Reisenden darin das kleine Gemach, wo die Pfalzgräfinnen, einer alten Sage

nach, ihre Niederkunft halten mußten, und verschiedene Gewölbe, die bisweilen zu Staatsgefängnissen dienten. Der Thurm ist dick von Mauerwerk, und scheint aus einer einzigen Masse gebaut. Merkwürdig ist ein tief in den Fels gehauener Brunnen, der süßes Wasser giebt, und mit dem Rhein keine Verbindung hat. Gegenwärtig wird dieser romantische Thurm, durch den die umgebende Landschaft einen eigentlichen Reitz erhält, zum Wachthurne gebraucht, damit kein Schiff der Aufmerksamkeit der Zollbedienten entschleichen könne. Wie sich ein Fahrzeug nähert, wird ein Zeichen mit einer Glocke gegeben, auf welches die Zolleinnehmer von Kaub herangefahren kommen, um sich die Abgabe entrichten zu lassen.

Auf unzähligen kleinen Treppen besteigt man die Festung Gutenfels, oder erklettert sie vielmehr, und erinnert sich da der schrecklichen Verheerungen des dreißigjährigen Kriegs, welche auch in dieser Gegend noch traurige Spuren zurückließen. An einer vorspringenden Felsenspitze ist ein Wachthaus in die Luft hinaus gebaut, von welchem man schwindelnd in den tief unten rauschenden Strom schaut. Von da aus gab einst der edle Schwedenkönig Gustav Adolf, der muthige Kämpfer für Recht und Freiheit, seine Befehle beim Angriffe der Spanier, die sich gegenüber festgesetzt hatten.

Ach! wird itzt kein Gustav Adolf sich erheben und sein Schwert für uns ergreifen, und den tief-schlafenden teutschen Gemeingeist wecken? Wie damals von Osten her, so droht uns gegenwärtig, nur furchtbarer noch, vom Abend die Gefahr einer neuen Weltherrschaft, und wie itzt auf den Felsen des Rheins die Ritterburgen verödet stehen und zertrümmert, und wie die Namen derer meist verloschen sind, die sie bewohnten, so werden — wenn kein Ruf aus der Wüste uns weckt, im nächsten Jahrhundert die Sitze unsrer Fürsten stehen, und hingeschwunden seyn die Namen ihrer Geschlechter. — —

Am Ufer von Kaub entfaltet sich vor dem Auge eine Landschaft von unnennbaren Reitzen; zur Linken die Gegend von Bacharach, auf welches waldigte Berge ihre tiefen Schattenmassen herabwerfen; in der Mitte die gothische Pfalz, und ihr gegenüber dunkle Schieferwände zwischen grünem Gebüsch; zur Rechten, in weiter Ausdehnung, das heitre Oberwesel, mit Schlössern und Ruinen gekrönt. Sieht man aufwärts von diesem Standpunkte, so schäumt der Rhein bei Bacharach aus düstern Felsschlünden hervor, und stürzt sich, im raschen Laufe, bei Wesel in den Abgrund der Berge.

DIE NATUR UND DER MENSCH.

Noch einmal blicke ich zurück nach dir, freundlicher Rheingau, mit deinen heiligen Bergen, deinen frohen Weinhängeln, deinem ewig bewegten Strome, und mit deinen Bildern und Geschichten der Vergangenheit!

In diesem kleinen Raume verliert man sich auch mit einem ganzen Menschenleben.

Überall hat sich auch hier der Mensch auf den Rath der Natur angebaut. Kreisförmig dehnen sich seine Wohnungen auf den Höhen aus, welche die Strahlen des Mittags aufnehmen, und sie dem tiefern Rheinthal entziehen, oder sie ruhen gesellig im sonigten Grunde, wo die hohe Bergwand sie gegen raube Winde schützt. Einige strecken sich an kühlen Waldströmen hin, welche ein Wiesenthal bewässern, und sich in den Rhein ergießen, andre lagern um friedliche Buchten, wo ein ergiebiger Fischfang die Arbeit lohnt; noch andre schmiegen sich zwischen die Bergengen, welche dem Verkehr mit benachbarten Ländern sich öffnen, und bewachen gleichsam die Früchte des Weinstocks, die zu beiden Seiten auf den Höhen in lieblicher Fülle gedeihen.

Die Berge näher dem Strome tragen die Ruinen alter Burgen und begeistern zum Liede der Schwermuth; an der bebüschten Klippe hängt die geweihte Kapelle mit der kleinen Wohnung des Klausners, und im Gehölz der fruchtbaren Aue verbirgt sich das melancholische Kloster.

Die Landschaften des Rheins werden immer wieder neu beim Umblick auf den zurückgelegten Weg, und diese schnelle Verwandlung setzt das Gemüth oft in das angenehmste Erstaunen. Die vielen und ungeheuern Krümmungen der Berge, und die weiten Becken des Flusses verursachen diese willkommene Täuschung. Auf der Mitte eines solchen Beckens sieht der Schiffende weder wo er hereingekommen, noch kann er irgend einen Ausgang entdecken, und wähnt, ein See nehme itzt den Rheinstrom in seinen Busen auf. Oft weiß man nicht, wo man den Blick ruhen lassen soll — rückwärts entflieht eine entzückende Gegend; vor sich hat man eine paradiesische Landschaft, die schnell zu verschwinden droht.

Eine Wasserfahrt ist zu wenig für den Genuß dieser unendlich mannichfaltigen und immer neuen Szenen; wer nicht einige Zeit hier verweilt, der wird bald übersättigt, wie an einer schwelgerischen Tafel. —

Der Mensch thut meist nicht viel für sich, wo die Natur viel für ihn gethan hat. Er betrachtet

sich als das Schooskind einer liebenden Mutter, und glaubt ihr füglich alle Sorgen für sein Wohlergehen überlassen zu können. Vielleicht liegt auch eine Ursache, warum der Bewohner einförmiger und unfruchtbarer Gegenden bei weitem regsamer und ruhiger ist, weniger in den unsanften Mahnungen des täglichen Bedürfnisses, als in dem Bestreben, die unangenehmen Eindrücke eines kahlen, leeren Bodens zu entfernen, und sich den Fleck seiner Ansiedelung zum angenehmen und weniger ermüdenden Aufenthalte umzuschaffen. Dieser Antrieb fällt in den Rheingegenden weg, und da auch der Weinbau, beinahe das Einzige, womit sich die Bewohner des Rheingaus beschäftigen, den kleinsten Theil von der Zeit eines Jahres fordert, so ist ihr Leben eben nicht beschwerlich, so wie sie im Ganzen nicht zum mühsamen Erwerb aufgelegt sind.

Der Anbau des Weinstocks auf nackten Bergen, wohin das Erdreich oft erst aus der Tiefe getragen werden muß, ist freilich nicht ohne Mühe, dabei gewährt ihnen aber der Blick in die weite und reiche Landschaft, auf den vielbefahrenen Strom, die Hoffnung eines ergiebigen Herbstes und das Bild der fröhlichen Weinlese eine beständige Erholung; das Gemüth wird nicht eingeengt, der Geist nicht niedergedrückt; die Arbeit theilt die Familien nicht, der Greis kann noch den Weinstock jäten und beschnei-

den, und schon der Knabe kann es auch, und während jener die schauerlichen Märchen von den Burgen umher, die Wunder der Wallfahrten, und die Geschichten der von ihm erlebten Kriege erzählt, horcht der Kleine freudig auf, und gewinnt den heimatlichen Boden lieb, und die Beschäftigung seiner Väter.

Von Sparsamkeit weiß der Weinbauer nichts. In den Mißjahren lebt er vom Vorschusse des Weinhändlers, und wenn nun ein Herbst die Keltern füllt, so wird ihm immer noch so viel heraus, daß er Weib und Kind neu kleiden und einige Wochen lang einen Braten und eine volle Flasche auf seinen Tisch setzen kann. Die übrige Zeit begnügt er sich wieder mit Kartoffeln und Milch, und sieht dabei voll Vertrauen auf seinen Weinberg.

Wo die Natur im Rheingau stiefmütterlich oder vielmehr in Künstlerlaune war, und der steile Fels aller Vegetation das Fortkommen versagt, da baut sich der Mensch zwischen die Felsenblöcke hin eine Fischerhütte, und sitzt geduldig bei Frost und Sonnenhitze mit den Angel oder dem Netz am Ufer, unbekümmert um das Gold, welches der Strom in seinem Sande führt, wenn er nur den Hamen oder die Ruthe nicht leer zurückzieht.

Die Gestalt der Anwohner des Rheins hat in dieser Gegend nicht das mindeste von den Teutschen

des Tacitus, und die blauen Augen, die blonden Haare, die festen, gedrunghenen Körper sind hier äußerst selten. Die Weinbauer sind meist hager, von gelblicher Gesichtsfarbe, und dunkeln Haaren — in den Flecken und Städten trifft man schöne weibliche — und mitunter auch männliche Formen, aber sie scheinen größtentheils von eingewanderten Ausländern abzustammen. Nicht nur der gebildete Städter, auch der Landbewohner ist im Rheingau lebhaft, witzig, anständig, nicht ohne Sinn für das mahlerische und dichterische Schöne. Die vielen Reisenden haben freilich den Sitten etwas von ihrer Einfalt und Lauterkeit genommen, nur in den weniger besuchten Nebenthälern findet man noch die ungeglättete Treuherzigkeit, die ihr Wohlwollen ohne Ansprüche giebt, dahingegen wird Einem die berechnete Höflichkeit der Gastwirthe, und die aufgedrungene Dienstfertigkeit der Schiffer, Führer und — Bettler in den Städten und Flecken längs dem Ufer hin, oft lästig. Es ist derselbe Fall, wie in den abgelegenen Schweizerthälern, deren Bewohner ihrer patriarchalischen Sitten wegen so lange und so laut von den Reisenden gepriesen wurden, bis sie durch die selbst verwischt waren, welche dahin kamen, sie zu bewundern.

Höhere Rücksichten müssen den Menschenfreund darüber trösten. Das Leben muß seine ursprüngli-

che, einfache Gestalt verändern, wenn die Natur ihre Absicht erreichen soll. Jede Anregung von aufsen trägt bei, den Gesichtskreis des Menschen zu erweitern, und ihn die Unendlichkeit seiner Kraft ahnden zu lassen. Mag sein Fuß noch so oft strau- cheln, wenn er sich von der Hand seiner ersten jugendlichen Führerin losgerissen hat: von jedem Falle auf die Erde erhebt er sich mit neuer Stärke, und ist entschädigt für alle Mühen und allen Verlust, wenn er nun endlich, statt einer blinden Zuversicht auf täuschende Erscheinungen und einer, zwar ge- mächlichen, aber das Gemüth überall beschränken- den Abhängigkeit von Gewohnheiten, den lebendigen Glauben an sich selbst gewinnt, und, oft schmerz- lich zurückgewiesen mit seinen Ansprüchen an das Fremde, diese in sich geltend zu machen lernt.

Das Altertum ist ein Reichthum, wenn die Natur
es nicht zu sehr vertheilt hat. In dem Altertum
sind die Künste und Wissenschaften so reichlich
vertheilt, daß man in jedem Lande, in welchem
die Natur die Künste und Wissenschaften reichlich
vertheilt hat, die Künste und Wissenschaften
so reichlich findet, als wenn die Natur sie
in einem Lande so reichlich vertheilt hätte.
In dem Altertum sind die Künste und Wissenschaften
so reichlich vertheilt, daß man in jedem Lande,
in welchem die Natur die Künste und Wissenschaften
so reichlich vertheilt hat, die Künste und Wissenschaften
so reichlich findet, als wenn die Natur sie
in einem Lande so reichlich vertheilt hätte.

A N S I C H T E N
D E S
R H E I N S

Z W E I T E S H E F T .

Mit eilf Kupfern.

FRANKFURT AM MAYN,
BEI FRIEDRICH WILMANS. 1805.

ADRIANUS

DES

R. H. E. I. N. S.

INSTITUT

DE

PHILOSOPHIE

ET LITTÉRATURE

ANSICHTEN DES RHEINS.

ZWEYTES HEFT.

ANZEIGEN DES HERREN

ANZEIGEN DES HERREN

C A U B.

Als ich zum erstenmale die Reise in diese bezaubernde Gegend machte, war es die Neuheit der großen Naturscenen, die mich so mächtig ergriff; jetzt, da ich zum drittenmale den Rhein herabschwimme, wird mir jeder Anblick interessanter durch das Andenken an die Vergangenheit. — Die Tage, die nicht mehr sind, schweben um mich, wie die Gestalten abgeschiedener Freunde, und an die Gegenwart knüpft sich wehmüthig lächelnd die Erinnerung: das Auge ergänzt mit Vergnügen die unbestimmten Umrisse der Phantasie, aber ungern entdeckt es Veränderungen, die auf eine traurige, verhängnißvolle Katastrophe hindeuten.

Wer übrigens auf einer Rheinreise sich einen vollkommenen Genuß verschaffen, und nicht, wie beim Durchlaufen einer erlesenen Gallerie, nur flüchtige und zuletzt ermüdende Eindrücke in sich aufnehmen will, der lasse sich von Zeit zu Zeit ans

Land setzen, und mache sich mit den nächsten Umgebungen der Dörfer und Städte bekannt. Es ist ein ewiger Wechsel in allen diesen Naturscenen — vom Charakter ländlicher Anmuth an bis zum furchtbar Grofsen und schauerlich Erhabenen. Dies ist ein klassischer Boden für unsere Geschichte, und fast jede Landschaft in dieser zahllosen Reihe erhält eine höhere Bedeutung durch die denkwürdigen Personen, welche auf diesem Schauplatze handelten.

Ich verweilte in Caub ein paar Tage, und streifte in dem wilden Gebirge umher, wo die Schauer der Einsamkeit sich zur ernsten Betrachtung gesellen, und der Blick von einer Bergspitze in die endlose Ferne das Sehnen des Herzens nach dem Dunkeln und Unbekannten so mächtig erweckt. — Das wild romantische Sauerthal, eine halbe Meile landeinwärts von Caub, führte mir die Zeiten des Mittelalters recht lebendig in die Seele zurück. Wo vier Wald- und Felsthäler zusammen stofsen, quillt ein Sauerbrunnen; um ihn liegen arme Bauerhütten; hoch oben auf dem Berge steht grofs und trotzig die Sauerburg, einst Franzens von Sickingen herrlichste Veste. Ein Bild altdeutscher Gröfse und wilder Stärke! Aber alles spricht Vergangen! Durch Dornen und verwachsenes Haselgesträuch entdeckt man kaum den Eingang zu den geräumigen Hallen; den gähnenden Schlund des gräfslichen Burgverlie-

fses hat die Natur freundlich mit Gebüsch umranket; der meist in Felsen gehauene Burggraben ist ein natürlicher Garten für Erdbeeren und Veilchen geworden.

Der Schiefer, der hier bricht, wird häufig zur Bedachung der Wohnungen in diesen Gegenden gebraucht, was ihnen ein finsternes Ansehen gibt, welches aber hie und da durch freundliche Weinreben, die sich um die Fenster ranken, gemildert erscheint.

SCHLOSS SCHÖNBERG. OBERWESEL.

In abwechselnden Gestalten reihen sich von Caub aus Berge und Felsen am linken Ufer hin. Da und dort werden Dachschiefer in Kähne geladen — andere liegen aufgethürmt an der grünen Bergwand. Tiefer erblickt man die Bruchhölen mit Arbeitern belebt. Rechts sind die Felsen bald kahl, bald mit Reben bedeckt. Furchtlos hängt hier der Winzer an der schroffen Klippe, die er mit Erde belegt. Mühsam ist sein Geschäft und gefahrvoll, und wie oft zernichten wenige Stunden den Fleiß und die Hoffnungen eines Jahres!

So ausdauernd aber auch der Muth des Weinbauers in diesen Gegenden ist, so möchte es ihm

doch schwerlich je gelingen, alle diese Felsen fruchtbar zu machen. Indessen werden die Versuche von einem Geschlechte zum andern wiederholt, und jeder sterbende Hausvater hinterläßt hier seinen Kindern das Vermächtniß jenes Asopischen Landmannes: „Mein Schatz ist in diesen Felsen verborgen; hier grabt und sucht!“

Allmählig nähert man sich dem annuthigen Oberwesel, das an linken Ufer liegt, wo die Wogen des Rheins sich laut brausend an dem sogenannten Rümmeisteine brechen. Noch etwas herwärts trauern auf einer Bergspitze die Ruinen von Schönberg oder Schomberg, und erinnern an die Geschichten vergangener Zeit.

Auch Oberwesel hat von seiner ehemaligen Herrlichkeit zum Theil nur noch Trümmer aufzuweisen, die zwischen den spätern Ansiedelungen warnend hervorblicken, und von seiner ehemaligen Bedeutung zeugen. Eine große gothische Kirche steht etwas entfernt am Ufer, und ruht in der stillen Umgebung weitschattender Bäume. Sie wurde im Jahr 1331 vom Erzbischof Balduin von Trier erbaut, und mit einem Kollegiatstift verbunden.

So abgeschieden vom Lärm und Gewühl sollten alle Kirchen liegen. Die Schauer der Einsamkeit sind so nahe verwandt mit den Empfindungen der Andacht, und nur in der Entfernung vom Getreibe

des niedrigen Lebens öffnet sich das Gemüth dem Übersinnlichen.

Ich bestieg die Ruinen von Schönberg, als schon die Berge ihre Schatten über den Strom verlängerten. Öde Trauer schwebt nun über der Wiege der Helden — zerfallen ist der Söller, Bäume strecken ihre Kronen durch die Fensterbogen, und der Uhu nistet in den Gemächern. Hier hatte eines der ältesten und edelsten Geschlechter seinen Wohnsitz. Schon unter Karl dem Großen diente ein Belmont. Seiner Abkömmlinge einer erbaute dieses Schloß gegen das Ende des eilften Jahrhunderts, und nahm den teutschen Namen Schönberg an. Unter mehreren tapferen Kriegern, die aus diesem Hause hervorgingen, ist Friedrich, Herzog von Schönberg oder Schomberg, der berühmteste. Er übte sein Feldherrntalent zuerst unter Heinrich und Wilhelm II. von Oranien, kämpfte mit Kunst und Glück im französischen Kriege gegen Spanien, befestigte das Haus Braganza auf dem Throne Portugalls, zernichtete die Hoffnungen der Stuarte in England, und fand den Heldentod in der Schlacht an Boyne im Jahr 1690. Aber verödet ist die Stätte, wo seine Wiege stand, und keiner von denen, die diese ehrwürdigen Überreste täglich gedankenlos betrachten, kennt seinen Namen.

In Oberwesel stehen noch ein paar jetzt verlas-

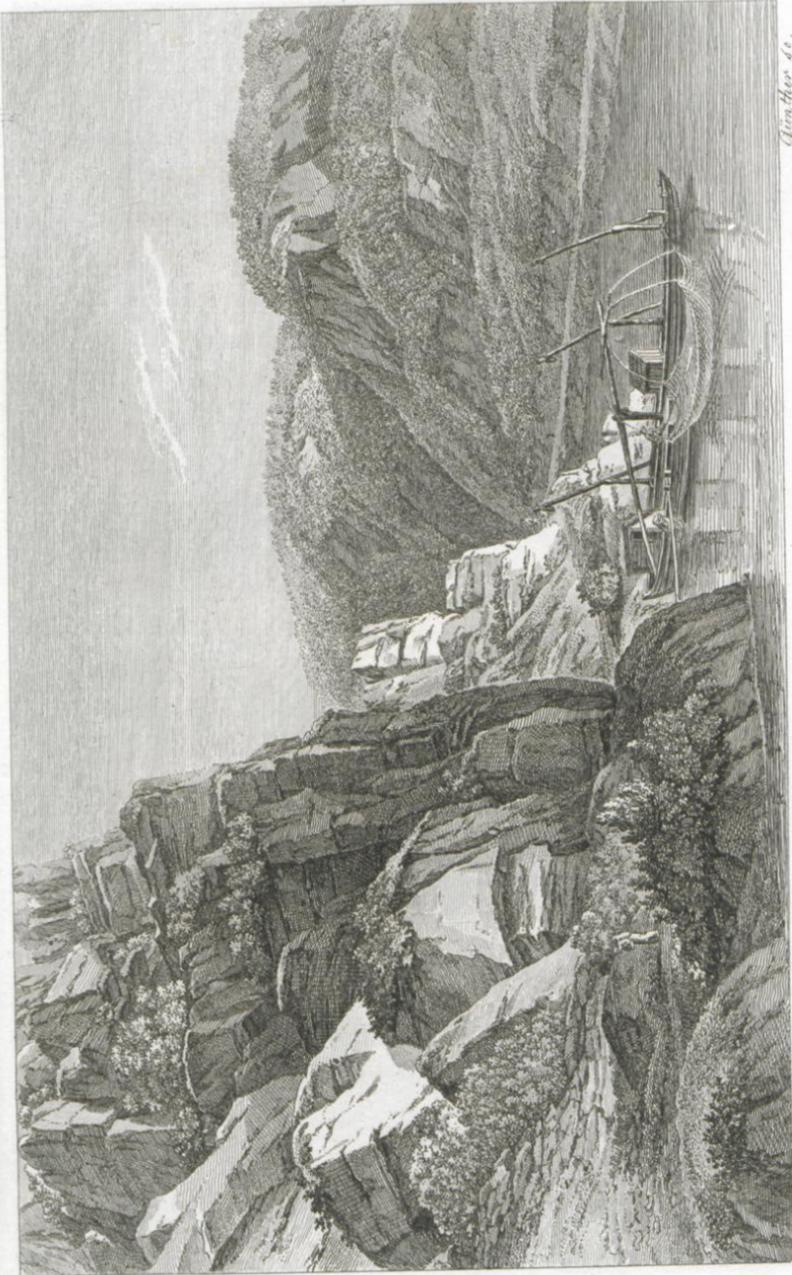
sene Klöster. In der Kirche der Minoriten sah ich bei meiner ersten und zweiten Reise eine Kreuzabnahme von Diepenbeck, einem Schüler von Rubens, der zwar nicht die seltne Kraft seines Lehrers besafs, aber ihn an Innigkeit und Blüthe der Phantasie übertraf.

Eine an der Stadtmauer nächst dem Rhein gelegene Kapelle bewahrt die schaudervolle Sage eines von Juden gemordeten Christenknaben, die man auf die Erfindung eines fanatischen Jahrhunderts schreiben würde, wenn nicht der Wahrheit liebende Hontheim die Urkunden hierüber gesammelt hätte.

Was die politische Geschichte von Oberwesel betrifft, so übten die Grafen von Schönberg in ältern Zeiten das Burggrafenrecht über die Stadt, Friedrich der II. machte sie zur Reichsstadt, und Kaiser Heinrich der VII. gab sie seinem Bruder Balduin, wodurch sie zum Churfürstenthum Trier kam, welches auch, bis auf die neuesten Zeiten, im Besitze derselben blieb.

Am rechten Rheinufer, Oberwesel gegenüber, ragt eine jäh, schroffe Felsenwand hervor, die den Namen Rostein trägt. In diese Wand hat die der Natur alles abtrotzende Menschenhand Stufen eingehauen, und sie mit Reben bepflanzt, die einen vortrefflichen Wein geben.

Wenn man von Oberwesel sich entfernt, so lasse



Gravé par G. G.

La Pêche du Saumon près le rocher dit-Lurley.

Der Salmen vor Fischfang am Lurley Felsen.

man ja nicht aufser Acht, sich noch einmal umzu-
kehren, und die nun sich neu bildende Landschaft
zu betrachten. — Mahlerisch erhebt sich von hier
aus die Stadt mit den anliegenden Bergen. Caub,
und die romantische Pfalz, die wie eine bezauberte
Burg mitten im Strome liegt, machen den sich in
sanftere Töne zerschmelzenden Hintergrund.

DER LURLEY.

Das Fahrzeug wendet sich jetzt zur Rechten, und
man sieht sich plötzlich von allen Seiten durch Berge
und gigantische Felsmassen eingeschlossen, die sich
bald über den Strom beugen, und tiefe Schatten auf
seine Fläche werfen, bald in senkrechten Wänden
emporsteigen, bald furchtbar geborsten sind. Hier
und da wachsen Bäume und Gesträuche aus den be-
mosten Spalten. Auch aus dem Flusse ragen hin
und wieder Klippen, an die der Rhein bald wild an-
prallt, bald sie umwirbelt oder sanft umspielt.

In kleiner Entfernung macht der Fluß wieder
eine neue Wendung — ernster und einsamer und
feierlicher wird die Gegend. — Die Felsen schieben
sich bis dicht an das Ufer hervor — hier und da
liegen an Gestade große Felsenblöcke.

In dieser Gegend war es, wo der fromme Einsiedler Goar sein Leben zwischen gutgemeinten Bußübungen und dem Unterrichte roher Fischer theilte. Mir dünkte, als säh ich ihn am wilden Ufer stehen, um ihm her Jünglinge und Greise und Weiber und Kinder, die seinen Lehren horchen. Welch ein schönes Seitenstück zu Salvator Rosa's predigendem Johannes in der Wüste!

Etwas weiter hin strebt am rechten Ufer, kühn und trotzig, ein ungeheurer Felsen, der Lurleyberg, in die Wolken. Ihn bewohnt die Echo, die Tochter der Liebe, die nach Herders schöner Dichtung, weil sie nicht unsterblich war, von Jupitern wenigstens das erhielt, unsichtbar seyn zu dürfen um ihre Kinder, und zu wiederholen die Laute ihrer Empfindung. Drei bis viermal tönt sie den Zuruf des Schiffenden aus diesen Klippen zurück, und erinnert ihn an die Allgegenwart einer Mutter, die alle ihre Kinder am Herzen trägt.

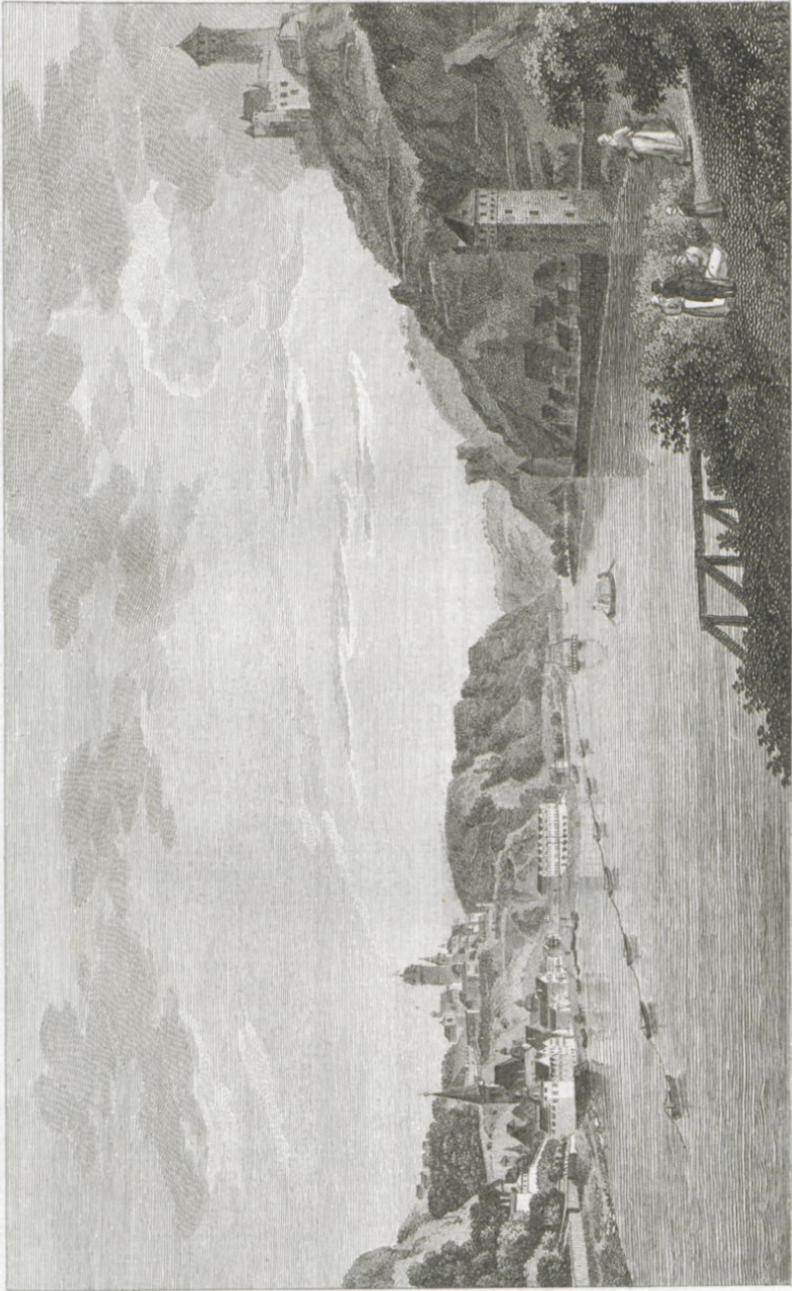
D I E B A N K.

Ohngefähr eine Viertelstunde ober St. Goar bildet der Rhein einen tiefen Kessel, rings mit Felswänden umgeben. Er scheint jetzt stille zu stehen, und das Ende seines Laufes gefunden zu haben. Hoher Ernst spricht hier den Wanderer an aus der großen Naturscene. Man wähnt sich auf einmal von der übrigen Welt getrennt. Bald aber macht der Fluß eine neue Krümmung — und mit Blitzesschnelle ergreift und verfolgt er seinen gefundenen Weg, und rauscht unmuthig über mehrere Felsen dahin, die eine Reihe von hintereinander liegenden Bänken bilden; daher auch die Stelle den Namen der Bank hat. Diese Bank ist gefährlicher als das Binger Loch, zunal bei niedrigem Wasser, und Schiffe und Flöße haben alle Vorsicht nöthig, um nicht zerschellt zu werden.

Sobald sich eine Floße dem gefährlichen Fleck nähert, bringen die Schiffer einen großen und einige kleine Stämme an das Vordertheil desselben, um dadurch den Lauf des Stroms zu gewinnen, oder, im schlimmsten Fall, dem Anprallen an das jenseitige Ufer

vorzubiegen. Der grössere Stamm heisst der Hund, und wird in den Wirbel gestolzen, um der Flosse die Gegenrichtung zu geben; die kleineren dienen dazu, die Wirkung des Stosses zu lähmen, wenn die ungeheure Holzmasse etwa doch an das jenseitige Ufer geschleudert würde. Es ist ein furchtbar schönes Schauspiel, eine solche Flosse zu sehen, die meist tausend Fufs in die Länge, und neunzig in die Breite hat, mit hölzernen Hütten bedeckt, und von vier bis fünfhundert Ruderknechten und Arbeitern bevölkert ist, wenn sie nun über die Sandbänke herabschiefst. Das läuft, schreit, arbeitet durch einander. Die schäumenden Wellen schlagen von beiden Seiten über Bord, — die Masse wankt, kracht, wird ans Ufer geworfen, die Kniee splintern wie Glas, die Flosse fährt zurück und über den Strudel dahin, und läßt eine lange wallende Furche im Strome hinter sich.

Gleich unter der Bank ist ein Wirbel, in der hiesigen Sprache das Gewirr genannt. Nach einer Sage, die noch unter dem Volke, wie alles Wunderbare, Glauben hat, hängt dieser Wirbel mit dem Binger Loche zusammen, und ehemals sollen dort gescheiterte Schiffe hier wieder in Trümmern zum Vorschein gekommen seyn. Überhaupt ist diese Gegend reich an Sagen und Märchen dieser Art, und es scheint, daß das Romantische der Natur, die vielen Bergrui-



*Ansicht von St. Goar und der Festung
Rheinfels vor dem Brücke.*

*Vue de St. Goar et de la forteresse de
Rheinfels avant la dernière guerre.*

nen und Klöster, die dunkeln und mit Fabeln ausgeschmückten Erzählungen von merkwürdigen Ereignissen, deren Schauplatz die Rheinufer waren, dem Gemüthe dieser Menschen einen besonderen Hang zum Seltsamen und Abentheuerlichen einprägen.

ST. GOAR. RHEINFELS,

Eine neue freundlichere Scene empfängt nun den Wanderer wieder. Das Düstre, Einsame verschwindet, und das Anmuthige tritt an seine Stelle. Zwar schreiten auch hier die Berge in kühnen Felsmassen hinter einander her, aber sie sind bald mit Holz bekränzt, bald mit Weinstöcken und hangenden Gärten. Kleine Thäler bilden sich dazwischen, wo stille Wohnungen an Wiesenbächen, im Schatten von Obstbäumen ruhen, und überall frohes Leben herrscht. Der Rhein breitet sich weiter aus, aber sein Gang ist friedlich, und bedroht die angebauten Ufer nicht.

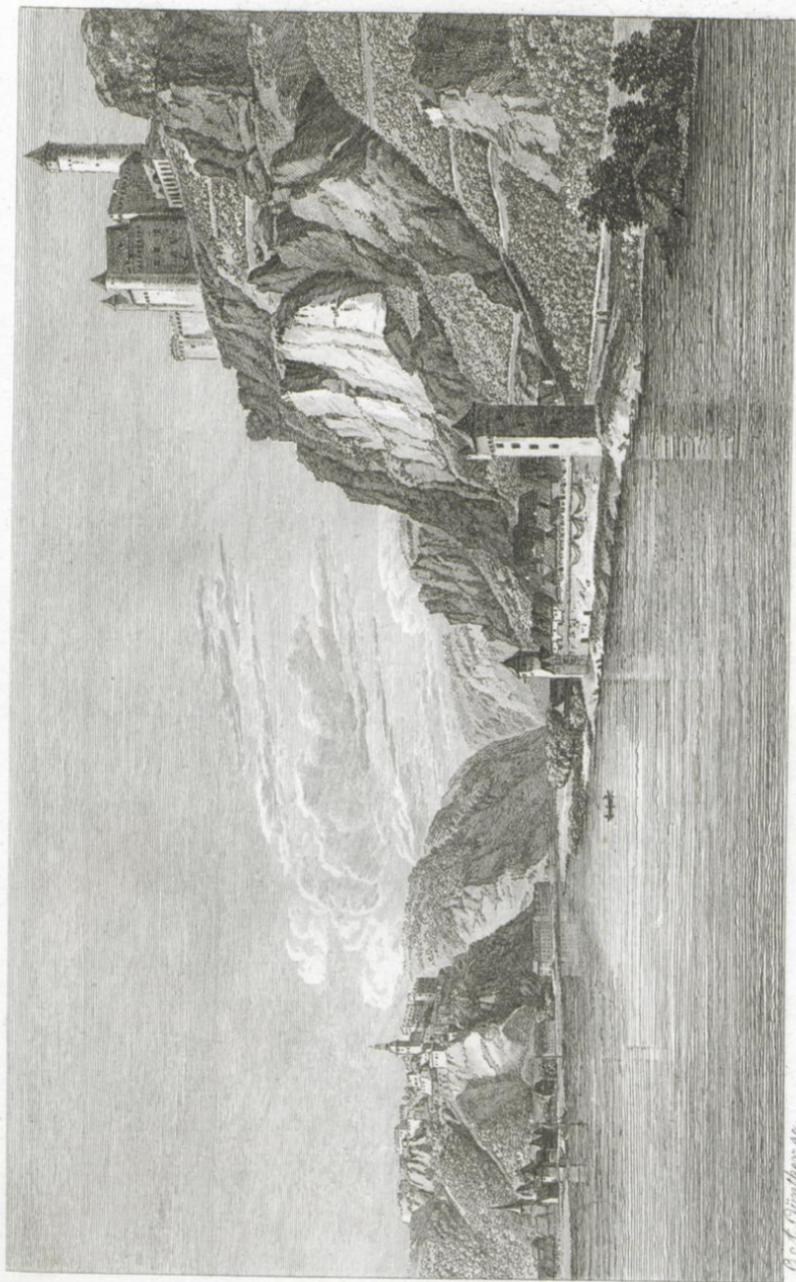
Schon mehrere Reisende haben die Bemerkung gemacht, daß eines der reizendsten Schauspiele in den Rheingegenden durch das Gaukelspiel der Lichter entstehe, welches jede Stunde, und bei den verschiedenen Krümmungen des Flusses, oft jeden Augenblick wechselt, und in einer und derselben Gegend

die auffallendsten Veränderungen der Ansicht bewirkt. Mit diesem Wechsel des Lichts vereinigt sich die Wirkung der Wolken, die bald einen dünnen Schleier über die beleuchteten Stellen ausbreiten, bald die dunkeln Parthien noch dunkler halten, bald zitternde Streifen von Licht durch die Schatten spielen lassen. Eine ferne Spitze erscheint auf einmal durch einen Strahl beleuchtet, und hebt sich deutlich hervor, und eine nahe Lichtparthie versinkt plötzlich in Schatten und Dunkel.

Zu diesem Wechsel der Beleuchtung kommt auch der des Flusses, welcher sich bald mühsam zwischen Felsen durchdrängt, bald wie ein kleiner See majestätisch ausbreitet. Dies alles trägt bei, dafs das Auge in dieser weiten und reichen Gallerie von Landschaften nie ermüdet, und sich zu jeder veränderten Ansicht auch der Reitz der Neuheit gesellt.

St. Goar erhebt sich prächtig in diesem neuen Amphitheater, und still und ernst auf den Felsen dahinter die Veste Rheinfels. Vor dem Kriege prangte sie mit stolzen Thürmen, Bollwerken und Mauern, und schien zu gebieten über die weite Gegend; jetzt liegt sie wehrlos da im Staube, und ihre Trümmer sind über den Berg herab zerstreut. Ihr Fall war ruhmlos — ein schreckendes Vorbild von dem Schicksale Germaniens.

Es war im Jahr 1245, als Graf Diether der Reiche



Del. Günther sc.

Ansicht der Festung Rheinfels nach der Zerstörung.

Vue de la forteresse de Rheinfels après sa démolition.

von Katzenelnbogen das hier gelegene Mönchskloster Mattenburg in ein festes Schloß verwandelte, und die vorüberfahrenden Schiffe zur Erlegung eines Rheinzolls zwang. Sechzig Städte am Rhein rüsteten sich gegen ihn, und belagerten Rheinfels funfzehn Monate lang, aber vergeblich.

Im Jahre 1692 vertheidigte der brave hessische Oberste Görz die Veste gegen Tallards ganze Kriegskunst und Übermacht. Schon lag ein Theil der Mauern und Wälle darnieder, schon hatten die Franzosen im wüthenden Sturme die Brustwehr erstiegen, — die tapfern Hessen — wußten zu sterben, aber nicht zu weichen, und bestätigten durch ein neues Beispiel, was die Geschichte aller Zeiten lehrt, daß die Hartnäckigen als Sieger aus dem Kampfe gehen. Tallard zündete selbst sein Lager an, und zog sich durch Rauch und Flamme zurück.

Unten am Berge ist jetzt eine neue Kaserne erbaut, die mit den Ruinen der Vestung einen etwas schneidenden Kontrast bildet. Das Städtchen ist noch voll Leben, wie ehemals. Am Rheinthor bewahrte man sonst ein Halsband, welches die beiden Söhne Karls des Großen, Karl und Pipin, hier an dem Orte ihrer Versöhnung, und als ein Denkmahl derselben aufhingen. Mit diesem Halsbande wurde vormals eine ziemlich gemeine Posse zur Belustigung der angekommenen Fremden und zum Vortheile des Wirthes

getrieben, und dadurch das Gedächtniß einer rührenden Handlung entweilt.

St. Goar gegenüber liegt an einer kleinen Bucht, die der Rhein da bildet, St. Goarshausen, mit alten, meist von Fischern bewohnten Häusern, gothischen Mauern und einem Bergschlosse, die Katze genannt. Dies alles macht einen sonderbaren Abstich mit dem modernen St. Goar, und man glaubt sich in zwei weit von einander entfernte Jahrhunderte versetzt. Hier Eleganz und Verfeinerung und das ganze bunte und frische Kolorit des gegenwärtigen gesellschaftlichen Lebens — dort das Kostüm und die Sitten des Mittelalters — einfache, rohe Menschen, enge dunkle Wohnungen, und Thürme und Schiefsscharten.

Unter St. Goarshausen wird das Ufer breiter, und tritt, wie eine Halbinsel, in den Rhein hervor. Diese freundliche Landspitze macht hier, bei dem Grofsen und Kühnen der übrigen Gegend, eine gar angenehme Wirkung.

Ein Teppich von blumichten Wiesen breitet sich über den Boden hin, im lieblichen Gemisch mit lachenden Gärten. Von den hohen Bäumen träufelt erquickende Kühle auf die sich anmuthig windenden Pfade, und das überhangende Gebüsch wölbt sich zu natürlichen Lauben, die den Lustwandler zur Ruhe einladen. Die verschiedenen Holzarten, die sich mit abwechselnden Laubmassen am Ufer hinreihen,

erhöhen den mannigfachen Reitz des Ganzen. Auch sind hier und da neuere Wohnungen aufgebaut, und geben der Landschaft mehr Leben.

Wenn man sich ober Goarshausen oder unter diesem Orte, bei dem Haselbach in die Gebirgthäler vertieft, so trifft man auf neue amuthige Stellen, und dichterische Ansichten. Bald stürzt ein Wasserfall von der bebuschten Höhe, und setzt das Rad einer einsamen Mühle in Bewegung, bald verliert sich der Fufssteig zwischen Felsen, an denen wildes Gesträuch herabgrünt. Hier und da schwirren Vögel aus den Hecken auf, oder man hört den Ton einer fernen Glocke, oder eine kunstlose Melodie, welche die ländliche Arbeit kürzt.

Unstreitig ist die Gegend um St. Goar eine der schönsten des Rheinstroms, und wer Sinn für das Grofse und Feierliche hat, wird sie der um Bingen noch vorziehen. Am schönsten nimmt sie sich aus im Abendlichte, wenn der Tag allmählig hinschwindet, und leichte Nebelstreifen aus den Thälern aufsteigen, die sich bald, in mancherlei sonderbaren Gestalten, an den Häuptern der Berge festhängen. Allmählig verdunkeln sich in der Tiefe die Ufer, und fliefsen mit den Bergrücken in grofse Massen zusammen, die Mitteltöne verschwinden, nur die Abendseite der höchsten Gipfel schimmert noch im röthlichen Glanze. Ernstes Schweigen senkt sich auf die

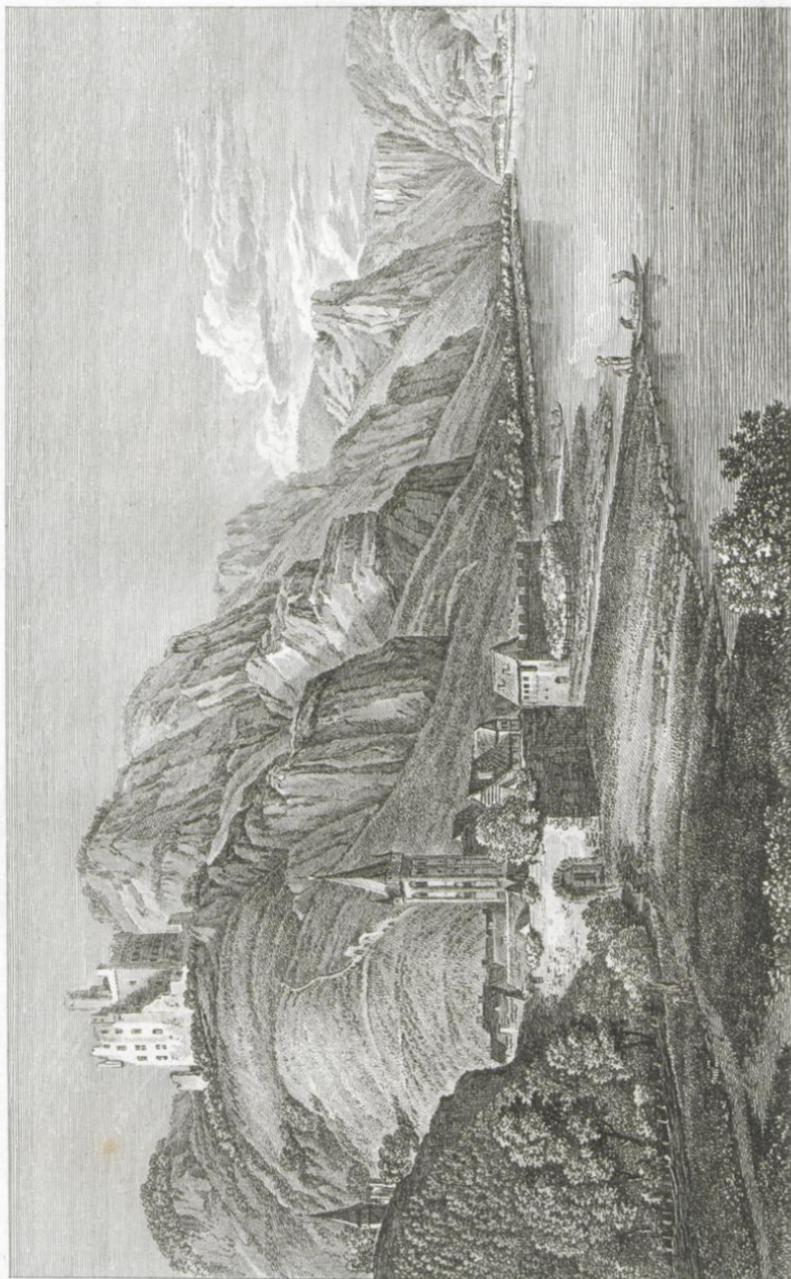
Landschaft, und selbst der Strom murmelt stiller, als wolt' er alles umher in Ruhe flüstern.

Eine Mondnacht macht die Gegend noch interessanter, und es ist ein Schauspiel, an welches sich keine Beschreibung wagen darf, diese mannigfachen großen Naturscenen in dieser magischen Beleuchtung zu betrachten.

W E L M I C H.

Ungern trennt man sich von St. Goar, und indem man sehnsuchtsvoll noch einmal dahin zurückschaut, erscheint es in neuen Reitzen. Diese veränderte Ansicht gleicht der vorigen an Pracht und Reichthum, und diese zauberische Gegend scheint, wie Armida im Tasso, alle Macht ihrer Schönheit aufzubieten, um den fliehenden Wanderer zurückzurufen, und auf ewig in ihren magischen Gärten festzuhalten.

Aber auch vorwärts zeigt sich dem Schiffenden ein neues und höchst amuthiges Bild. Auf dem Vordergrunde des rechten Ufers liegt an einer Landspitze das romantische Welmich mit seinem gothischen Thurme, und verbirgt sich zum Theil hinter einem vorspringenden Hügel, über den ein kleiner Thurm hervorblickt. Auf der felsigten Höhe hinter



Gr. d. Günther sc.

Ansicht von Melnick.

Vue de Melnick.

Welmich stehen die einsamen Mauern des alten Schlosses Thurnberg, von einigen auch die Maus genannt. Kuno von Falkenstein, Erzbischof von Trier, verlebte auf dieser Burg den Rest seiner Tage, nachdem er vorher (im Jahr 1388) seine Würde niedergelegt hatte. Jetzt ist sie ein ödes Denkmal der Verheerungen des dreißigjährigen Kriegs. Noch erstrecken sich bis Welmich herab die Ueberreste ihrer Ringmauer, zwischen denen jetzt der friedliche Weinstock blüht.

Vor dem Städtchen breiten sich Wiesen und Obstgärten bis an den Rhein aus, und hohe Baumgruppen spiegeln sich in seiner Flut. Den Hintergrund bildet ein seltsames Gemisch angebauter Hügel und übereinander geschichteter Berge, die sich in immer dunklern Fernen zuletzt in den Schatten des Lurley verlieren.

Vom linken Ufer herab glänzen noch die Häuser und Thürme von St. Goar und der hohe majestätische Rheinfels. — Nein, diese Gegend hat schwerlich ihres Gleichen.

FAHRT BIS HIRZENACH.

Unter Welmich breitet sich der Fluß in einer großen Wendung gegen Norden aus, und bildet einen räumigen Golf von steilen Bergen umgeben, und von dunkeln Wäldern beschattet. Ein kleines liebliches Eiland hebt sich aus der Flut hervor, wie ein zweites Delos, das der Wink eines Gottes zum Asyl einer verfolgten Nymphe dem Gewässer entsteigen hiefs. Jenseit des Werders blüht Hirzenach mit seinen lichten Wohnungen hervor, und wirft sein Bild auf die zitternde Fläche des Rheins. Arme Winzerhütten stehen hier demüthig um die (ehemalige) reiche Probstei, welche dem Kloster Siegburg gehörte.

Diese Gegend ist übrigens wohlthätig für Auge und Gemüth. Das Erhabene, welches in den Umgebungen von Goar sich ausspricht, wirkt zu mächtig, als dafs es der Mensch lange ohne Abspannung ertragen könnte, und er flüchtet mit seiner Empfindung gern in einen Bezirk, wo er einheimischer ist.

Noch bevor man Hirzenach erreicht, zeigt sich rechts in den Gebirgen eine durch Waldströme ge-

hölte Schlucht, welche man das Ehrenthal heisst, vielleicht weil hier ein Metall gewonnen wird, welches die Menschen höher in Ehren zu halten pflegen, als sich selbst. In diesem Thale brechen Blei- und Silberstufen. Zerstreut liegen darin einige Hütten von Bergleuten bewohnt, und eine ärmliche Kapelle, wo sie ihren Gottesdienst feiern.

In der That sind die Rheingegenden nicht nur reizend in ihrer Aussenseite, sondern auch reich an schätzbaren Producten in ihrem Innern, und zum Theil von einer Beschaffenheit, welche der Cultur des Weinstocks vorzüglich zusagt. Aus dem Sande des Flusses wird an verschiedenen Stellen Gold gewaschen. Die große Bergreihe, welche das Rheinthal bildet, ist eine ununterbrochne Kette des hohen Taunus. Die Mergelhöhen bei Hochheim haben vielleicht ein Steinkohlenflöz unter sich. Der Johannesberg besteht aus fetter Siegelerde, welche die Wärme leicht einsaugt, um Rüdesheim wächst der feurige Wein in zerbröckeltem Steinkohlenschiefer, und ein bläulicher Schiefer bricht in den Gegenden von Caub.

Von Wesel bis unter Hirzenach zeigen sich Basalte, Schiefer, Kalk und Marmor; hier gibt es Salz, Schwefel, Eisen, Blei, Zinn, Kupfer — auch Gold und Silber. Bimsstein und vulkanische Producte trifft man zwar auch, aber noch immer ist es unentschie-

den, ob sie nicht durch irgend eine Erdrevolution angeschwenmt wurden.

Große Umwälzungen hat die Natur hier erlitten; dies beweisen die oft sonderbaren Formen der in einander geschobenen Berge, die geschichteten Felsen und die abwechselnden Erdlagen, und der Rhein selbst konnte sich seine Bahn nur in einer langen Reihe von Jahren durch die überall entgegen stehenden Felsenwände hindurchbrechen.

DIE BEIDEN BRÜDER.

Bei Hirzenach macht der Rhein eine Wendung gegen Osten. Von den Bergen tönt das Gehämmer aus den nahen Schieferbrüchen, als ob Gespenster hier in unterirdischen Höhlen hausten. Rechts liegt das Dorf Kester mit den Ruinen seiner alten Pfarrkirche, und der Fluß dreht sich hier in einem scharfen Winkel. — Gegenüber schwillt eine der höchsten Felsenwände empor, die unten mit Wein, oben mit einer Krone von Waldbäumen bekränzt ist. Bald treten die Berge zur Linken zurück, und zwischen den Bäumen eines Gesnerischen Hirtenthals birgt sich das Dörfchen Weiler, das keine kunstbegabte Hand

annuthiger auf die Leinwand zaubern könnte. Nicht weit davon erblickt man einzelne Häuser des obstreichreichen Salzberg; rechts auf einer schwindelnden, mit Reben bewachsenen Felsenhöhe trauern die mit Gebüsch überhangenen Ruinen der Burgen Liebenstein und Sternfels, die sogenannten zwei Brüder, deren wahrhaft romantische Geschichte man sich hier gern vergegenwärtigt.

In den alten Zeiten der Tapferkeit und Minne hauste auf diesen Bergen ein Ritter, der zwei Söhne hatte, in denen er die Hoffnung seines Alters erzog. Mit den beiden Knaben wuchs ein Fräulein heran, die Erbin vieler Güter, dabei schön und sittsam und von edelm Sinne. Der Alte verbarg ihre Abkunft, und man hielt sie in seinem Hause selbst für seine Tochter.

Als die Zeit heran kam, wo eine Heirath zwischen den jungen Leuten schicklich war, entdeckte der Ritter das Geheimniß, und schlug dem Mädchen vor, unter seinen Söhnen zu wählen. Sie mochte verlegen seyn, sich zu erklären, und der ältere Bruder, der sie vielleicht dem jüngern geneigter glaubte, trat zurück mit der edeln Erklärung, sie seinem Bruder zu überlassen.

Der alte Ritter legte nun die Hände seiner Kinder in einander, und der Tag ihrer Verbindung wurde auf einige Zeit hinaus festgesetzt.

Der ältere Bruder bemerkte denn doch, daß die Vorzüge seiner ehemaligen Schwester seinem Herzen gefährlich werden dürften, und er faßte daher den Entschluß, der unter solchen Umständen der klügste ist, sich zu entfernen. Er ging zu dem Fürsten nach Rense, dessen Gunst er bald zu verdienen wußte.

Um diese Zeit kam der heilige Bernhard nach Deutschland, und predigte das Kreuz. In Haufen zogen die Ritter vom Rheine gen Frankfurt, wo Kaiser Konrad den neuen Apostel dem Volke vorstellte, und legten das Gelübde ab. Bald wehte von allen Burgen die Kreuzfahne, und auf dem Flusse schwammen mit Gesang und Musik Schiffe hinauf und herab, die Schaaren von Rittern tragend, die nach dem gelobten Lande ziehen wollten. Schwärmerie ist eine ansteckende Krankheit. Auch der jüngere Bruder ward von dem frommen Schwindel ergriffen, und faßte den Entschluß, seine Braut nicht an den Altar zu führen, bevor er nicht mit Ruhm und Ablafs gekrönt den Zug gegen die Ungläubigen mitgemacht hätte. Umsonst schüttelte der alte Vater bedenklich den Kopf, umsonst waren die oft schlecht verhehlten Thränen des liebenswürdigen Mädchens, die sich doch — in ihrem frommen Sinne — den Fügungen des Himmels nicht widersetzen wollte, — er übergab sie dem Schutze des Vaters

und Bruders, nahm Abschied, und gesellte sich einem Zuge aus den benachbarten Burgen bei.

Der ältere Bruder kehrte von Rense zurück, und erfüllte — obgleich oft im stillen Kampfe mit seinem Herzen — treulich die übernommene Pflicht. — Der Vater starb inzwischen, und nahm den Kummer über seine vereitelten Hoffnungen mit ins Grab. Seine Burg war die Wohnung stiller Trauer. Endlich kam die Nachricht, daß der Kreuzfahrer aus Palästina zurückkehre, und — eine Griechin aus Konstantinopel als Gattin mit sich bringe.

Das Mädchen versank in tiefe Schwermuth; sie glaubte den Finger einer höhern Macht in dieser sonderbaren Wendung ihres Schicksals zu erblicken, und beschloß, mit ihrem von Liebe und Gram gebrochenen Herzen in ein Kloster zu flüchten. Für ein edles zartes Gemüth, dem die Hoffnungen seines Lebens in der Blüthe zerknickt wurden, ist auch der stille Genuß seines Kummers das einzige, was ihm noch übrig bleibt.

Der ältere Bruder nahm die Sache als Mann und Ritter: er warf dem Bothen, den sein Bruder vorausgesendet hatte, seine Ankunft zu melden, den Fehdehandschuh vor die Füße, machte Anstalten zum Kampfe und bot seine Dienstmannen auf.

Der Kreuzfahrer langte mit seiner Gattin an, und bezog die benachbarte Burg Sternfels. — Bald begann

Ans. d. Rh. 2. Heft.

der blütige Kampf, und dauerte mehrere Monate. Das Fräulein, das in keinem der Brüder einen Gatten finden konnte, trat nun als Schwester unter sie, und stiftete eine Versöhnung. Hierauf verlief sie den friedlichen Aufenthalt ihrer Kindheit, und nahm den Schleier.

Stille Traner herrschte nun auf Liebenstein — lärmende Freude auf Sternfels. Die Schönheit der Griechin — und ihr hoher gebildeter Geist versammelte bald eine Schaar benachbarter Ritter um sie her. Gewöhnt an den Glanz und die prunkenden Freuden einer großen, üppigen Stadt erschien sie auch hier als die Königin wechselnder Feste.

Der ältere Bruder sah, daß sein Bruder nicht glücklich war, daß die Griechin sich nicht mit einer Liebe begnügte. Er wußte es zu veranstalten, daß jener von ihrer wirklichen Untreue sich selbst überzeugen konnte. Der Kreuzfahrer schnob Rache, und wollte sie ermorden, aber sie fand Mittel zu entfliehen.

Nun schloß der ältere den Verzweifelnden in die Arme, und sie gaben sich das Wort, den Gram ihrer Schwester, der ihr Leben um diese Zeit schon zerissen hatte, dadurch zu ehren, daß sie beide ehelos blieben. Sie waren die letzten ihres Stammes, und traurig blickten die zerfallnen Zinnen ihrer Burgen von der Höhe ins Thal, und heifsen noch immer die Brüder.



Ansicht von Bernhofen.

Vue de Bernhofen.

gravier de

BORNHOFEN.

Hinter den Trümmern der Brüder bildet sich ein romantisches Bergthal, wo sich das Dörfchen Bornhofen hinter dem Kloster und der Kirche der Kapuziner versteckt. Feierlich hebt sich das weiße Gebäude aus den grünen Bäumen und dunkeln Gebirgen hervor. Tiefer läuft eine hohe waldigte Gebirgskette den Rhein hinab. Von dem Kloster führt ein Gang von Wallnufsbäumen zu dem Dörfchen Kamp, wo die Römer ehemals ein Lager hatten. Rechts an diesem schattigten Gange hin liegt eine Reihe von Weinhügeln, links ziehen sich blumichte Wiesen bis zum Rheine vor.

Ritter Brönser von Rüdesheim erbaute Bornhofen, welches eine berühmte Wallfahrt ist. Nicht selten erblickt man hier Züge frommer Pilger, die unter lautem Gebet und Gesang nach dieser geweihten Stätte wallen, und da Trost und Hülfe suchen.

Überhaupt trifft man in dieser Gegend überall auf ein Kloster, oder auf ein Wunderbild. Der Geist des Zeitalters hat ihnen ihr Urtheil gesprochen, und

ich will und kann ihr Schutzredner nicht seyn. Aber einiges läßt sich doch auch dafür sagen.

Mönche waren unsre ersten Lehrer im Feldbau, in Wissenschaften und nützlichen Künsten. Ohne sie hätten vielleicht die schönen Gegenden des Rheingaus noch Jahrhunderte wild und unangebaut gelegen. Es ist wahr, das Gute, was sie thun konnten, ist geschehen; aber gibt es nicht noch Menschen, denen es Noth ist, sich mit einem wunden Herzen, mit getäuschten Hoffnungen, in den Schoofs einer ungestörten Einsamkeit zu verbergen? die ihre Ansprüche an das Leben aufgeben mußten, und nun noch das einzige, letzte Gut, den Frieden mit sich selbst, zu erhalten haben?

Wo soll jetzt der, dem die Menschen nichts mehr sind, und der ihnen nichts mehr zu seyn vermag, eine Zuflucht finden? Wo soll das gefallene Mädchen sich hinwenden, um wenigstens sich selbst wieder ehren zu lernen, und die Tugend wieder zu gewinnen, da die Unschuld nicht mehr erworben werden kann?

Und — hat es nicht grofse, edle Menschen gegeben, und gibt es nicht noch welche, die — nicht von Wahn und Truggestalten bethört, sondern vom Sehnen nach einem Höhern und Unbekanntem, das kein Traum ist, unwiderstehlich ergriffen, aus Prunk und Getümmel in Stille und Einsamkeit sich zurück-

zogen, und für alles, was erscheint und vorüber geht, keinen Sinn hatten?

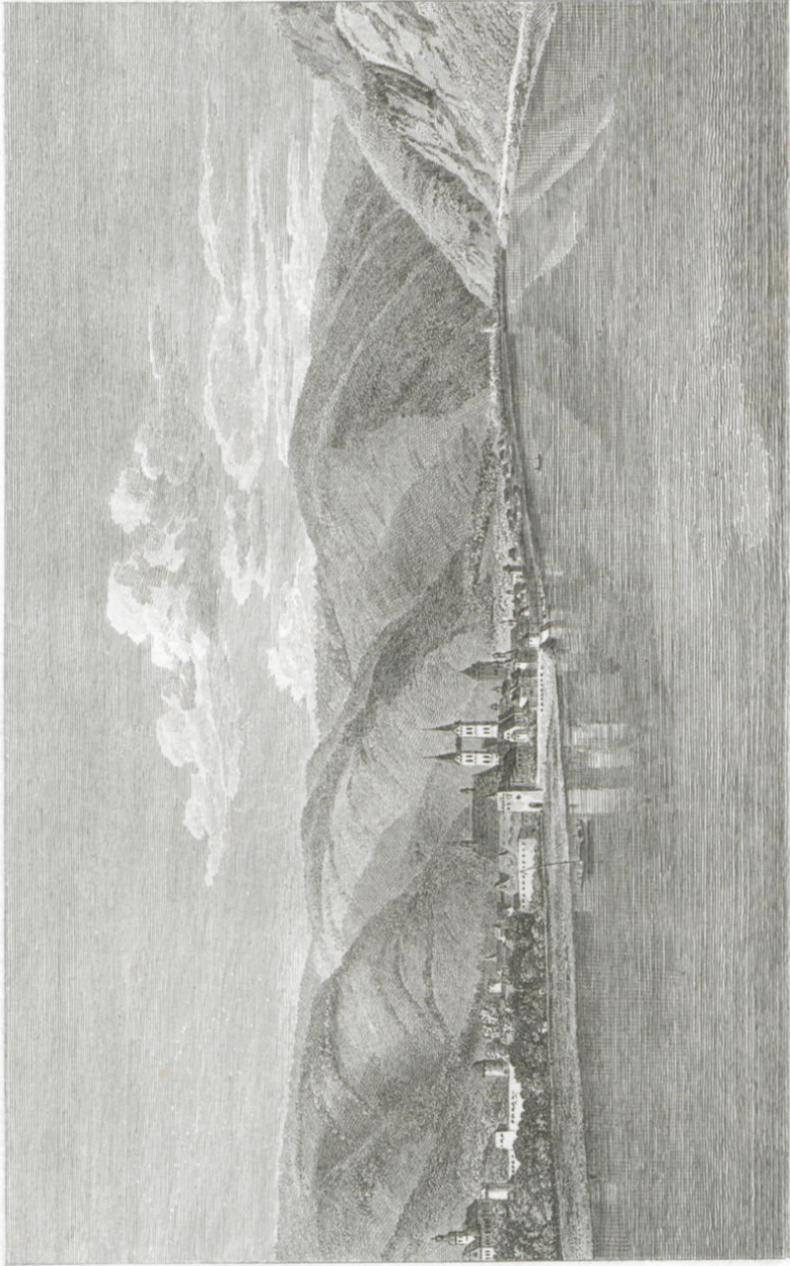
Ich weiß wohl, daß die innere Einrichtung unserer Klöster den höhern Bedürfnissen des Menschengeschlechts nicht zusagte, daß ihre Anzahl zu groß, das Leben in denselben unwürdig war; doch dieß beweist nicht, daß es nicht wirkliche Wohlthat gewesen wäre, einige derselben mit veränderter Einrichtung beizubehalten.

Mit den Wallfahrtsorten ist es ein ähnliches. Der Weise bedarf keines Tempels von Menschenhand, aber er kennt und ehrt das, was dem redlichen und einfältigen Herzen Noth ist. Es kann den Menschen kein schlimmerer Dienst geleistet werden, als sie samt und sonders — vom Plato und Spinoza bis zum Stifter der Kapuziner herab — nach einerlei Form behandeln zu wollen. Nur das ist Aberglaube in der Religion, was Menschenglück stört, das kindliche Vertrauen eines frommen Gemüths verdient immer Schonung. Hiels ja selbst der Weiseste unter den Griechen, nachdem er den Giftbecher geleert, und im Angesichte des Todes ruhig und gewiß über Unsterblichkeit philosophirt hatte, dem Aesculap einen Hahn für seine Genesung opfern.

B O P P A R T.

Wenn man auf der Rheinkrümmung bei Kamp hervorkommt, verliert die Gegend ihren melancholischen und, wenn ich so sagen darf, religiösen Charakter; rechts und links dehnt sich ein breiteres, blühendes Gestade hin, wo zu beiden Seiten zwei Klöster liegen, und jetzt zeigt sich am diesseitigen Ufer das alte Boppart mit seinen Thürmen, von düstern Mauern eingeschlossen, deren schwermüthiges Ansehen durch hochwipflichte Bäume gemildert wird. Im Hintergrunde bilden die sich durchkreuzenden Gebirge ein doppeltes Thal, und bei dem seltsamen Umschwunge, den der Rhein hier macht, ist man ungewifs, durch welches von beiden er seinen Weg nehmen werde.

Boppart soll eines von den funfzig Kastellen gewesen seyn, welche Drusus Germanicus an den Buchten des Rheins anlegte. Im Mittelalter wurde es zur Reichsstadt, und später von Heinrich VII. an Churtrier verpfändet. Da die Bürger sich einer so willkührlichen, aber damals nur zu gewöhnlichen Behandlung widersetzen, so wurde die Stadt vom Erzbi-



Ansicht von Boppard.

*Guinther sc.
Vue de Boppard.*

schof Balduin belagert, und zum Theil verbrannt und in Schutt begraben.

In alten Zeiten stand hier auch ein Pallast der fränkischen Könige, unter dem Namen Königshof, wovon man noch einige Ruinen sieht. *) Ein in den Rhein ausfließender Bach heißt darum auch noch der Königsbach.

Die Stadt hat ein geräumiges Hospital, eine schöne Pfarrkirche, und ein paar Klöster. Die Strafsen sind eng und düster, die Häuser in einander geschichtet, und auch die Sitten der Bewohner haben noch die reichsstädtische Farbe. Sie halten fest auf Herkommen und alte Gebräuche, sogar auf den Schnitt ihrer Kleider. Nur Schade, daß diese Anhänglichkeit an hergebrachte Formen meistens mehr auf Rechnung eigensinniger Vorurtheile als eines festen, seine Würde fühlenden Charakters zu schreiben ist.

Über der Stadt ragt auf einer kleinen Anhöhe das adeliche Nonnenkloster Marienberg hervor, und seine moderne Gestalt macht einen auffällenden Contrast mit den räucherichten Wohnungen unten.

Bei Boppard bildet der Rhein ein großes und fast regelmäßiges Bassin, und man sieht sich gleichsam

*) Nach einigen Geschichtschreibern gehörte dieser Königshof den Baronen Bayer von Boppard, von welchen einer, Dietrich mit Namen, im Jahr 1349 Bischof von Worms wurde.

von einem bilderreichen Oval eingeschlossen. Von der einen Seite über einander geworfene Berge, wo eine friedliche Klause sich nur halb zwischen Gebüsch versteckt, als wollte der Einsiedler in seiner Frömmigkeit doch bemerkt werden, und unten die Stadt mit ihren großen dunkeln Massen; von der andern Seite Weinberge, die sich in Stufen erheben, und von Wegen durchschnitten sind. Am Fusse dieses Rebengebirgs, Lusthäuschen, Ruhen, ausgespannte Fischernetze und gleitende Kähne, im Hintergrunde Kamp, vor sich die freundlichen Dörfer Niederburg und Filzen in einer lieblichen Aue; oben, im dichten Forst, der halbverborgene Johannesberg, eine ehemalige Meierei der Jesuiten, die auch von hier aus sehen konnten, ohne gesehen zu werden. — Dieß sind die Umrisse einer Landschaft, welche den Abbate Bertola zum Gähnen und zu dem seltsamen Urtheil brachte, die Natur habe hier schlecht componirt. Vermuthlich befand er sich in eben der gelben Laune, in welcher der berühmte Dr. Smollet an der medicaischen Venus nichts schön fand, als — die Hintertheile.

X Es ist hier der Ort, auch etwas von der Kunststrafse zu bemerken, welche die Franzosen in so kurzer Zeit längs dem Strome hin, über Felsen und Brüche angelegt haben.

Dieses Werk ist in dem Geiste der alten Welt-

bezwinger gedacht und mit ihrer Kunst und ihrem Muthe ausgeführt. Noch arbeiten Hunderte von Menschen an der bald zu hoffenden Vollendung dieses Straßendamms, und man trifft noch häufig auf Stellen, wo Felsen gesprengt, Tiefen ausgefüllt, das lockere Ufer aufgemauert, und an Strebepfeiler gelehnt wird. Erstaunenswürdiger ist aber der Anblick auf das, was schon gethan worden. Hier sind Felsengebirge zu Flächen geebnet, da stürzende Weinberge und Felderabhänge durch Dämme aufgehalten; über Schluchten und Wasserfälle wölben sich steinerne Brücken, und oft läuft eine Mauer stundenweit am Rheine hin, und sichert das Land, und wehrt den Strom ab. Noch hört man da und dort den weithallenden Donner berstender Felsen, und das Gehämmer der Bergleute und Maurer. Nicht bloß für die Landreise hat dieser Weg seine unschätzbaren Vortheile, auch die Schiffer sind dadurch begünstigt, indem die Pferde, welche die Schiffe aufwärts ziehen, statt des vormaligen, holperichten und manchmal gefährlichen Leinpfads jetzt einen gesicherten und fördernden Gang haben.

Einen der schönsten Theile dieser Kunststraße sieht man unter Boppard, wo sie beinahe eine Stunde weit durch eine Mauer eingefasst ist. Nur durch den raschen Geist der Franzosen und die Begünsti-

gungen der vielen Bäche und Bergströme konnte ein solches Werk in so kurzer Zeit gelingen.

Möchte die ungeheure Kraft, welche sich durch die Revolution in so furchtbaren Progressionen entwickelte, ihre Richtung nur immer auf solche Unternehmungen erhalten haben!

B R A U B A C H.

Wer den Rhein befährt, um sich den Genuß seiner mahlerischen Schönheiten zu verschaffen, der mache fürs erste nur kleine Tagereisen, um nicht, wie die Herrn Meinerd und Bertola, übersättigt zu werden, und alsdann — anstatt sich den Diätfehler zu gestehen, über die schlechte Bewirthung zu klagen; fürs zweite wähle er zu seiner Fahrt auf dem Strome die Morgen- und Abendstunden, denn um die Zeit des Mittags ist alles in greller Beleuchtung, da gibt es keine Mittel tinten, keine Massen von Licht und Schatten, keine Harmonie.

Aber lieblich und reizend sind diese Scenen im duftigen Schleier des Morgens, und im schwindenden Abendroth, und im magischen Zwielichte.

Wie in der Dichtung, so liebt auch die Fantasie



gest. von J. B. Schwaninger, in München, 1829.

Vue de Braubach.

Ansicht von Braubach.

Abzug des



in der Natur das allzubestimmte nicht. Oder warum zögen uns die sanft verschwimmenden Fernen in Gellen's Landschaften mehr an, als seine noch so prächtigen Vor- und Mittelgründe? Warum ist die Empfindung so hehr und heilig in einer Mondnacht, wo das Auge weniger, aber die Einbildungskraft desto mächtiger angesprochen wird?

Ich will hiermit den Nebulisten in der Kunst das Wort nicht sprechen; aber willkommener sind sie mir doch immer, als die geduldigen Pinsler, die kein Blatt am Baum übergehen, und höhern Genufs gewährt mir die flüchtigste Skizze von Raphael, als das geleckteste Bild von Dow oder van der Werf.

Unter Boppard macht der Rhein eine seiner stärksten Krümmungen. Wenn man um das in Obstbäumen versteckte Dörfchen Felsel herungekommen ist, so glaubt man, er wolle in seinem Lauf wieder zurückkehren, und sich einen andern Ausweg suchen, so gewaltig drängt er sich dem Ausgang entgegen. Doch bald wird man gewahr, dafs ihm nur der Bopparter Berg zurückgewiesen habe, um sich weiter unten eine Bahn zu suchen.

Noch ist sein Bette von Gebirgen umgeben, aber die Gestalten derselben sind weniger schroff und eckigt, und ihre Wölbungen fliefsen sanfter zusammen. Besonders zeichnet sich rechts, ober Felsel, eine Höhe aus, die, wie eine Gärtenterrasse, mit

hoch aufstrebenden Bäumen bewachsen ist. Male-
risch drängen sich blühende Hecken um freundliche
Ulmen, und gerade Baumreihen wechseln mit wild
verschlungenem Gebüsch. Das milde Grün der Äste
flimmerte im Golde des Abends, als ich da vorüber
fuhr, und während die Kronen der Ulmen noch von
der Fackel des Tags erglänzten, ruhte die niedrigere
Umgebung schon im Schatten.

Auf der höchsten Stufe der Terrasse erhebt sich
das moderne Liebeneck, ein den Herren von
Schenk zugehöriges Schloßchen.

Dieser milde Naturgarten in der Höhe verliert sich
in einen reichen Obstgarten in der Tiefe, wo das
Dörfchen Osterspay unter den Bäumen des Thals
zerstreut liegt, und die Bilder eines dichterischen
Zeitalters hervorruft.

Am Ende dieses reizenden Rheinthals dreht sich
der Strom wieder links, und bespült die lachende
Gemarkung von Peterspay, Mittelspay und
Niederspay, die sich in Haynen fruchttragender
Bäume hinter einander hinreihen. Hier findet der
bisher etwas beschränkte Blick wieder eine freiere
Aussicht, und die Bilder ländlicher Zufriedenheit.

Aber auf diese freundliche Idyllenscene folgt schnell
wieder eine ossianische Gegend. Auf einer bergähn-
lichen Felsmasse, die einsam den Wolken entgegen-
trotzt, liegt die alte Veste Marksburg, und in dem

Thale, welches sich um diesen Berg hinzieht, erheben sich die Dächer von Braubach.

Die Natur scheint hier noch einmal in ihrer Künstlerlaune eine wilde, gigantische Masse an eine Folge lieblicher und gefälliger Bilder gereiht zu haben, bevor sie ihren großen Stil auf einige Zeit ganz verliert. Da liegen im Vorgrunde ein paar ländliche Hütten, von den Feldern ihrer Bewohner umgeben, die mehr nicht wünschen, als unter dem Dache zu altern, wo ihre Wiege stand; gegenüber trotz die kühne Felsenburg, und weckt Erinnerungen eiserner Zeiten.

Die Burg hat ihren Namen von dem heiligen Markus, den die Stadt auch in ihrem Wappen führt. Landgraf Johannes der Streitbare befestigte sie.

Hier war es, wo Kaiser Heinrich IV. eine gastfreundliche Aufnahme fand, als er — mit dem Bannfluche beladen, entthront von eben den Fürsten, deren Rechte er mit den seinigen gegen die furchtbare Hyder der römischen Hierarchie zu vertheidigen suchte, verrathen von seinem eigenen Sohne, nicht einmal mehr wufste, wohin er sein Haupt legen sollte; als er umsonst vor dem Bischof von Speier bettelnd gestanden hatte mit den Worten: Ich machte dich zum Bischof, ich bin arm und alt. Gieb mir eine Pfründe in dem Dom, den ich erbaute. Ich habe etwas Latein gelernt, und kann die Psalmen singen.

Ich kenne nichts herzerreißenderes in der Geschichte, als diese Scene!

Die Stadt Braubach ist sehr alt, und kommt schon in Urkunden vom Jahr 1203 vor. Im Jahr 1288 wurde sie von Kaiser Rudolph zur freien Stadt gemacht. Ehemals mochte sie ziemlich groß seyn, jetzt hat sie kaum den Umfang eines Fleckens.

Das Thal, worin sie liegt, hat Kupfer- und Silbererze und mineralische Quellen.

Die Fürsten von Nassau, denen Schloß und Stadt jetzt gehören, besitzen durch den letzten Deputationschluss das Paradies von Deutschland — die schönsten und die reichsten Gegenden. Wie viel läßt sich von hochsinnigen Fürsten, wie sie dieses Haus so häufig hervorgebracht hat, für Kultur und Wissenschaften, für Betriebsamkeit und Kunst erwarten! Und in der That haben die weniger mächtigen Fürsten von jeher mehr zur Aufnahme dessen, was der Menschheit ihre Ausbildung und ihren Werth giebt, beigetragen, als die großen Weltbeherrscher, die ihre Schätze so oft brauchen, um Wüsteneien zu machen und — Unglückliche. Ohne die Mediceer hätte Europa vielleicht seine Cultur ein Jahrhundert später erhalten, und was haben nicht in unsern Tagen die Fürsten von Baden, Gotha, Weimar, in dieser Hinsicht — bei weniger ergiebigen Hülfquellen

len gewirkt! Wie mächtig schreitet nicht unter Joseph Maximilian der Genius Bayerns vorwärts! —

Dem Schlofs Marksburg gegenüber birgt sich unter Obstbäumen das Dörfchen Brei, als fürchtete es den Anblick der drohenden Veste. Von der Burg Rheinberg, welche dahinter auf einem Berge lag, ist keine Spur mehr übrig. Erzbischof Werner von Mainz zerstörte sie im Jahr 1273 als ein Raubnest. —

DER KÖNIGSSTUHL.

Eine liebliche Ferne bildet sich jetzt bis Oberlahnstein hin — die Berge weichen allmählig mehr zurück, und runden sich sanfter. Das Rheinufer wird zur lachenden Flur, und nur die Höhen sind noch mit Wäldern besetzt.

Zur Linken liegt das (ehemalig Kölnische) Städtchen Rense oder Rens mit seinem voranstehenden stumpfen Thurme, welches Friedrich von Saarwerden, Erzbischof zu Köln, im vierzehnten Jahrhundert aus einem Dorfe zur Munizipalstadt erhob.

Ohngefähr vierhundert Schritte unterhalb des Städt-

chens, nahe am Ufer, liegen unter Walnufsbäumen die ehrwürdigen Trümmer des Königsstuhls.

Mit einem unnenbaren Gefühl betritt der deutsche Wanderer diese geweihte Stätte, wo so oft die rheinischen Kurfürsten zusammen kamen, um die Angelegenheiten des Reichs zu ordnen. Hier wurde der wohlthätige Landfriede beschlossen, hier wurden Kaiser gewählt und vom Throne gestofsen, und nun liegen die Bruchstücke ungeehrt umher, und werden nach und nach als gemeine Mauersteine verbraucht, so daß bald die Stelle nicht mehr kenntlich seyn wird, wo dieß Denkmal unsrer Geschichte stand.

Einfach ohne alle Verzierung ruhte der Stuhl in einem Achteck, auf acht Pfeilern in der Runde und einem in der Mitte. An der Mittagsseite führten vierzehn Stufen hinauf, die durch eine Thür gesperrt waren. Oben hatte er sieben steinerne Sitze für die sieben Kurfürsten. Der Durchschnitt betrug vier und zwanzig, und die Höhe siebzehn rheinische Fufs. Seine Form und seine halb erloschnen Farben und Wappen gaben ihm ein ehrwürdiges Ansehen, und man fühlte sich bei seinem Anblick in die Zeiten unsrer Alvordern versetzt, welche über ihre wichtigsten Angelegenheiten unter freiem Himmel im Schatten hoher Bäume sich beriethen.

Er wurde darum an dieser Stelle erbaut, weil hier die Länder der vier rheinischen Kurfürsten

zusammenstoßen, und ein jeder derselben von seinem eignen Gebiete und in wenigen Minuten auf dem Stuhle erscheinen konnte. Von den Sitzen desselben erblickte man durch die lichten Bäume zu gleicher Zeit das kurmaynzische Städtchen Lahnstein, das kurtrierische Kapellen, das kurkölnische Rense, und das kurpfälzische Braubach.

Die Stadt Rense hatte die Verbindlichkeit, den Königsstuhl in gutem Stande zu erhalten, und genofs dafür verschiedene bedeutende Privilegien. Der ihr im Jahr 1376 ertheilte karolinische Freiheitsbrief hebt mit den Worten an:

„In dem Garten und an der Stadt, da die Kurfürsten einen römischen König zu nehmen und zu wählen überein pflegen zu kommen, als Gewohnheit vor Alters gewesen ist, ein Gestühl machen, und das in alle Wege bewahren und halten zu können, ertheilen wir, u. s. w.“

Der Königsstuhl wurde im letzten Kriege zertrümmert — vielleicht seines Namens wegen, und auch seine wenigen Überreste fangen schon an zu verschwinden.

Mich hat immer die Stelle im Lukan besonders gerührt, wo Caesar auf der Stätte des ehemaligen Troja umherwandelt, und im trocknen Sande unweisend über den Xanthus geschritten ist, und ein alter Phrygier ihm entgegen kommt mit der Bitte, nicht

das Grab des Hector zu betreten. Von diesem Grabe lagen aber nur noch einige Steine umher.

So wird einst unsrer Enkel einer — unwissend auf diesem Platze stehen, aber kein Bewohner der Gegend wird ihm mehr sagen können, wo der Sitz von Deutschlands Amphictyonen war.

Diesem Platze gegenüber, auf der andern Rheinseite, wo die kleine Kapelle steht, wurde im Jahr 1400 Kaiser Wenzel von den Kurfürsten seines Throns entsetzt.

Ernste Betrachtungen erfüllen hier die Seele des Wanderers. Was war Deutschland, und was ist es jetzt? Seine föderative Verfassung schützte seine Freiheit, und machte, daß das Gesetz geachtet wurde, denn je mächtiger der war, der es zu verletzen wagte, desto fester mußten sich die Übrigen dem Übertreter entgegen stemmen, des gemeinsamen Vortheils wegen. Die Souverainetät ruhte beim Reich; der Fürst hatte, wie der Bürger, einen Richter über sich, und den übermüthigen Verbrecher traf oft schwer der Strahl der Reichsacht. Die vielen kleinen Residenzen, so wie die durch Handel und Industrie blühenden Reichsstädte beförderten ungemein Künste und Wissenschaften, und dies ist auch die Ursache, warum der Mittelstand in Deutschland gebildeter ist, als in allen andern Staaten. Den Adel knüpfte ein näheres Interesse an das Volk, und er

war unabhängiger von Hofgunst. In keinem Lande hätte die Reformation so schnell Wurzel fassen können, als in Deutschland, und an seiner Kraft zersplitterten Jahrhunderte hindurch die oft wiederholten Versuche zu einer Universalmonarchie.

Es gab kein Land, wo, wie in diesem, der Bürger sich auf den Fürstenthron, der Adelige auf den Kaiserthron gesetzmäßig schwingen konnte. Die spätern Veränderungen in unsrer Verfassung, die durch das veränderte Europäische Gleichgewicht etwas wankend gemacht wurde, waren im Ganzen noch immer für die Constitution selbst weniger nachtheilig, und ihre Folgen wurden zum Theil durch die Humanität des Zeitalters gemildert.

Ein eignes Schauspiel boten in mancher Hinsicht die Rheinlande. Aus der Residenz eines geistlichen Fürsten gelangte man in eine Reichsstadt, aus der Reichsstadt in eine Baronie. Man konnte in einem katholischen Orte frühstücken, in einem lutherischen zu Mittag essen, und in einem reformirten übernachten, oder in einer und derselben Stadt aus dem Hochamte einer römischen Kirche in die Predigt der Herrnhuther, und von der Abendmahlsfeier der Protestanten in die Synagoge der Juden gehen, und der Geist des Friedens verband alle diese verschiedenen kirchlichen Parteien.

Vielleicht war auch keine Strecke in Deutschland;

wo so viel Humanität, so viel Sinn für reinen Lebensgenuss herrschte, als in den Rheinlanden. Der Landmann ist meist wohlhabend, und keine ängstlichen Nahrungssorgen lähmen in ihm jede bessere Kraft; die Abgaben waren ehemals gering und der Absatz seiner Producte leicht. In den Städten fehlte es nirgends an Bildungsanstalten, und die hier herrschenden Fürsten wußten Männer von Genie und Kenntnissen an sich zu ziehen. Mainz besaß einen Johannes Müller, Forster, Sömmering, Rhigini, Sterckel und viele andere, die diesen nicht weit nachstanden.

Adeliche unterstützten da und dort Gelehrte, ließen Künstler reisen, legten Bibliotheken und Sammlungen von Kunstsachen an, und beförderten so Kultur und Geschmack. Aus den höhern Zirkeln war die steife Etikette verbannt, die wahrlich nichts zu der Achtung für gesellschaftliche Formen beitragen kann.

Rechnet man hierzu noch den täglichen Anblick einer schönen und fruchtbaren Natur, den reinen Himmel, den Umgang mit Fremden, die sich immer häufig in diesen Gegenden einfanden, so läßt sich leicht ein Schluß auf den Geist und Charakter der Anwohner des Rheins machen. Von Natur lebhaft, empfänglich, heiter, mit mehr Imagination als Empfindung begabt, gleichen sie einigermaßen den Grie-

chen zu Pericles Zeiten, nur daß hier auch der Pöbel nie einen Socrates zum Tode verdammt haben würde. Jede auffallende Erscheinung wirkt hier weniger auf das Gefühl, und setzt gewöhnlich nur den etwas stechenden Witz in Bewegung. Dieses Volk lacht gerne, und lacht sich selbst seine Sorgen und Plagen weg.

L A H N S T E I N.

Mit Wehmuth im Busen wendet man sich von den Trümmern des Königsstuhls nach dem freundlichen Oberlahnstein, wo man an dem schönen Schlosse noch das Maynzische Wappen erblickt. Der vom vorigen Kurfürsten dabei angelegte Garten hat eine der reizendsten Lagen mit der Aussicht von seinen Terrassen in die reiche Landschaft, und auf das immer rege Leben des Flusses.

Dieses Städtchen ist übrigens sehr alt. Ausonius gedenkt seiner schon in seinem Moselgesange. In dem Streit der Gegenbischöfe Adolph und Diether von Maynz, wo die Einwohner die Partie Diethers hielten, mußte es eine Belagerung aushalten; Die-

ther erhielt es auch nachher durch Vergleich nebst dem Rheinzolle.

Dafs hier Kaiser Wenzel seiner Würde entsetzt, und an seine Stelle Rupert von der Pfalz zum Kaiser erwählt worden, habe ich schon oben bemerkt. Die Schreiben, worin die Kurfürsten Johann von Maynz, Friedrich von Köln, Werner von Trier und Rupert von der Pfalz ihren Mitständen diesen Akt bekannt machten, sind von Lahnstein datirt.

Nie hat aber wohl ein König seine Krone mit gröfserer Resignation abgelegt, als Wenzel. Er tröstete sich damit, dafs er nun Böhmen allein noch zu regieren hätte.

Auf der entgegengesetzten Seite des hier sehr breiten Stroms erscheinen einige Häuser, mit dem Namen der Krippe, und gleich darunter ein (ehemaliger) Klosterhof, und das von einem Fels ans Ufer gedrückte Dorf Kapellen, mit dem darüber hangenden zerstörten Bergschlofs Stolzenfels. Zwischen dem Dörfchen und dieser alten Burg ragt, wie in einer Landschaft Ruisdaels, malerisch die Spitze eines Kirchthurms aus Bäumen und Gebüsch.

Bald erreicht man jetzt die Mündung der Lahn, die langsam und ermüdet zwischen der gekrümmten Bergenge hervorschleicht, dem lebenssatten Greise gleich, der seinem Grabe entgegen wankt.

Rechts an ihrem Ufer, auf dem sogenannten Al-

Der heiligen Berge ruht im Gebüsch eine stille Einsiedelei, und unten spiegelt sich Niederlahnstein im Gewässer; links trauern die Ruinen von Lahneck auf der verlassenenen Höhe.

Die Lahn entspringt auf dem Westerwalde, und windet sich in mannigfachen Krümmungen durch die Hessischen und Nassauischen Länder; bald nimmt sie ihren Lauf zwischen belebten Städten hin, und dient ihrem Gewerbfleisse, bald rauscht sie an dem Fulse alter Burgen vorüber, und bahnt sich rauschend ihren Weg über Klippen. Die Höhen an ihren Ufern sind größtentheils mit Weingärten und Wäldern geschmückt. Man findet auf ihnen mineralische Quellen und Farbenerden von vorzüglicher Güte.

Dieser Fluß führt übrigens eine Menge Materialien mit sich in den Rhein, und die Insel, welche seiner Mündung gegenüber liegt, ist wahrscheinlich aus den Schieferstücken entstanden, die er von seinen Ufern loswäscht, und mit sich fortreißt.

Bei ihrem Ausflusse in den Rhein bildet die Lahn eine Halbinsel, worauf sich Niederlahnstein, wie aus den Wogen, emporhebt. Hinter den beiden Städtchen schwellen ihre Ufer zu Bergen an, und im Thale steht einsam und trauernd eine alte gothische Kirche.

Lahneck, das auf der Höhe thront, mag ehe-

mals ein stattliches Ansehen gehabt haben. Seine Thürme und Vormauern stehen fast noch ganz da, und gewähren, wenn sie ganz beleuchtet sind, dem Auge eine erfreuliche Ansicht.

FAHRT NACH COBLENZ.

Der Ausfluß der Lahn ist von der Mündung der Mosel nur ohngefähr eine halbe Stunde entfernt. Eine kleine Strecke, aber voll der herrlichsten Partien. Die Ufer erweitern sich bald auf der einen, bald auf der andern Seite, und bilden zwischen dem Flusse und dem Berge amnuthige Thäler.

Dieser wendet sich nun zur Rechten, und umfließt bald darauf eine lange fruchtbare Insel, unter dem Namen Oberwörth oder Magdalenenwörth, *) wo seit 1143 adeliche Jungfrauen, nach der Vorschrift des heiligen Benedict, sich dem Himmel gefällig zu machen suchten, bis die Revolution sie vertrieb. Die Schiffe lassen diese Insel zur Rechten liegen, und folgen dem Thalweg zur Linken, am begüterten Dorfe Horschheim vorüber, dessen gefällige Wohnungen sich bis gegen das Ufer ausbreiten, und

*) Wörth — vermuthlich einerlei mit dem niederdeutschen Werder — bezeichnet in den Rheingegenden eine Insel.

wo ein vortrefflicher Bleichart (ein sehr angenehmer, hellrother Wein) gezogen wird. Eine kleine Strecke von da zeigt sich Pfaffendorf mit Weinhügeln und Obstgärten freundlich umgeben.

Eine der größten und reichsten Rheinansichten breitet sich jetzt vor dem Schiffenden aus. Zur Linken steht auf einem Vorsprunge, nicht weit vom Ufer, die schöne Karthause, über welche ein waldigter Berggipfel seinen grünen Schatten herabwirft — gerade vor sich hat er Coblenz mit dem prächtigen, am Wasser aufsteigenden neuen Schlosse; links das königliche Ehrenbreitstein — an seinem Fusse die alte kurtrierische Residenz mit dem Thale, das sich auf der Strafse nach Montabaur hinaufwindet. Zahllose Schiffe wimmeln am Ufer und spiegeln sich, wie die dahinter aufstrebenden Thürme und Wohnungen, im Gewässer des Rheins. Alle hundert Schritte ändert sich die Scene, und mit dem Sanften und Anmuthigen ist Reichthum und Gröfse gepaart.

Eine Rheinfahrt hat den eignen Reitz, dafs die Natur hier überall mit dem Spiele ihrer Erscheinungen wechselt, und dafs ihr schaffender Geist sich unerschöpflich zeigt in allen Arten malerischer und dichterischer Bildungen. Theokrit und Gesner, Ossian und Homer bieten sich einander die Hand —

von der armen Fischerhütte kommt man in ein glückliches Hirtenthal, von nackten Felsgebirgen und alten Ruinen in belebte und vielbesuchte Städte.

Was der Gegend um Coblenz ein eigenthümliches Interesse giebt, ist der großwirkende, gar nicht schneidende Kontrast des hohen alten Ehrenbreitstein mit dem heitern modernen Schlosse diesseits. Dort sieht man die Trümmer von gothischen Thürmen und Vormauern, finstre Schießscharten und ungeheure Wände aus Felsen gehauen; hier einen geschmackvollen Pallast mit lichten Säulen und griechischen Kapitälern und Gesimsen prangend. Dort herrscht ein schauerliches Helldunkel, hier eine sanfte erquickende Beleuchtung. Der zersprengte Ehrenbreitstein ist ein besiegter Porus ohne Krone und Waffen, der aber selbst seinem Sieger noch Ehrfurcht einflößt, dem das unerbittliche Schicksal ihn in die Hände gab. Das fürstliche Schloß gleicht dem jugendlich blühenden Helden, den der Sonnenschein des Glücks unlächelt.

Diese alte Veste, die so lange auf ihren unerstiegenen Felsenwällen trotzte, giebt ein Bild der deutschen Verfassung; sie war eckigt, unscheinbar, nach Zeit und Umständen geformt, aber fest stand sie und Ehrfurcht gebietend; die Stürme eines Jahrtausends waren über sie hingegangen, aber noch stand sie

wie in den Tagen ihrer ersten Kraft; sie konnte nicht bezwungen werden, sie fiel durch einen Schlufs des Verhängnisses, dessen eiserner Arm im Dunkeln waltet.

COBLENZ.

Diese Stadt verdankt ihren Ursprung und ihren Namen (*Confluentes*) dem Zusammenflusse des Rheins und der Mosel. Die Römer legten überall längs dem Rheine hin, an den Mündungen der Flüsse, Vestungen und Städte an, weil diese Punkte die Communication vorzüglich erleichterten. Im Mittelalter war Coblenz in drei Theile abgesondert, die durch den Lauf der Flüsse ihre Scheidungslinien erhielten. Der erste und beträchtlichere Theil auf der Rheinspitze machte den Hauptort aus; jenseits der Mosel stand Klein- oder Lüttel-Koblenz, *) wovon aber nichts mehr zu sehen ist; auf dem rechten Rheinufer, am Fusse des Ehrenbreitsteins, steht noch Koblenz im Thal.

Die fränkischen Könige sowohl als die Kaiser, bis auf Ludwig den Baier, kamen oft hierher in

*) Vielleicht von Lüttel, Klein, welches noch in Westphalen gebräuchlich ist.

Reichsangelegenheiten, und die Strafse, der alte Hof, führt von dem ehemals darin gestandenen Königshofe noch den Namen.

Heinrich II. trennte die Stadt im Jahr 1018 vom Reiche, und gab sie an Kurtrier. Ein Graf von Isenburg liefs sie im Jahr 1249 mit Mauern umgeben.

In ältern Zeiten wohnten die Bischöfe meistens, wegen der vielen Kriegsunruhen, auf der Vestung Ehrenbreitstein, bis Heinrich von Vinstingen im Jahr 1280 die Burg nahe an der Moselbrücke erbaute.

Die alte Moselbrücke, welche Klein - Coblenz mit der Hauptstadt verband, ist bis auf die letzten Trümmer verschwunden. Erzbischof Balduin hatte sie im vierzehnten Jahrhundert erbaut. Sie mafs die Länge von fünfhundert Schritten, ruhte auf vierzehn Bogen, und war so hoch, dafs bemastete Schiffe bequem durchfahren konnten.

Das neue Schlofs, so wie die sich umherreichende Clemensstadt, die in der That den schönsten Theil von Coblenz ausmacht, liefs der letzte Kurfürst aufführen.

Dieses Schlofs macht eigentlich nur einen großen Flügel aus, der seine Hauptfäçade nach dem Lande westwärts richtet. Zu beiden Seiten laufen in einem Halbzirkel mehrere Nebengebäude für die ehemaligen Schlofswachen, Küchen, Stallungen, Remisen,

u. s. w. Dadurch hebt sich der mit einem einfachen Gitter gesperrte Vorhof. Das Hauptgebäude hat drei Stockwerke, und prangt beim Eingange mit acht ionischen Säulen, die das ganze Gebäude ausreihen, und auf welche ein geräumiger Balcon sich stützt. Die Säulen stehen weit genug vom Gebäude ab, um einem Wagen Raum zum Durchfahren zu gönnen.

An der Rheinseite sind nur sechs Säulen angebracht, die auch ziemlich nahe zusammen gerückt sind, und ein passendes Basrelief tragen. Rundum zieht sich eine freundliche Terrasse mit einem Lindengange, und andern lieblichen Baumgruppen.

Das Innere des Schlosses vereinigte Pracht mit Geschmack, aber von den ehemaligen Meubeln und Wandbekleidungen ist freilich nichts mehr vorhanden. Das Speisezimmer war mit Arabesken bemalt, in einem Fußgestell waren Röhren zur Erwärmung des Zimmers angebracht, die auch zugleich den großen Hauptsaal und den Audienzsaal heizten.

Im Caffeesaale hingen fünf und dreißig Gemälde von Dietrichs Meisterhand, welche theils Legenden, theils biblische Geschichten und Landschaften vorstellten, und zum Theil zu den vorzüglichsten Produkten dieses großen deutschen Künstlers gehörten.

Den Audienzsaal schmückte ein vom j. Zick keck und trefflich gemalter allegorischer Plafond — die

Gerechtigkeit, welche durch Genien die Laster bestrafen läßt. — Der edle Fürst wollte immer die Idee seiner Bestimmung vor Augen haben. Die Wände prangten mit vier großen Bildern aus der italienischen Schule. Die Kamine waren aus italienischem Marmor verfertigt, und hatten Verzierungen von vergoldetem Bronze.

Die Böden waren meist mit feinem ausländischen Holze belegt, die Wände mit Gobelins und Sammt behangen.

Zu der mannigfachen Pracht des Innern gesellte sich — was keine Kunst erreichen kann — die Aussicht auf die schöne Landschaft.

Die Hofkapelle imponirt durch ihre edle Einfachheit, und ist vielleicht in dieser Art die einzige in Deutschland.

Dem Schloßs gegenüber rundet sich ein Amphitheater von neuen schönen Häusern, welches aber noch Lücken hat. Es sollte — in seiner ersten Anlage — mit einer gerade fortlaufenden Straße bis zum Leerthor dem Schlosse ein freies Gegenüber (*vis à vis*) geben.

Die quer durch diese Gebäude ziehende Gasse, welche zugleich mit der Chaussee verbunden ist, und den Schloßplatz und das Theater umfaßt, harmonirt durch ihre regelmäßige Anlage mit dem Ganzen, und vergnügt das Auge ungemein.

Der übrige Theil der Stadt ist weniger angenehm, doch sind die Strafsen meist hell, groß, und einige auch noch ziemlich regelmäßig. Der Häuser mögen ohngefähr eilfhundert seyn.

Ehemals wohnten in Coblenz viele Adelige; die Grafen von Metternich, von der Leyen, von Elz, von Bassenheim, und die Freiherrn von Büresheim, von Boos, von Kerpen und Klodt hatten ihre eignen zum Theil schön situirten Häuser hier.

Öffentliche Plätze sind in der Stadt nur drei: der Paradeplatz, der Plan an der Hauptwache, und der Spaziergang vor dem Schlosse.

Vormals hatte Coblenz zwei Collegiatstifter, vier Mannsklöster, drei Nonnenklöster und drei Pfarreien, wie auch eine Kirche des deutschen Ordens.

Die Collegiatkirche zum heiligen Kastor steht wahrscheinlich auf einer ehemaligen Rheininsel, wie ihre Lage und der Umstand schliesen läßt, daß man beim Eingang sieben Stufen hinab steigen muß. Sie ist in einer schönen Form gebaut, und enthält ein marmornes Grabmahl, welches die Asche von Rizza, einer Tochter Ludwigs des Frommen, aufbewahrt. In dieser Kirche wurde im eilften Jahrhundert eine Versammlung von drei Königen und eilf Bischöfen gehalten. In Chor sieht man in den Rückwänden vier gute Gemälde von Zick, der im Thale Ehrenbreitstein wohnte.

In der St. Florianskirche fand man ehemals, von eben diesem Meister, die Leidensgeschichte in vierzehn großen und sehr gut ausgeführten Bildern.

Vor dem Kriege besaß Coblenz auch ein Seminar und eine blühende höhere Lehranstalt; es herrschte damals viel Geistesrege hier, viel Sinn für Litteratur und Kunst. Wenn die tiefen Wunden des Revolutionskrieges einmal verharscht sind, wird der Geist der Einwohner sich auch wieder erheben. Die Natur ist in den Rheingegenden auch gegen die Menschen eine freundliche Mutter; es giebt hier treffliche Köpfe, und die Entwicklung der intellectuellen Kraft bedarf weniger der Ermunterung von außen, als eines freien Spielraums; trifft beides zusammen, wie unter der so glänzend anhebenden Regierung des nordischen Alexanders, dann ist freilich um so mehr für die frühe Erreichung des Ziels gewonnen.

Gegenwärtig hat sich in Coblenz schon ein Buchhändler niedergelassen, der die deutsche und französische Litteratur nach dem Bedürfnisse des Augenblicks — in Verbindung zu bringen sucht, und auch der Buchhändler Gehra hat seine Presse von Neuwied in das Coblenzer Thal versetzt. Dort findet man auch einen jungen Künstler Koch, der neulich durch eine Suite radirter Blätter seinen Beruf für die Landschaftmalerei auf eine erfreuliche Weise ankündigte.

Der Charakter des Volks ist heiter, theilnehmend, offen. Die grölsere Klasse besitzt nicht die Feinheit und Anstelligkeit, wodurch sich die Einwohner von Mainz und Mannheim auszeichnen, ist aber desto einfacher und herzlicher. Der Geist der Betriebsamkeit regt sich itzt hier und in den meisten geistlichen Rheinstädten mehr als zuvor. Man fängt an, sich nach Hülfquellen umzusehen, welche den Abgang der Residenzen und eines zahlreichen und begüterten Adels ersetzen können. Die öffentlichen Verwaltungen gehen mit Einigkeit und Ordnung; zu den Schulen sind auch schon treffliche Lehrer vorhanden, und manche höhere Industrie-Anstalt ist im Beginnen. Auch soll sich in dem Moseldepartement, wovon Coblenz die Hauptstadt macht, mehr Gemeingeist zeigen, als in dem Donnersberger, vielleicht weil seine Bestandtheile weniger ungleichartig gemischt sind.

An Sonn- und Festtagen liebt das Coblenzer Volk Spaziergänge und laute Belustigungen. Da schwärmt es haufenweise in die benachbarten Gärten und Dörfer, und ergötzt sich an fröhlichen Tänzen nach Musik und Trommelschlag.

Einer der anmuthigsten und besuchtesten Orte ist die ehemalige Karthause. Die Lage ist eine der herrlichsten am ganzen Rheine, und kann als Gegenstück zum Johannesberge im Rheingau gelten.

Nur ist hier die Gegend in größerem Styl, und der Berg trägt statt der köstlichen Reben nur wildes Holz. — Rechts hin umfaßt der Rhein das schattenreiche Eiland Oberwörth; bei Kapellen reihen sich die Gebirge zu einem wildbebüschten Amphitheater. Weiter herab verweilt das Auge auf Lahnstein und seinen Burgruinen. Aus dem duftigen Hintergrunde heben sich die Zinnen der alten Marksburg. Unter dem Ehrenbreitstein scheint sich ein zweites Rheingau hinzuziehen, das sich im Schatten der dunkeln Felsenwand bei Andernach fast verliert. Die Gebirge wölben sich sanfter, und verlieren sich gegen den Strom hin in liebliche Auen. Dörfer und Villen ruhen zwischen Fluren und Obstbäumen, und alles verkündigt Fruchtbarkeit und Gedeihen. Unten liegt Coblenz in einem üppigen Gartenfelde, und scheint mit dem benachbarten Neuendorf nur Eine Stadt auszumachen. Von der Mosel erblickt man kaum blinkende Streifen.

Von diesem Standort überschaut man, wie auf einer Karte, die Theile verschiedner Herrschaften. Das ehemalige Trierische, Maynzische und Kölnische, das Darmstädtische, Anspachische und Wiedische Gebiet gränzen hier nachbarlich zusammen.

Ein sonderbares Schauspiel bietet jetzt die Karthause an einem Sonntage dar. Ich glaubte sie nur einsam und verlassen zu finden, und fand sie zum Tempel des Liber und Komus umgewandelt. Wo

sonst ödes Schweigen herrschte, nur von dem schauerlichen *Memento mori* unterbrochen, da tönen jetzt die Lieder des Rundgelags, und der bacchantische Scherz. Wo durch die dumpfen Kreuzgänge abgehärmte Mönchsgestalten, wie nächtliche Erscheinungen, hinschlichen, stehen jetzt Schenktische, und begleitet die lauschende Musik den wilden Tanz. Die Kirche, die Altäre und Heiligenbilder liegen entdacht oder zerstört. Aber man hüte sich ja, aus diesem Auftritte einen Schlufs auf die religiösen Gesinnungen dieses Volks zu machen. Eben die Menschen, die sich heute an einem sonst für sie heiligen Orte der ausgelassensten Freude überließen, wallten Tags darauf, mit Rosenkränzen in der Hand, zu der Madonna nach Bornhofen.

So ist der Mensch. Religion und Weisheit sind flüchtige Erscheinungen eines zufälligen Moments in ihm, Aberglaube und Thorheit aber sein bleibendes Erbe.

Ich bin den Mönchsinstituten nicht gut, weil sie durch Wahn und Barbarei verunstaltet werden, auch wo sie am wenigsten ausgeartet sind, und ich hatte ehemals die Coblenzer Karthause mit einem lange nachtönenden Gefühl über die Verirrungen der Menschen betreten und verlassen; aber diese grelle Veränderung sagte mir eben so wenig zu. Wenn man absieht von den oft schrecklichen Folgen unauflösba-

rer Gelübde, von dem mannigfachen monastischen Unsinn, so hat der Eintritt in ein Kloster — zumal vom Karthäuserorden — so etwas feierliches, die Ruhe der einsamen Mauern theilt sich dem Geiste mit. Die höhere Bedeutung des Lebens scheint sich in den mystischen Verzierungen umher deutlicher auszusprechen; die schwärmerischen Vorstellungen der Kinderjahre erwachen, und zu ihnen gesellen sich die Schauer der Abgeschlossenheit. Die gothischen Wandblenden mit geschnitzten Heiligenbildern, die langen dunkeln Kreuzgänge, wo nur die Steine weinen, weil der Mensch hier keine Thränen und keine Wünsche mehr haben darf, der dumpfe Grabgesang aus den hohen Chorgewölben — diese Gestalten, die dem Leben nicht mehr angehören, und deren Gruß eine Erinnerung des Todes ist — dies alles macht einen tiefen und bleibenden Eindruck auf das Gemüth, und man fühlt sich sogar mächtig erhoben durch den Gedanken — wie vielen der Mensch zu entsagen vermöge, wenn er einmal gelernt hat, daß das Leben seinen Preis habe.

 UMGEBUNGEN VON COBLENZ.

Von Coblenz fährt man auf einer fliegenden Brücke nach dem Thale hinüber, hinter welchem Ehrenbreitstein furchtbar emporsteigt. Drei mühsame Wege führen in verschiedenen Krümmungen auf die Veste, wovon aber nur zwei noch gangbar sind.

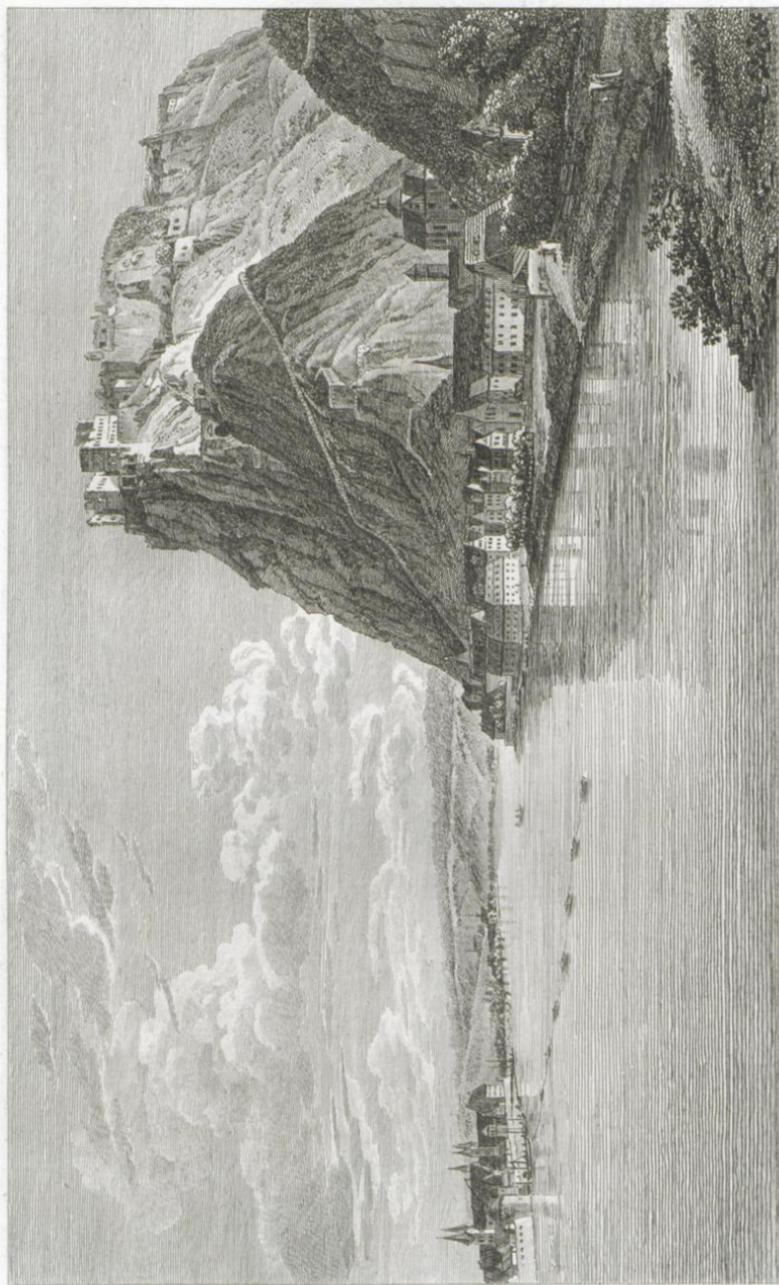
Dieses einst so mächtige, mit Wällen und Mauern, Bollwerken und starken Thürmen versehne Bergschloß wurde vom Erzbischof Hermann Hillinus auf den Trümmern eines römischen, schon unter Kaiser Julian hier gestandenen Kastells erbaut, und im Jahr 1160 vollendet. Von seinem Erbauer heißt es auch Hermannstein. Kurfürst Johann aus dem Hause Baden ließ es ausbessern und mehr befestigen. Er versah es auch mit einem im Rheine schöpfenden Brunnen, den er in einer Zeit von drei Jahren zweihundert und achtzig Fuß tief in dem Fels durchhauen ließ.

Diese Vestung konnte durch ihre Lage jedem Angriff trotzen, und das Schicksal von Coblenz lag in der Hand ihres Commandanten. An dem Nellenkopfe hatte sie noch ihre schwächste Seite, allein

wegen Enge des Raums konnte nichts in den Spring- schufs genommen werden, als die Flügel der drei vorgeschobenen Hornwerke, und die Vestung spielte auf alle Punkte der Bergzunge vor ihr. Eine Menge bombenfeste Gebäude und Souterrains verschafften ihr Magazine und Sicherheit.

Jetzt liegt es da, noch stolz und kühn in seinen Ruinen. Ganze Wände und Mauern stehen noch fest, der Zeit und dem Pulver trotzend. Es war kein Knallen und Donnern, als es gesprengt wurde, seine Thürme sanken ruhig und groß, wie Caesar, der sich in seinen Mantel verhüllte, und ein dumpfes Ächzen ertönte, der Schwanengesang der sterbenden deutschen Freiheit.

Durch diese Empfindung wird das Vergnügen etwas verbittert, welches die einzige Aussicht von dieser Höhe auferdem gewähren würde. Unten breitet sich ein weites und reiches Thal aus, das von einem Kranze angebauter oder mit Holz bewachsener Berge umgeben, vom Rheine umflossen, und von der aus den Gebirgen Lothringens hereilenden Mosel durchschnitten wird. Man sieht den Rhein aus dem Bergschlunde von Braubach hervorkommen, und zwischen den dunkeln Felsen vor Andernach verschwinden. In nächsten Vorgrunde liegen zwei Inseln mit zwei Klöstern und einem Dorfe. Zwischen dem Rheine und der Mosel dehnt sich Co-



P. et. G. Fischer sc.

*Ansicht von Coblenz und der Festung Ehrenbreitstein
nach der Zerstörung.*

*Vue de Coblenz et de la forteresse d'Ehrenbreitstein
après la demolition.*

blenz hin, und dahinter hängt die verlassene Karthause malerisch am Berge. Zahllose Dörfer und Höfe, Städte und Schlösser sind in der weiten Umgebung des Thals zerstreut, worunter besonders das Lustschloß Schönborn und Mon Repos das Auge fesseln.

Am Fusse des Ehrenbreitsteins, gerade gegen die Mündung der Mosel, gedrängt vom Rheine und der Felsenwand, liegt die alte kurfürstliche Residenz Philipps thal, die der Kurfürst Philipp, aus dem Hause Sötern, im Jahr 1628 auführen und befestigen liefs. Nicht weit davon steht das schöne und grofse Dikasterialgebäude, welches mit der alten Residenz verlassen wurde.

Einige Reihen gutgebauter Häuser und ein Kapuziner-Kloster ziehen sich weiter am Ufer des Stroms hin, und verlieren sich in der Thalwindung, wo eine angenehme Mineralquelle hervorsprudelt. Dieser Ort heifst das Thal Ehrenbreitstein, oder auch das Coblenzer Thal.

Unten im Thale, hinter Pfaffendorf, legt sich Herr Kanonikus von Unbescheiden, der eine schöne Naturaliensammlung und schätzbare Gemälde besitzt, an einer vorher wüsten Wasserschlucht, ein kleines Tusculum an, welches mit den Reitzen seines ländlichen Anbaus eine der schönsten Ansichten um Coblenz verbindet.

In der Marceauschanze auf einer Anhöhe jenseits der Mosel, zeigt eine einfache Pyramide, die auf zwei niedrigen Würfeln ruht, und von einem Kreise leisewehender Pappeln beschattet wird, die Stätte, wo die Asche dieses Feldherrn ruht. Schon als Jüngling Sieger in den Mordschlachten bei Mans und Savenai fiel Marceau im Jahr 1796, als Opfer der Freundschaft für Jourdan, dessen wilden Rückzug er wiederherstellen wollte.

Neben ihm wurden die Gebeine seines Waffenbruders Hoche versenkt, dem am weißen Thurme ein Denkmahl errichtet wurde.

Wenige Feldherrn wurden so feierlich zur Erde bestattet, als Hoche. Bevor seine Leiche ankam, wurde jede Viertelstunde eine Kanone gelöst, und dies in verschiedenen Punkten, bis nach Wezlar, wo er starb. Um Marceaus Denkmahl standen Truppen, und hinter ihnen ein furchtbarer Halbzirkel schwerer Kanonen. Überall wogten Menschengruppen voll ernster Neugier und Theilnahme. Die Reiter hielten mit blanken Säbeln an den Seiten der Straßen — still und traurig. Ein Theil der kaiserlichen Besatzung von Ehrenbreitstein paradirte im Thale, der andre stand auf dem Glacis in Schlachtordnung. Der Zug kam — Abtheilungen Reiterei eröffneten ihn, Grenadiere folgten. Alle still, in kriegerischem Ernste. Hierauf kamen vier Herolde

mit schwarz umflorten Fahnen, dann der Sarg mit dem dreifarbigten Tuche behangen, und Lorbeer und Kommandostab kreuzweise darüber. Einige Jünglinge trugen römische Standarten mit Inschriften von seinen Thaten. Sein Stab folgte, die ganze Generalität der Armee, die Stäbe, eine Menge Oberoffiziere, alle in Trauer. Seine Grenadiere, die längs den Straßen gereihten Reiter schlossen sich an. Während des ganzen Zugs hörte man einen klagenden Marsch. Bei der Ankunft an der Moselbrücke brüllte die Kanonade, wie in einer heißen Schlacht. Die Marceauschanze donnerte, die Kanonierschaluppen antworteten und Ehrenbreitstein blitzte aus allen seinen Schlünden. Es ging in die Marceauschanze. Vier Pappeln säuselten um die Stätte, wo er eingesenkt werden sollte. Die Grenadierbataillone feuerten in langsamen Pausen. Der Halbzirkel von Kanonen donnerte so ununterbrochen, daß die Luft bebte. Die Standarten mit den Inschriften wurden um das Grab gesteckt. — General Lefevre begann eine Rede, welche Thränen erstickten — die Sappeurs ebneten das Grab. —

Coblenz hat noch einige angenehme Umgebungen, welche den Besuch des Reisenden verdienen.

Eine halbe Stunde vor der Stadt liegt das auch in der Revolutionsgeschichte bekannt gewordene Schloß Schönbornslust, welches der Kurfürst Franz Georg

aus dem Hause Schönborn erbauen liefs. Eine vierfache Reihe von Pappelweiden lenkt von der Strafse nach Andernach auf das Schlofs ein, und zeigt dasselbe in einer angenehmen Perspective. Die Vegetation ist üppig, obgleich der Boden weit umher aus Lava besteht.

Das Schlofs ist modern und geschmackvoll, und hat einen geräumigen Vorhof, den ein — durch vier Pavillons unterbrochenes Gitter schliesst. An einen mit Marmor und Stuck reich verzierten Saal reihen sich zu beiden Seiten die Zimmer des Hauptgeschosses. Einige derselben waren sonst mit vorzüglichen Gemälden, Thierstücken von Hondékotter, u. s. w. behangen, und die Supports, von G. Manskirsch gemalt, stellten die kurfürstlichen Schlösser mit ihren reizenden Umgebungen dar. Hinter dem Schlosse ist ein kleines in Alleen eingetheiltes Gehölz angelegt. Schade nur, daß die Gegend zu flach ist, und dem Auge nirgendshin eine weite Aussicht gestattet.

Zwo Stunden von Coblenz liegt das Schlofs Kärlich, der gewöhnliche Sommeraufenthalt des letzten Kurfürsten. Eine von Wallnufsbäumen beschattete Kunststrafse führt dahin. Es wurde unter Erzbischof Johann von Baden aufgeführt, und liegt am Hange eines sich sanft erhebenden Waldbergs, in einer angenehmen Gegend, wo eine weite, frucht-

bare Ebene, vom Rheine umschlängelt und von einem Kranze von Bergen umgeben, sich dem Auge wie ein Amphitheater darstellt. Ein englischer Park schließt sich freundlich an das Schloß an, und man hat die herrlichen Umgebungen dazu so zweckmäfsig zu benutzen gewußt, dafs man überall mehr die Hand der freischaffenden Natur, als einer zwangvollen nachbildenden Kunst zu sehen glaubt.

Indem man die dichterischen, von Waldbächen und Wasserfällen belebten Thäler und die mannigfach sich über die Höhen windenden anmuthigen Wege vefloren hinwandelt, gelangt man unvermerkt auf eine Stelle, wo ein lachendes Schweizerthal sich öffnet, welches ebenfalls wieder zu einer englischen Anlage benutzt ist. Dieser Garten mit dem anliegenden Landsitze gehörte vormals dem Grafen von Wallpott-Bassenheim, dessen Urväter einer Stifter des rheinischen Bundes war.

Ich durchwanderte mit einer sonderbaren Empfindung diese Gegend, die ich im Jahr 1793 unter so verschiedenen Umständen gesehen hatte. Damals fand ich hier einen glänzenden Zirkel der ersten Ausgewanderten, den berühmten Seehelden von Nassau-Siegen und mehrere andre bedeutende diplomatische Personen; aber unter dem ganzen Schwarm schien mir nur der älteste Bruder des unglücklichen sechzehnten Ludwigs das Schicksal seines Vaterlandes im Herzen zu

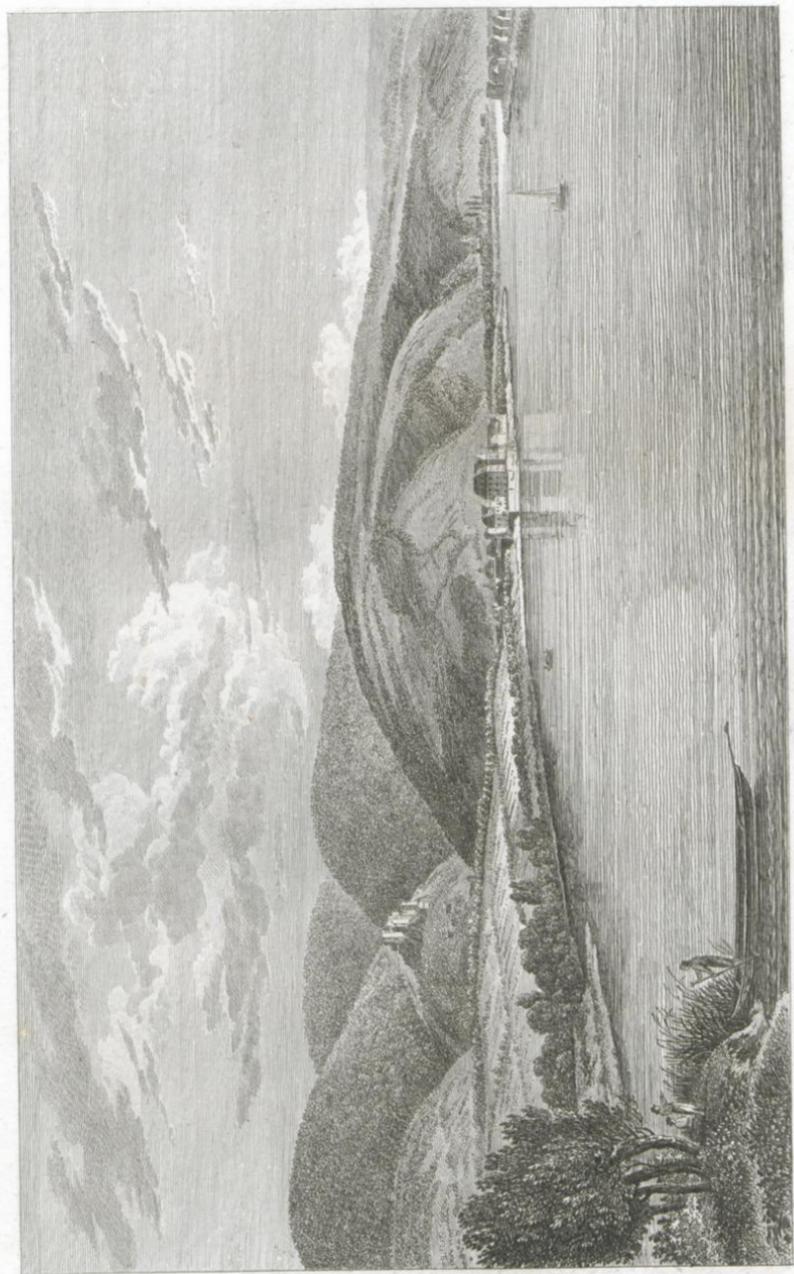
tragen, und den Fall seines Hauses zu ahnen. Welch eine Reihe von Begebenheiten liegt in dem kurzen Zeitraume von dem auf leichtsinnige Vorspieglungen hin unternommenen Zuge nach Champagne an bis zu den das Loos einer Welt entscheidenden Schlachten von Marengo und Hohenlinden!

Wann sah die Weltgeschichte so glänzende Thaten neben so ungeheuern Verbrechen? So muß denn das Menschengeschlecht, wie der Erdball, sich durch Revolutionen bilden, die ihre Narben durch Jahrtausende zurücklassen!

Eine kleine Stunde westwärts von Bassenheim, zu Saffig, hatte der Graf von der Leyen einen ähnlichen Garten, wo aber die Kunst mehr gethan hatte, als die Natur. Übrigens findet man auch hier schöne Partien und Ansichten.

E N G E R S.

Wenn man im Abfahren von Coblenz sein Auge noch einmal zurückwendet, so sieht man mit Bewunderung eine Vertiefung, die durch die ungleichen Höhlungen in der Krümmung des Flusses und einen ebenen Platz am Fusse eines hohen Bergs hervorgebracht wird. Die vorspringenden Theile der



Ansicht von Engers.

Vue de Engers.

W. G. G. G. G. G.

Berge und die Umrisse der Ufer ordnen sich perspectivisch, und die Festung, welche sich über die Stadt erhebt, gewinnt gegen dieselbe ein reizendes Verhältniß, das in den Vereinigungen erhabner und amnthiger Gegenstände so selten gefunden wird. Die Veränderung dieses Gesichtspunkts giebt diesen Ansichten von Zeit zu Zeit eine neue Gestalt, aber jede derselben macht für sich ein Ganzes aus; und ist doch mit den übrigen so verbunden, daß sie einen schönen Cyclus zusammen bilden.

Neuendorf, der Gemüsegarten von Coblenz, liegt zur Linken in einer obstreichen Gemarkung, zur Rechten zeigen sich die strohbedeckten Wohnungen von Orber, und bestätigen die Erfahrung, daß Armuth meist das Loos der Weinpflanzer sey.

Eine Viertelstunde weiter schwimmt man an der freundlichen Insel Niederwörth vorbei, die ein kleines Dorf nebst einem Nonnenkloster trägt, welches von einem Freiherrn von Helfenstein im Jahr 1242 gestiftet wurde; zur Linken ruht in einer ländlichen Umgebung das Kloster Wallershein mit dem Dorfe gleiches Namens. Zur Rechten zeigt sich auf einem Berghügel, schön und malerisch, ein drittes Nonnenkloster, Besselich, und an seinem Fusse versteckt das Dörfchen Maller sich in einer Bergspalte.

Die Menge von Klöstern in diesen lachenden Ge-

genden zeugt indess mehr von dem religiösen Geiste des Mittelalters, in welchem sie errichtet wurden, als von der Strenge unsrer heutigen Sitten; denn verschiedene darunter standen nicht in dem besten Rufe. Amor ist ein Schalk, der auch durch ein Gitter zu schlüpfen weifs, und dann mit Schadenfreude davon fliegt, wenn er ein armes Nönnchen um seine Ruhe gebracht hat.

Zwischen der Insel Niederwörth und dem rechten Ufer hin erblickt man den großen Flecken Valendar, der sich in ein fruchtbares Thal verliert, an dessen Spitze, auf einem Bergbange, die Kirche gefällig emporsteigt. In diesem Flecken herrscht viel Betriebsamkeit, und man findet daselbst verschiedene Färbereien und Wollenmanufacturen. Auch wird in der Nachbarschaft eine gute Pfeifenerde gegraben, und die dabei angelegten Krugbäckereien beschäftigen viele hundert Menschen.

Links wird die weite Ebne durch die Dörfer Kesselheim, Sebastian-Engers, Kalten-Engers und Urmiz belebt; etwas vom rechten Ufer ab sieht man den Usingischen Flecken Bendorf, wo eine Eisenschmelze viele Menschen beschäftigt. Eine Allee von Wallnufsbäumen zieht vom Rheine bis zu der Eisenhütte, und die wuchernde Landschaft ist mit Gärten und Landhäusern geschmückt.

Ohngefähr eine Viertelstunde vom Gestade, hinter Mühlhofen, erscheinen zwischen den Bergen, durch deren Krümmung die Sain dem Rheine entgegenieilt, die Ruinen des ehemaligen Residenzschlosses der Grafen von Sain, die schon im eilften Jahrhunderte sich hier fürchtbar machten, und im Jahr 1202 die dabei liegende Prämonstratenser-Abtei Sain erbauten. Unter diesen Trümmern glänzt ein schöner Landsitz, von Gärten umgeben.

Gegen Kalten-Engers, zwo Stunden von Coblenz, liegt, nahe am Rheinbette, Kuno-Engers mit einem modernen Schlosse, (jetzt der Sommeraufenthalt des Fürsten von Nassau-Weilburg), welches Kurfürst Johann Philipp aus dem Hause Wallerdmolsberg aufführen liefs. Vorhin stand auf diesem Platze ein altes Schlofs mit einem festen Thurme, unter Erzbischof Kuno von Falkenstein errichtet, um die Rheinfahrt gegen die Grafen vom Westerwalde zu sichern.

Beinahe in der Mitte des Rheins ist hier eine Sandbank, welche den schwerbeladenen Schiffen und Flößen gefährlich wird.

DER WEISSE THURM.

Von Engers gewinnt der Rhein ein breiteres Bett, und sein Lauf wird majestätischer. Man nähert sich dem weissen Thurme, einem ehemals trierischen Dorfe am linken Ufer, welches seinen Namen von einem alten dabeistehenden Wartthurme hat. Hier ist die Scene eines denkwürdigen Rheinübergangs im letzten Kriege.

Die Gegend um den weissen Thurm scheint zu einem militärischen Übergange gemacht. Die Höhen des linken Ufers beherrschen das rechte, und in der Mitte des Flusses liegt eine kleine Insel, welche das Unternehmen selbst im Angesichte des Feindes erleichtert. Nach der allgemeinen Sage haben schon die Römer ihre ersten Rheinübergänge hier versucht. Wirklich findet man auch in der Gegend viele Alterthümer von diesem Volke, und bei Bendorf will man ein römisches Vorwerk entdeckt haben.

Wehmüthig steht der Wanderer hier, und überschaut die reiche Landschaft, wo die Mordschlacht wüthete. Ober Neuwied, nicht weit unter dem weissen Thurme, und auf der Rheininsel sind noch häu-

fige Überreste des Brückenkopfs, den die Franzosen zur Deckung ihres Übergangs angelegt hatten. Dieser berühmte Brückenkopf hatte eine eigene, obgleich nicht ganz fehlerfreie Form. Wo die Brücke anlag, wurde sie durch eine Bastion gedeckt, deren Halbcurtinen an den Rhein stießen. Linker Hand, nach Neuwied zu, erhob sich eine dreiseitige Schanze, nach dem Rheine hin offen. Rechts lag wieder eine ganze Bastion mit Halbcurtinen.

Zwischen der Schanze links bis an die Façe der Hauptbastei lief eine lange Linie mit einem Ausgang in der Mitte, und guten Traversen. Etwas vorwärts lag isolirt ein kleiner Halbmond — eine Pfeilschanze, hinten verpallisadirt. In seiner Kehle war ein Blockhaus angebracht, gut gedeckt, solid, mit allen Vorsichtsmafsregeln gegen den Rauch. Vom Blockhaus führte ein unterirdischer Gang in die Mittelbastion. Die Mannschaft in der Pfeilschanze konnte sich also aufs äufserste wehren, steckte am Ende das Blockhaus an, und nun spielte das ganze Feuer der hintern Werke auf die Stürmenden.

Auf der rechten Façe der Haupt- und der linken der andern Bastei richteten sich zwei fast perpendiculäre Linien auf, die sich in einem Winkel berührten.

Nach dem Felde zu, vor der rechten Bastei, war

Ans. d. Rh. 2. Heft. I. Tafel. 1. 10

eine Reihe Fugassen angebracht, und an den Winkeln der Linien Waffenplätze mit Glacis gebaut.

Auf einer sanften Höhe gegen Bendorf lag, auſer dem Flintenschusse, noch eine Pfeilschanze. Sie hatte keine Pallisaden, und kein Blockhaus; der unterirdische Gang war nur halb fertig.

In den Hauptwerken selbst war eine Art Kasematten, um die Gruben zu bestreichen. Die verschiedenen Arten Pallisaden waren mit Überlegung angebracht, die Magazine und bombenfesten Keller erregten Bewunderung. Auch waren mehrere Kavalliere gebaut.

Diese Werke, die in einigen Monaten unter der Leitung des Ingenieurs Souhait errichtet wurden, konnten von der Insel bestrichen werden, die selbst wieder unter dem Feuer des linken Ufers lag.

Unter dem Schutze dieser Befestigungen war es, wo Hoche in dem Jahre 1797 am 18ten April mit einem furchtbaren Heere über den Rhein setzte. Die Nacht deckte den Zug mit ihren schwarzen Schatten, und am grauen Morgen standen sich beide Heere im Angesichte. Die Deutschen lehnten an die Höhen von Hettesdorf, mit dem Fläſchen Sain vor sich — ihr linker Flügel besetzte Bendorf und einige Schanzen; da begann der Donner der Schlacht, das die Berge dröhnten, und die Luft kochte. Um Hettesdorf tobte der Kampf am schreck-

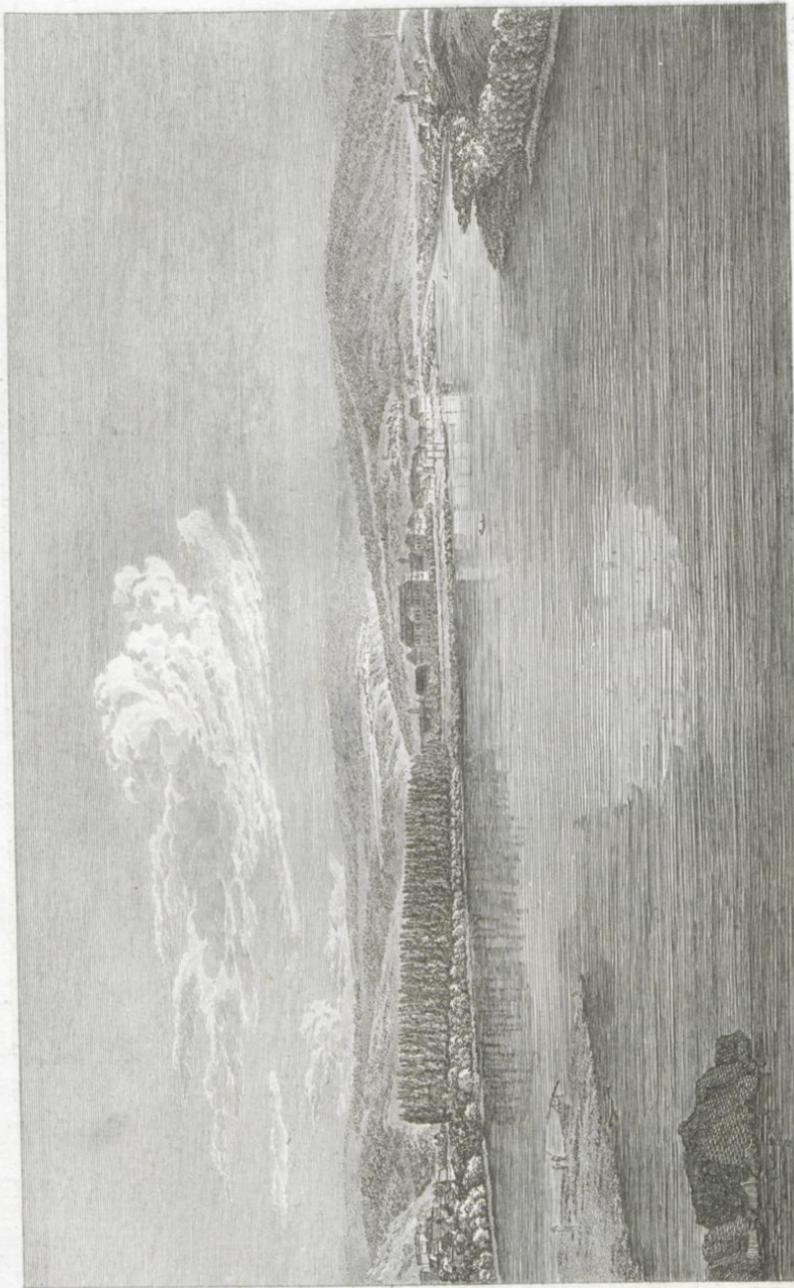
lichsten, — die Kugeln räumten fürchterlich unter den französischen Legionen auf, die in zu gedrängten Massen fochten. Sie zogen frische Truppen nach, und die ermatteten Östreicher wichen. Auch sie hatten muthvoll und hartnäckig gekämpft. Ihre Batterien blitzten noch auf, als die Kanoniere schon unter den Säbellieben der Feinde fielen. Der französische Capitain Gros, als Krieger ein Held, als Mensch höchst liebenswürdig, entschied den Kampf. Vergebens war mehrmals eine Schanze gestürmt worden, welche die Östreicher mit Löwenmuth vertheidigten. Ein General kam gesprengt und rief: Grenadiere, schwört Ihr, die Schanze zu nehmen? — Wir schwören es! rief Gros mit aufgehobener Hand, und seine Grenadiere mit. Er fuhrte sie, der graue Held, gegen Helden; um sie raste Tod und Verderben; seine liebsten, seine treuesten Waffengefährten sanken; eine Kartätschenkugel zerschmetterte ihm den rechten Arm; er nahm den Säbel in die linke Hand und errang den blutigen Sieg! — Es waren die letzten Lorbeeren, die sich Hoche auf dem Schlachtfelde brach. Auf einem benachbarten Hügel steht einsam sein Denkmal.

 NEUWIED.

Neuwied liegt auf dem rechten Ufer in einer reizenden Ebene, um die sich ein Amphitheater von Bergen zieht, die malerisch hintereinander emporsteigen. Zauberisch erheben sich — immer entfernter und kleiner — Dörfer, Schlösser, Landhäuser und Ruinen. Die meisten Berge sind mit Holz bekränzt, und das Grün der Belaubung mischt sich harmonisch mit der Bläue des Himmels.

Zunächst hinter der Stadt zieht besonders die Abtei Römersdorf auf einer Anhöhe, an deren Fuß das Dorf Heimbachweis liegt, den Blick an. Schon der Name (*villa romana*) deutet auf eine alte Römerniederlassung, wie denn auch in dieser Gegend noch verschiedene Säulen, Gefäße und Münzen mit dem Gepräge Marc Aurels, Julius Caesars, Constantins, der Agrippina u. a. m. aufgefunden wurden. Ein Berg, der Götze genannt, der Heiden graben, die Römerburg erinnern ebenfalls an jene alten Zeiten.

Neuwied breitet sich freundlich am Rhein aus,



Vue de la ville de Neuvièd.

*W. et G. Gouther sc.
Aussicht der Stadt Neuvièd.*

und ist weniger seines Umfangs wegen, als durch den hier überall regen Gewerbleiß und den Geist der Duldung merkwürdig, der die verschiedensten Religionsparteien wie Kinder Einer Familie zusammenhält. Unwillkürlich wäbnt man sich vom Rhein in eine amerikanische Kolonialstadt versetzt; denn man sieht eben das Gewimmel von Menschen verschiedner Zungen und Kirchen, eben die allgemeine Thätigkeit, wie in den Städten der neuen Welt.

Der weise Geist des vorigen Fürsten Alexanders rief diese Schöpfung in wenigen Jahren hervor, und die Losung, wodurch er das Wunder bewirkte, hiefs — Gewissensfreiheit! Von allen Gegenden strömten nun Katholiken, Lutheraner, Reformirte, Herrnhuter, Mennoniten, Juden herbei, und bauten sich an, und bald blühte die Stadt empor durch Kunst und Handel — allen Rheinstädten zum leider! un-nachgeahmten Beispiel!

Neuwied steht kaum ein Jahrhundert, es hat keine Mauern, aber breite schnurgerechte Strafsen und geräumige Häuser.

Das Schloß ist ein kleines Gebäude, aber angenehm durch seine Lage. Die regierende Fürstin ist als eine Dame von Geist und Gefühl bekannt, Eigenschaften, mit denen man in der großen Welt selten glücklich ist. Ihr häusliches Leben war dornigt, aber sie fand Entschädigung in dem Kreise ihrer

Kinder, deren Erziehung ihre Beschäftigung und ihr Vergnügen ausmachte.

Wohlthätig wirkt sie nun, die Wunden vergessen zu machen, welche der Krieg der Stadt und dem Lande schlug, und sammelt Männer von Einsicht, Muth und Redlichkeit um sich her, was in großen wie in kleinen Staaten das Hauptaugenmerk eines Regenten seyn muß, der von der Wahrheit überzeugt ist, daß sein Interesse mit dem seiner Unterthanen unzertrennlich eins und dasselbe sey. So betrieb sie erst neulich den als Schriftsteller und Mensch achtbaren Prediger Aschenberg zu ihrem Konsistorialrath.

Sie ist Freundin und Kennerin der schönen Künste. Ihre Gedichte athmen den Ausdruck einer reinen, schön gestimmten Seele, und den edlen Glauben an das Höhere und Unvergängliche im Menschen. Von ihrer Hand ist auch das gefühlvolle Denkmal auf den biedern Meggenhoffen, welches sein Biograph im Nekrolog bekannt gemacht hat, und dessen Andenken nun der Genius Bayerns rächt.

Die Herrnhuter oder mährischen Brüder machen hier, wie allenthalben, wo sie sich niederlassen, eine für sich bestehende Gemeinde aus. Sie bewohnen ein eignes Viertel der Stadt, und es blühen bei ihnen alle Arten des Kunstfleißes. Auf die Werkstätte eines Uhrmachers folgt die eines Tisch-

lers, und neben einem Sattler haust ein Formschneider. Sie haben ihre besondern Ärzte und Wundärzte, einen Prediger und eine Kirche, die sehr einfach ist, und ihr Abendmahl besteht in einem gemeinschaftlichen Thee.

Die unverheiratheten Brüder und Schwestern sind in zwei besondre Gebäude vertheilt, wo gewöhnlich zwei oder drei, die sich mit demselben Gewerbe abgeben, in einem sehr reinlichen Zimmer beisammen wohnen. Ihre Schlafsäle sind ebenfalls gemeinschaftlich, und bestehen aus Reihen von Alkoven. Die tiefe Stille eines Klosters herrscht in diesen Wohnungen, und man hört beim Eintritt keinen Laut. Höflich, aber meistens kurz, antworten sie auf die Fragen des Fremden, jedes ihrer Produkte hat seinen bestimmten Preis, und man ist sicher, nie durch schlechte Waare hintergangen zu werden.

Die mehresten Mannspersonen sind klein und eingefallen. Dies mag von ihrer sitzenden Lebensart und der immerwährenden Spannung ihrer Phantasie herrühren.

Unter den Mädchen, die auch zusammen eingekerkert leben, sah ich einige, die für schön gelten konnten. Der Anstrich von frommer Schwärmerei, der dem Manne so übel läßt, gibt dem Weibe einen gewissen Reitz, der für das Herz gefährlich werden kann.

Diese Mädchen oder Schwestern dürfen nicht einzeln ausgehen, selbst nicht einmal in die Wohnungen ihrer Eltern. An Sommerabenden machen sie gewöhnlich, von einer Vorsteherin begleitet, einen Spaziergang durch das Feld, und ich begegnete ihnen oft, während meines Aufenthalts in Neuwied, und ergötzte mich an diesen stillen sprachlosen Gruppen blühender Mädchen in ihren äußerst einfachen Gewändern.

Diese armen Geschöpfe führen übrigens ein trauriges Leben. Man sieht es nicht gern, daß sich ein Bruder verheirathet. Fühlt aber einer Beruf dazu, so meldet er sich bei dem Vorsteher, und dieser veranstaltet zwischen dem Mädchen, welches gerade an der Reihe ist, und dem Ehestandscandidaten eine Zusammenkunft. Gefallen sich die Leutchen nicht, so kommt eine andre Donna an die Reihe, und die erste muß warten, bis der ganze Zirkel durchlaufen ist.

Es ist eine schöne Sitte unter den Herrnhutern, daß sie den Heimgang eines Bruders oder einer Schwester nicht durch trauriges Glockengeläut, sondern durch den sanften Ton einer Flöte verkündigen. Sterben heißt bei ihnen heimgehen. Ihr Friedhof ist mit Bäumen bepflanzt, und gleicht einer kühlen angenehmen Ruhestätte für müde Wanderer. Es ist in der That merkwürdig, daß diese Religionssecte —

dieses Wort in keinem harten Sinne genommen — die doch eine so mürrische Sittenlehre predigt, und vor den Blumen des Lebens zurückbebt, als lägen Klapperschlangen darunter verborgen, die Schrecknisse des Todes so ganz unter freundlichen Bildern zu verbergen sucht. Sie unterscheiden sich darin auffallend von dem katholischen Lehrsystem, in welchem ein menschenfeindlicher Dämon den Menschen gleich bei seinem Eintritt in das Leben empfängt, und ihn auf jedem Schritte an Grab und Ewigkeit erinnert.

Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß die Gemeinde der Herrnhuter ihre Entstehung eigentlich einem Bilde von Correggio verdankt. Als der Graf von Zinzendorf, der als der Stifter dieser kirchlichen Innung betrachtet werden muß, noch als Jüngling, die Düsseldorfer Gallerie besuchte, blieb er vor einem von Allegri gemalten trefflichen *Ecce homo* stehen, welches die Unterschrift in lateinischer Sprache hat:

Dies hab' ich für dich gelitten,

Was thatst du für mich?

Dieses Bild und diese Worte wirkten so mächtig auf das für edle Schwärmerei leicht empfängliche Gemüth des Jünglings, daß der Eindruck für sein ganzes Leben entscheidend wurde.

Ein lehrreiches Beispiel von der Allgewalt der Kunst, und wie sie, auch ohne ihren eigenthümli-

chen Zwecken Abbruch zu thun, benützt werden könnte, wenn man nicht durch einen langen Irrthum gewohnt wäre, die feinern Ressorts in Menschen über den gröbern zu vernachlässigen. — Die alten Künstler fühlten dies tief, weil sie ihren Beruf in sich fanden, und von der Heiligkeit desselben durchdrungen waren. Daher in ihren meisten Darstellungen die höhere Bedeutung, das Streben nach einem Unendlichen, die Bildungen einer Welt, wo die Träume flüchtiger Erscheinungen aufhören, und das, was die Sprache nur dunkel nennt, und das Herz in seinen reinsten Momenten etwas weniger dunkel ahnet, als schöne Wirklichkeit vor unser geistiges Auge tritt.

GEGEND UM NEUWIED.

Die eine halbe Stunde von Neuwied entlegene und schon oben bemerkte Abtei Romersdorf verdient auch jetzt noch einen Besuch. In der alten, Ehrfurcht erweckenden Kirche sieht man mehrere Grabmäler der Grafen von Wied und Isenburg, worunter das Auge vornehmlich auf dem Denkmal des Salentin von Isenburg verweilt, der von dem nicht kleinen Häuflein seiner Kinder umgeben auf dem Sarkophag abgebildet ist. Dieser Graf war zehn Jahre lang Kurfürst von Köln, entschloß sich alsdann seinen Stamm fortzupflanzen, und wurde auch wirklich Vater einer zahlreichen Familie.

Aus den Fenstern der ehemaligen Abtei zeigt sich dem Auge die ganze Fläche von Coblenz bis Andernach mit der rundumlaufenden reichen Bergkette.

Eine Stunde von Romersdorf, wo jetzt das Dorf Niederbiber steht, findet man die bis gegen den Rhein hin laufenden Substructionen einer ehemaligen Stadt, und man sieht daselbst verschiedene marmorne

Statuen, Vasen, Münzen, u. dgl. aus den Zeiten der Römer.

Der schönste Punkt um Neuwied ist das dem Fürsten gehörige Lustschloß Mon-Repos, welches man schon von Coblenz aus auf seiner dunkeln Waldhöhe bemerkt. Es liegt ohngefähr anderthalb Stunden nordöstlich von der Stadt, und verdient den Besuch eines jeden Reisenden. Der angenehme Weg führt an einigen Eisenhütten vorüber; dann dreht man sich links, um bei dem Fasanengarten über den Wiedbach zu gehen. Dieses Flüschen ist so seicht, daß der Kahn, worin man überschifft, gewöhnlich auf dem Grunde sitzen bleibt, und man sich dessen zuletzt wie einer Brücke bedienen muß. Vom jenseitigen Bord an zieht sich der Pfad an einigen Meierhöfen vorbei, durch eine fruchtbare, blühende Gegend, auf die Spitze des Bergs.

Das Schloß, welches sich in der Ferne so vielversprechend zeigt, verliert in der Nähe, wie mancher große Mann. Es ist ein simples Gebäude, von einem einzigen Stockwerk, mit einem italienischen Dache. Neben dem Schloß steht ein Jägerhaus, wo man bei der Familie des Försters eine gute Bewirthung findet.

Die Aussicht ist reich und groß. Der Rhein arbeitet sich aus den fernen Gebirgen hervor, und scheint in seinen vielfachen Krümmungen und mit

seinen Inseln eine Menge kleiner Seen zu bilden. Das Auge durchschweift mit Staunen und Entzücken einen Umkreis von dreißig und etlichen Stunden, und wird bald durch das Grofse und Gigantische der Felsen und Gebirgsmassen, bald durch das Anmuthige der sanften Höhen und lachenden Thäler gefesselt. Hundert Landschaften vereinigen sich hier im reichsten Gemische und bilden ein Ganzes, von dem man sich jetzt ungeduldig zu den einzelnen Partien wendet, jetzt aber wieder zu ihm zurückkehrt, als müfst' es die Phantasie doch auffassen und ordnen können.

Hinter dem Schlosse erhebt sich ein lichter freundlicher Hain, dessen hochwipfelichte Gruppen sieben Alleen bilden. Es ist ein überraschender Anblick, an Ende von einem dieser Laubgänge in schwindlichter, fast senkrechter Tiefe ein romantisches Schweizerthal zu erblicken, das wie ein Kessel rund von Bergen eingeeengt ist, als wollt' es allen Menschen den Zugang zu sich wehren. Ein Paar niedliche Häuschen stehen unten am Ufer eines murmelnden Bachs — kleine Gärten ziehen sich um diese Wohnungen der Zufriedenheit — dies ist ein wahrhaft Gesnerisches Hirtenthal; man möchte hinabschweben in die jähe Tiefe, und sich da mit all seinen Wünschen und Hoffnungen in den Schoofs einer süfsen Dunkelheit begraben. —

Der Reisende thut wohl, sich einige Tage in Neuwied zu verweilen. Er muß ausrasten von seinen Genüssen, wenn er sich nicht übersättigen will, und bei Andernach beginnt eine Reihe neuer Schönheiten für ihn. — —

G r i m m a,
gedruckt bei Georg Joachim Göschen.

Geheim
Vertrag für Georg Joachim Götz

A N S I C H T E N

D E S

R H E I N S

D R I T T E S H E F T .

Mit zehn Kupfern und einer Karte.

FRANKFURT AM MAYN,

BEI FRIEDRICH WILMANS. 1806.



ANSTICHTEN

DES

RHEINISCHEN

DRITTEBAND

Mit dem Kupfer und einer Karte

VERLAG VON MAYER

ALLE RECHTEN VORBEHALTEN 1850

F O R T S E T Z U N G

DES

PRÄNUMERANTEN - VERZEICHNISSSES.

- Sr. Durchlaucht Prinz von Anhalt-Plefs, Capitain im Regiment v. Möllendorf in Berlin 1 Ex.
- Sr. Hochfürstl. Durchlaucht der regierende Herzog von Sachsen-Coburg 1 -
- Ihro Hochfürstl. Durchlaucht die regierende Frau Landgräfin zu Hessen-Homburg 1 - X
- Sr. Durchlaucht der Herr Erb-Prinz von Hessen-Rothenburg 1 -
- Sr. Erlaucht der regierende Herr Graf von Ysenburg zu Philippseiche 1 -

-
- Die Akademische Buchhandlung in Frankfurt an der Oder 1 -
- Herr Clemm, Friedrich, in Stuttgart 1 - X
- Delius, Friedrich, Königl. Preufsischer Consul in Bremen 1 -

Herr von Gröning, Doctor und Senator in

Bremen	1 Ex.
- von Hein, Joh. Theodor, in Hamburg	1 -
- von Henning, Graf, in Freyburg	1 -
- von der Horst in Bremen	1 -
- Lamers, Johann Jakob, in Mühlheim am Rhein	1 -
- Pfeiffer in Frankfurt am Main	1 -
- von Spiering, Carl Freiherr, in Fron- berg bei Schwandorff	1 -
- Stoeltzer, Chr. Aug., Doctor und Sena- tor in Görlitz	1 -
- Stoeltzer, Wilh. Adolph, in Marglissa	1 -
- von Wolff, Franz Anton, in Cracau	1 -

ANSICHTEN DES RHEINS.

D R I T T E S H E F T .

I

ANSICHTEN DES RHEINS

DRITTES HEFT



Ansicht von Andernach.

Vue d'Andernach.

A N D E R N A C H .

Ich verließ Neuwied in der dämmernden Frühe. Melancholische Stille lag noch über der Gegend, die nur durch das Geräusch der Ruder unterbrochen wurde. Am rechten Ufer führt ein freundlicher Gang von Pappeln, eine Viertelstunde weit, bis zu dem armen aber mahlerischen Dörfchen Ehrlich, bei welchem die Wied sich in den Rhein ergießt. Gegenüber rauscht die Nette aus einer bebuschten, durch einige Mühlen belebten Schlucht hervor, und vermählt sich ebenfalls mit dem königlichen Strome.

Es ist ein angenehmes Spiel der Fantasie, bei der Mündung eines Flusses dem fernher kommenden Laufe desselben zu folgen; der Geist verliert sich so gern in das Unbekannte, und bildet es nach eignen Gefallen. Diefs ist wohl auch die Ursache, warum die Landschaften von Claude Lorrain mit ihren in Duft verschwimmenden Fernen soviel Anziehendes haben, und warum wir lieber und länger

bei ihnen verweilen, als vor den geschlossenen Naturszenen Ruisdaels und Everdingens.

Unter Ehrlich liegt, am felsigten Ufer, das verlassene Neuwiedische Schloß Friedrichsstein, von den Schiffern das Teufelshaus genannt, welches übrigens nicht die mindeste Sehenswürdigkeit darbietet. An dasselbe reihen sich die Häuser des kleinen Dorfs Fahr, wo eine Überfahrt nach Andernach ist.

Die Gegend verengt sich nun wieder, und der Fluß nimmt seinen Lauf rascher zwischen den nahgerückten Bergen hindurch. Rechts erheben sich kühne Berge, mit Eichen und Buchen gekrönt, links trauert, im Schatten einer dunkeln Felsenwand, das alte Andernach — weiterhin, am rechten Ufer, schließt das heitere Leutesdorf die reiche Landschaft.

Die Gegend von dem weissen Thurme bis Andernach — auf dem linken Ufer hin — hat etwas melancholisches, welches noch durch die Trümmer des Nonnenklosters St. Thomas vermehrt wird. Diese Abtei reicht mit ihrer Entstehung nahe in das zwölfte Jahrhundert, und hatte zur ersten Vorsteherin die Gräfin Tenwidis von Spanheim. Die Revolution hat sie zernichtet, und der Volkswahn läßt nun Geister und Kobolte unter den Trümmern hausen.

Andernach ist merkwürdiger durch das An-

denken an die Vergangenheit, als durch das, was es itzt ist. Es verdankt seine Erbauung dem Drusus, und früher schon setzte Cäsar in dieser Gegend über den Rhein. Später glänzte es unter den rheinischen Handelsstädten, bis es durch Waffengewalt einem geistlichen Fürstenthume einverleibt wurde, und mit der Freiheit auch alle Kraft und Regsamkeit verlor.

Die Stadt ist nur noch klein, eng und finster, wie der Geist ihrer Bewohner, die übrigens bei ihrer Beschränktheit ein gutmüthiges Völkchen sind. Sie treiben einigen Handel mit Trafs, den man hier Tuffstein nennt, und dessen sich die Holländer beim Wasserbau bedienen. Zerstoßen und mit Kalk vermischt gewinnt er eine Härte, welche der Luft sowohl als dem Eindringen des Wassers widersteht. Überhaupt ist die ganze Gegend reich an vulkanischen Produkten, und der Mensch weiß auch da, wo er der Allgewalt der Natur weichen muß, wieder Gewinn zu ziehen von ihren Zerstörungen.

Die Gegend um Andernach enthält mannichfaltige Merkwürdigkeiten für den Naturforscher. Er findet hier, aufser dem Trafs, noch Bimstein, Basalt, und Mennigstein. Der letzte ist eine Art Lava, welche in der Nähe des Dorfes Niedermennig bricht, und er wird am häufigsten zu Mühlsteinen gebraucht,

wozu schon die Alten die Lava um den Atna benutzten.

Hinter den Höhen von Andernach wird man durch die Volkssage und eine von frommen Pilgern häufig besuchte Kirche an die romantische Legende von der heiligen Genovefa erinnert, die dort auf ihrer Flucht gelebt haben soll. Einer unserer mit Recht beliebten Schriftsteller hat diesen an ächt dichterischen Situationen reichen Volksroman wieder aus dem Staube hervorgezogen, und es gehört unter das eigne und höhere Vergnügen einer Rheinreise, sich die Szenen romantischer Begebenheiten auf ihrem Schauplatze zu vergegenwärtigen.

HAMMERSTEIN UND RHEINECK.

Der Rückblick auf Andernach ist mahlerischer, als die erste Ansicht dieser Stadt, wenn man den Rhein herabfährt. Felsenwände mit Ruinen bedeckt, waldigte Vorgebürge, schroffe Abhänge, und kühne Vertiefungen reihen sich im schönsten Gemische aneinander.

Gerade unter Andernach wird die Strafe, welche dicht am Rheine hinzieht, von Bergen eingengt, aber zur Rechten breitet sich eine fruchtbare und



Ansicht von Andernach.

Vue d'Andernach.

lachende Ebene um das anmuthige Leutesdorf aus, welches sich mit seinen belebten Wohnungen an eine mit Wein bewachsene Bergwand lehnt. Die Berge zu beiden Seiten sind höher als um St. Goar, aber theils mit Holz bewachsen, theils mit Reben angepflanzt. Nur hier und da ragt zwischen den Bäumen eine kahle Felsenspitze hervor, und verbirgt ihr Haupt in den Wolken.

Kaum ist man die zur Linken liegende kleine Insel vorbeigeschifft, so öffnet sich die Landschaft zwischen den beiden Bergketten hin, bis zu dem vier Stunden entfernten Sinzig, und der Geist breitet sich freier aus mit dem unaufgehaltenen Auge.

Eine halbe Stunde von Leutesdorf winkt, am linken Ufer, das Dörfchen Namedy, am Abhange waldigter Berge, und rings von Obstbäumen umgeben. Weiterhin zeigt sich das noch in seiner Zerstörung bewohnte Schloß Reineck — zur Rechten, Namedy gegenüber, trauern auf einem gigantischen Felsen die Ruinen von Hammerstein, mit zwei freundlichen Dörfern zu ihren Füßen. Furchtbar hängt der dunkle Fels mit den verödeten Mauern über das Ufer — Aus den zerfallenen Fensterbogen grünt der melancholische Wachholder und dichtes Ephau umrankt die Spalten des Gemäuers.

Die Mittagsseite des Bergs ist mit Weinreben angepflanzt, deren mildes Grün den düstern Ton der

übergebückten Felsenwand angenehm bricht. Unten liegt das Dörfchen Niederhammerstein, ehemals eine befestigte Stadt. Kaiser Heinrich nahm sie im Jahr 1020 mit dem Schlosse zugleich ein, und verjagte den Besitzer, einen Grafen Otto, der hier — wie so viele Ritter seines Zeitalters — vom Steigbügel lebte, die Reisenden niederwarf und die vorüberfahrenden Schiffe anhielt und plünderte. Die Burg mochte später wieder hergestellt worden seyn, denn 85 Jahre nach ihrer Zerstörung suchte und fand der geächtete vierte Heinrich auch hier eine Herberge und Schutz. Auch im dreißigjährigen Kriege wurde die Veste Hammerstein einige Male belagert und eingenommen, und im verhängnißvollen Jahre 1688 von den Franzosen zum zweiten Male zerstört.

In dieser Gegend, wo jeder Berg, jede Felsspitze die Überreste einer Warte oder das zerfallene Gemäuer eines Kastells trägt, fühlt man sich so ganz in die wilden Zeiten des Ritterwesens versetzt, die man uns so häufig als das Zeitalter teutscher Treue, teutschen Muths und teutschen Biedersinns zu preisen versucht hat. Es ist sonderbar, daß die Einbildungskraft ihre Ideale gewöhnlich aus einem kulturlosen Zeitalter hernimmt, und daß wir mit unsern Empfindungen so gern unter Menschen flüchten, denen die Unsicherheit ihres äußern Zustandes allerdings die Individualität des Charakters bewahrte,

und die, auf der andern Seite, durch die treue Folgsamkeit, womit sie der Herrschaft des moralischen Instinkts gehorchten, eine gewisse Lauterkeit des Gemüths — und bei der Kraft ihres Willens — eine reizende Einfalt der Sitten sich erhielten, wovon wir wenige Beispiele unter uns haben, weil unsere Bildung eigentlich blofse Verfeinerung ist; aber wie eng war denn doch auch der Kreis, worin sich dieses gepriesene Volk der Mittelwelt bewegte, wie beschränkt waren ihre Ansichten des Lebens. Ihre ganze Kraft wurde nur durch kleinliche Leidenschaften aufgeregt; es war der Kampf eines regellosen Elements, das sich nicht in die Schranken der Ordnung fügen will: und der Preis aller Mühe — gewöhnlich nur die Befriedigung eines gemeinen Bedürfnisses. Die Liebe selbst konnte kein Gemüth veredeln, in welchem sich die unsichtbare Welt nur als eine drohende Erscheinung spiegelte, das die schöne und erhebende Zuversicht auf sich selbst entbehrete, und vor ihr als einem Verbrechen zittern mußte!

Oft safs vielleicht dort, am eingesunkenen Fenstergesimse, ein holdes Mädchen, und blickte hinab in die große Landschaft, und hinauf zum unendlichen Himmel, und die Ahndung eines schönern Daseyns erfüllte ihr Gemüth mit einem freudigen Sehnen — ihre bewegliche Fantasie gewann dem

Leben eine gefälligere Gestalt ab; aber der gellende Ton eines lärmvollen Gelags, der rauhe Scherz, das Geklirr der Waffen und das Jammern geplünderter Reisenden rissen sie schnell und gewaltsam aus ihren Träumen — Der Schlag ihres warmen Busens stockte, indem die kalte Hand der eisernen Wirklichkeit darüber hinfuhr. —

Ach! der Jugendtraum einer goldnen Zeit ist eine freundliche Täuschung. Sie war noch nie da für die Menschen, und am wenigsten bei Völkern, die noch im Zustande kindlicher Beschränktheit leben. Auch würden wir diese Beschränktheit schwerlich erkaufen wollen, mit unserm gebildetem Gefühl, mit unsern höhern Ansichten des Lebens, mit unsern Kenntnissen und Erfahrungen. Nur der Kleinheit unserer Sitten, der Frivolität unserer Lebensart, dem elenden Spiele unwürdiger Leidenschaften möchten wir entfliehen, und darum schaffen wir uns eine Welt eigner Bildungen, und täuschen uns mit schönem Schein, während wir geduldig an der Leine einer traurigen Wirklichkeit hinschlendern.

Diese oft gemachten Bemerkungen drängten sich mir mit neuer Lebhaftigkeit auf, als ich — tief in mich verloren — unter den Ruinen von Hammerstein weilte. —

Dicht unter Niederhammerstein tritt, noch wilder und furchtbarer, eine zweite Felsenwand hervor,

und zwischen beiden ungeheuern Massen zieht sich ein Halbkreis angebauter Höhen hin, die den tiefen Ernst dieser Landschaft in etwas mildern.

Gegenüber, am westlichen Ufer, liegt der ehemals churkölnische Weiler Fornich, hinter welchem sich ein Berg von dunkelblauem Basalt in engverbundenen Säulen erhebt. Etwas weiter hin stürzt die Brühl aus einer Felsenkluft in den Rhein, und jenseits ihrer Mündung verbirgt sich das Dörfchen gleichen Namens, in einem einsamen Grunde zwischen zwei Bergen, auf deren einem die Burg Rheineck gebaut ist.

Diese Gegend hat der Schönheiten so viele, daß der Reisende wohl thut, sein Schiff zu verlassen, und eine Streiferei landeinwärts zu machen.

Das Dörfchen Brühl, das sich in seine Bergenge zu verlieren scheint, liegt ganz zwischen vulkanischen Umgebungen, deren Anblick freilich für das Auge nichts Wohlgefälliges hat, doch wird der düstre Grund angenehm belebt durch das Gewimmel arbeitender Menschen, die den Trafs ans Ufer tragen, wo er gewöhnlich von holländischen Schiffen eingenommen wird.

Hinter Brühl bildet sich ein romantisches Thal, welches der kleine Waldbach gleiches Namens durchrauscht, der hier eine Trafsmühle in Bewegung setzt. Nicht weit von dieser Mühle liegt die alte Schwep-

penburg; sie hat die einsiedlerische Lage eines Klosters, und ist mehr gemacht zum Aufenthalte stiller Betrachtung als zum üppigen Lebensgenusse. Ringsum bilden sich dunkle Hölen von Tuffstein, über welche sich hier und da mahlerisches Gebüsch neigt. Die Wälder der hohen Berggipfel werfen dunkeln Schatten auf das Thal, und mitunter stößt man noch auf eine Traismühle, oder auf eine arme Bauernhütte, deren Bewohner von der Zerstörung der Natur leben.

Ein mit Bimssteinen bedeckter Fußpfad windet sich rechts hin, und führt zu dem Tempelhof, einer alten Kirche, bei welcher — in zwölften Jahrhundert, ein Kloster der Tempelherrn gestanden haben soll. Tief bewegt rief ich mir in den ehrwürdigen Hallen dieser Kirche das Andenken an die wackern Ritter zurück, die gastfreundlich den fremden Pilger aufnahmen, sorgfältig des Kranken pflegten, der bei ihnen Hülfe suchte, und muthig kämpften in der Feldschlacht, wenn Ehre und Pflicht sie rief. Die Nachwelt hat ihr Andenken gerächt, und es ist wohl nur eine Stimme des Unwillens über einen nach Gold dürstenden König und einen heuchlerischen Priester, die mit dem edlen Jakob von Molai und seinen Rittern eben so unmenschlich verfahren, als die Spanier mit den schuldlosen Abkömmlingen der Inkas.

Hinter dem Tempelhof liegt, auf einem trichterförmigen Berge, das Schloß Rheineck, auf welchem, bis in die neuesten Zeiten, das Burggrafenrecht haftete. Das Schloß ist noch bewohnbar, und erfreut sich einer herrlichen Lage. Von einer Ecke des Gartens, gegen den Rhein hin, breitet sich eine reiche, wunderschöne Landschaft vor den staunenden Blicken aus. Zur rechten drängt sich der glänzende Fluß aus der dunkeln Bergschlucht bei Andernach, als käm' er dort aus einer unterirdischen Höle; zur linken dämmert das himmelanstrebende Siebengebürg mit den kühnen Trümmern von Drachenfels und Stolzenberg — gegen Morgen erhebt sich die Gegend amphitheatralisch — die Abhänge der Berge sind durch Meiereien und Dörfer belebt — aus den Bäumen der Bergspitzen blickt hier und da eine einsame Ruine; tief unten, am Fusse der senkrechten Felsenwand, rauscht der Strom gewaltig dahin, und verliert sich in der grauen Ferne.

Eine solche Umsicht erweitert den Geist, der sich zwischen den Felsen des Thals eingengt fühlte, neue Lebenskraft durchströmt den Wanderer in der reinern Bergluft, und ungerne zieht man sich zurück aus dem Unermesslichen, um sich nun wieder in eine niedrige Beschränktheit einzuschließen.

 A R G E N F E L S.

Dem Schloß Rheineck gegenüber bildet sich schon wieder ein Landschaftsgemälde von eigen- thümlichen Reizen. Am rechten Ufer zieht sich das Dorf Hönningen hin, das von freudigen Wein- hügeln umgeben ist. Der treffliche rothe Wein, der hier gezogen wird, heißt in der Sprache des Landes Bleichert. Zur nördlichen Seite des Dorfs steht auf einem Berghange das Schloß Argenfels mit mah- lerischen Umgebungen. In ältern Zeiten gehörte es den Grafen von Isenburg, von welchen es an die Grafen von der Leyen kam, die es ringsum durch freundliche Anlagen verschönerten. Aber gegenwärtig ist es meist zerfallen, und schon wächst wildes Gesträuch auf den bemoosten Mauern. Auch von den ländlichen Verschönerungen ist nichts mehr übrig, als ein dunkler Buchengang, der an den Rand des überhängenden Felsens hinführt, wo man eine herrliche Aussicht findet.

An diesen kühn aufstrebenden Fels reihen sich einige kleinere Steinmassen, wie eine lange Mauer, in gerader Richtung hin, und die dahinter weglau-



Ansicht von Hönningen und dem Schloß Argenfels.

Vue de Hönningen avec le château d'Argenfels.





Vue de Linz.

Ansicht von Linz.

fenden Höhen sind mit Reben bepflanzt. Am Ende der Felsenwand verstecken sich die dürftigen Wohnungen von Argendorf — und in der Ferne erhebt sich trotzig die Erpeler Ley, ein siebenhundert Fufs hoher Basaltberg, ein uraltes Denkmal der großen Erdrevolution in diesen itzt blühenden Gegenden.

L I N Z.

Kaum hat man das Ufer von Argenfels aus dem Gesichte verloren, als sich schon wieder eine heitere Landschaft gegen Lenzdorf hin öffnet, welches mit seinem gothischen Kirchthurm mahlerisch aus einer Bergschlucht hervortritt. Etwas höher liegt Dattenberg mit den Ruinen eines Ritterschlosses, die aus Trümmern von Basalt melancholisch hervorragen. Am linken Ufer schweift der Blick in eine reiche Ferne, deren Vorgrund das Dörfchen Breysig bildet. Etwas weiter erblickt man das Städtchen Sinzig, und dahinter, auf einer sanften Höhe das Kloster der heiligen Helena, ehemals von Minoriten bewohnt. Den tiefen Hintergrund schliessen die Bergschlösser Olbrücken und Landskron.

Sinzig war in alten Zeiten ein römisches Kastell, und es werden in der Gegend noch häufig römische

Münzen gefunden. Unter Kaiser Friedrich dem ersten stand hier ein Königshof, von welchem aber keine Spur mehr vorhanden ist.

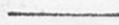
Am östlichen Ufer, wo der Rhein sich in einen schönen See verwandelt, liegt die ehemals kölnische Stadt Linz. Sie breitet sich auf einer vom Ufer hinansteigenden Höhe aus, von welcher ein frischer Waldbach in den Strom herabstürzt. Das tiefer liegende Schloß Okenfels bildet von hier aus einen herrlichen Kontrast mit lachenden Flecken und Dörfern, welche um dasselbe emporsteigen. Am linken Ufer schließsen die beiden Dörfer Ober- und Unterkrippe mit dem alten Schloß Olbrücken perspektivisch die große und reiche Landschaft.

Der Anblick von Linz gewährt uns bei der Annäherung und als Hauptparthie des schönen Gemäldes Vergnügen; in ihrem Innern ist die Stadt finster, eng und unreinlich. Sie hatte viel durch Befehdungen und Kriege zu leiden, besonders von den benachbarten Andernachern, weswegen auch der kölnische Erzbischoff Engelbert der dritte, im vierzehnten Jahrhundert, das noch itzt stehende feste Schloß beim Rheinthore erbaute.

In der Pfarrkirche, welche eine herrliche Aussicht beherrscht, zeigt man das Denkmal eines Ritters von Renneberg. Das Wappen hat einen stumpfen Reuterstiefel mit einem Sporn und die Jahr-

zahl 1553. Diese Ritter waren die Stifter des hinter Linz gelegenen Nonnenklosters zur heiligen Katharina vom Cisterzienser-Orden.

Linz gegenüber ergießt sich die Aar in den Rhein. Dieser kleine Fluß entspringt in den Wildnissen der Eifel, und seine Ufer sind zum Theil mit köstlichen Reben angepflanzt. Im Frühling tritt er oft furchtbar aus seinem Bette, und reißt Bäume und Brücken und Häuser mit sich fort. Noch zittern die Anwohner bei der Erinnerung an das Jahr 1804, wo er von einem Gewitterregen angeschwollen — die ganze Gegend verwüstete. Die beiden Ufer bis zum Rheine waren ein tobendes Meer. Die Brücken mit ihren Pfeilern, Mühlen, Fabriken, ganze Dörfer wurden weggespült von dem schrecklichen Orkan; das Feld und die Weinhügel waren eine Wüste. Der edelsinnige Präfekt des Rhein- und Moseldepartements, Chaban, nahm sich der Verunglückten mit einem Eifer an, den der schönste Erfolg krönte. Von allen Seiten kamen reiche Beiträge, und bald waren die Wohnungen wieder aufgebaut, die Felder wieder gereinigt, und der junge Weinstock grünte wieder auf den Hügeln.



zum 1777. Diese Ritter waren die Stifter des Ordens
im folgenden Namen: Johann von Kalkstein
vom Gattensort-Orden.

U N K E L.

Lin. Dieser kleine Ort entspringt in den Will-
nissen der Thier, und seine Ufer sind zum Theil mit

Ein erfrischender Wind blies in unser Segel, als
wir von Linz abfahren, wo man bisher einen Zoll
zu entrichten hatte. Bei dem Dörfchen Linzhausen
begegneten wir einem Floß, das wie ein schwim-
mendes Dorf den Strom hinabglitt. Unter Linz
strömt der Kasbach in den Rhein, an dessen Ufer
sich die romantische Erpeler Ley erhebt, welche
sich schon von Hammerstein aus dem Reisenden
zeigt. Die sonnigten Abhänge dieses Basaltfelsens
sind mit Reben bepflanzt, und es wird hier ein vor-
trefflicher Wein gewonnen. Da der Weinstock in
dem felsigten Grunde keine Wurzel fassen kann, so
wird er in einen mit Erde angefüllten Korb gesetzt,
und dieser Korb hierauf in ein in den Felsen gehau-
nes Loch gebracht. Der Umstand, daß sich die
Sonnenhitze in dem Steingrunde konzentriert und länger
erhält, mag das meiste zur Güte des hiesigen Weines
beitragen.

Zur Linken erblickt man nun das ehemals pfälzi-
sche Städtchen Rheinagen zum Theil von sanftge-
ründeten Hügeln umgeben. Gegenwärtig ist es der



Gravé par J. B. Schickel pour M. de la Roche 1825

Vue d'Unkel.

Ansicht von Unkel.

Sitz eines Kantongerichts. Eine kleine Strecke hinter der Stadt erhebt sich der reizende Apollinarisberg mit einer nun auch aufgehobenen Probstei. An der Höhe des Berges hängt eine Klause von Reben umgrünt. Die freundliche Lage und die herrliche Aussicht, welche dieses Plätzchen gewährt, machen es eben nicht sehr geschickt zu einsamen Betrachtungen. Diese Wohnung frommen Müsiggangs wäre mehr geeignet zum Aufenthalte eines Dichters. Doch diese müssen sich ihr Tibur gewöhnlich auf einem Zimmerchen fünf Treppen hoch schaffen, wo sie freilich den Göttern näher sind, als den Menschen.

Die Römer hatten ehemals eine Heerstraße hier angelegt, und man findet noch einige zerbrochene Säulenschäfte, mit einer Inschrift, welche das Jahr 162, unter dem Kaiser Lucius Aurelius Verus, als den Zeitpunkt angiebt, in welchem diese Straße vollendet wurde.

Um die Zerstörung dieses Wegs durch den Antrieb des Stroms zu hindern, ist das Ufer mit Basaltsteinen eingefast, die in dieser Gegend sehr häufig sind.

Eine halbe Stunde von Rheimagen liegt am rechten Ufer die kleine Stadt Unkel in einer einladenden Gegend. Eine Reihe von Dörfern zieht sich von da bis an das majestätische Siebengebürg hin.

Bei Unkel ist die Rheinfahrt durch Klippen gefährlich, die aus Basalten bestehen. An zwei Stellen ragen sie drohend aus dem Strome hervor, dessen Wellen sich tobend an ihnen brechen. Eine dieser Massen zieht sich, wie eine Säulenreihe, in einer Breite von sechszig Schritten, nach der Mitte des Flusses. Sie tragen eben so, wie ein der Stadt gegenüberliegender Basaltberg, den Namen des Unkelsteins. Schreckliche Sagen machen diese Gegend furchtbarer für die Fantasie, als sie gegenwärtig in der Wirklichkeit ist. Man wähnt, wenn man in der Dämmerung vorüberfährt, die bellenden Hunde der Scylla und Charybdis zu hören, und glaubt nun jeden Augenblick die menschenfeindlichen Nymphen des Flusses zu erblicken, die den harmlosen Wanderer von der freundlichen Erde in ihr kaltes Reich hinabzureißen bemüht sind.

DIE RHEINFLÖSSE.

Ich habe oben schon gesagt, daß wir auf der Fahrt von Linz nach Unkel einem Rheinfloß begegneten. Wer den Rhein bereifst, trifft gewöhnlich auf einige dieser schwimmenden Inseln, und eine

nähere Beschreibung derselben dürfte für jeden meiner Leser Interesse haben.

Die kleinern Flöße werden größtentheils in den Vorgebürgen des Schwarzwaldes und im Odenwalde gebaut, und auf der Murg, der Alb und dem Neckar auf den Rhein gebracht.

Bei Mannheim und Mainz wird alsdann eine Anzahl derselben in grössere Flöße vereinigt, und diese wieder — in den Gegenden von Koblenz und Andernach — zu einem Hauptfloß zusammengefügt.

Die Länge eines Hauptfloßes ist gewöhnlich von sieben bis neunhundert Fufs — die Breite beträgt etwa siebzig. Auf dieser ungeheuern Masse von Holz sind zwölf bis funfzehn bretterne Wohnungen zerstreut, worunter die Herrnhütte sich meist durch innere Eleganz und Bequemlichkeit auszeichnet, und das Ganze wird durch eine Menge Ruderknechte und Arbeiter belebt, deren Anzahl sich nicht selten auf neunhundert beläuft.

Die Holzarten, woraus ein solches Floß zusammengesetzt ist, sind Eichen und Tannen.

Der Boden oder Grund ist von langen Stämmen angelegt, die an den hintern Theilen, und wo sie mit einer neuen Lage zusammenstoßen, durch Bundsparren befestigt sind. Diese Bundsparren bestehen aus Murgtannen, denen man zu Flößen den Vorzug giebt, weil sie zu Tragmasten dienen, und besser

gehandhabt werden können, als die runden. Die Länge der Bundsparren bestimmt die Breite eines Floses. Sie liegen quer über den Stämmen des Bodens, und sind durch Weiden oder gedrilte junge Tannen und eiserne Klammern befestigt. *)

Ein Flos hat gewöhnlich die Länge von zehn Murgtannen oder Masten, wozu diese Stämme von den Holländern gebraucht werden. Gibt es in der Zusammenfügung noch Lücken, so werden diese mit Holz ausgefüllt.

Über dem Boden befinden sich noch zwei Lagen von Hölzern, die auf gleiche Art unter sich, und mit dem Grunde verbunden sind.

Die erste Mastlänge ist noch außer ihrer Befestigung, an beiden Enden mit starken Tauen umwunden, um dem Schiffsvolke zur Rettung zu dienen, wenn das Flos — wie es mitunter geschieht, vielleicht scheitern sollte.

Der obere Theil ist mit kleinerem Holzwerke und mit Bohlen belegt. Die Last wird nach dem Wasser berechnet, und ein Hauptflos geht gewöhnlich sechs bis acht Fufs tief.

An beiden Seiten des Hauptfloses bewegen sich kleinere Flöße, in der Kunstsprache Kniee genannt,

*) Im Murgthale giebt es verschiedene Weidendrehereien, wo junge Fichten wie Schnüre zusammengedrillt werden. Sie werden einzig zum Bau der Flöße gebraucht.

deren jeder mit jenem durch eine junge frische Eiche verbunden ist. Sie dienen dazu, dem Floß eine beliebige Richtung zu geben. Diese Kniee haben gewöhnlich eine Länge von siebenzig bis neunzig Fuß.

An dem Hauptfloße und an den Knieen sind noch kleinere und leichtere Flöße befestigt, welche man Anhänge nennt. Sie vermindern auf der einen Seite das Gefährliche des Strandens, und auf der andern Seite vermehren sie die Masse des Holzes zum Vortheil des Holzhändlers, ohne das Hauptfloß zu beschweren. Auch befinden sich bei einem solchen Floße jedesmal mehrere Nachen, davon die größern mit zahlreichen Ankern — es sind ihrer oft an hundert — und Tauen beladen sind, die kleinern aber zum Wahrschauen und zu Bestellungen, die man etwa an das Land zu machen hat, gebraucht werden.

Die Wohnungen auf einem Floße sind reinlich und bequem. Die Haupt- oder Herrnhütte ist von räumigem Umfang, und gewöhnlich durch einen Gang getheilt. Auf der einen Seite ist die Buchhalterei und das Schlafzimmer des Eigenthümers, auf der andern das Zimmer des Steuermanns und das Behältniß zu den feinern Weinen und ausgesuchtern Lebensbedürfnissen. Der Gang endigt in einen Speisesaal, vor welchem ein Gezelt ausgespannt ist, um bei jeder Witterung mit Bequemlichkeit frische

Luft athmen und sich der schönen Natur freuen zu können.

Nahe dabei steht die Küche mit einem ungeheuern kupfernen Kessel über dem Heerde, in welchem Tag und Nacht gekocht wird. Das Zeichen zum Essen wird durch einen auf eine Stange gesetzten Korb gegeben, der Steuermann ruft zugleich das Loosungswort aus, und im fröhlichen Gedränge eilen die Hunderte von Menschen herbei, und holen sich ihr Mittagsmal in hölzernen Gefäßen. Es speisen durchaus je sieben und sieben zusammen, und eine solche Abtheilung heißt ein Pack.

Die Konsumtion auf einem Floß, bis es an den Ort seiner Bestimmung gelangt, ist beträchtlich, und man rechnet sie gewöhnlich zu vier bis fünftausend Pfund Brots, achtzehn bis zwanzigtausend Pfund frischen und zehn Zentner geräucherten Fleisches, zwölftausend Pfund Käse, zehn bis funfzehn Zentner Butter, dreißig bis vierzig Malter Hülsenfrüchte, acht bis zehn Malter Salzes, fünf bis sechshundert Ohm Biers und sechs bis acht Stückfässer Weines. Das Schlachtvieh wird lebendig mitgeführt, und es sind immer auch einige Fleischer bei dem Zuge. In der That gleicht eine solche Holzinsel einer schwimmenden Kolonie, bei welcher strenge Ordnung, und unverdrossene Arbeitsamkeit herrschen.

Ein interessanter Moment ist die Abfahrt. Den

Tag vorher werden die Nachen ausgeschickt, um das Volk — nach dem Kunstausdrucke — zu wahr-schauen; Bäcker, Fleischer, Küfer, und was sonst noch den Mundvorrath zu besorgen hat, ist in voller Thätigkeit. Heiterkeit und Scherz beleben die überall vertheilten geschäftigen Gruppen.

Kaum dämmt der nächste Morgen, so begiebt sich jeder Trupp an seinen Posten — einige zu den Streichen, einer Art von Ruder, die zu beiden Seiten der hintersten Kniee angebracht sind; die Ankerknechte treten in die Nachen, und die Meisterknechte — bewaffnet mit großen Stangen, woran sich eiserne Haken befinden — ertheilen die Befehle, und halten auf Ordnung und Pünktlichkeit im Dienste. Ist nun ein jeder an seiner Stelle, so nimmt der Obermeister-Knecht eine Musterung vor, hält eine kräftige Rede an das Volk, sagt, was jeder für die Reise bis Dordrecht an Arbeitslohn neben der Kost erhalten werde, und geschieht keine Einrede, so ist der Vertrag abgeschlossen. Wer sich die Bedingungen nicht gefallen lassen will, der entfernt sich ohne weiters und kehrt über die Kommunikationsbrücke nach dem Lande zurück.

Itzt ertönt das Zeichen zur Abfahrt. Der Steuermann besteigt seinen Stuhl, es tritt eine plötzliche Stille ein — die Hüte werden abgenommen, die Hände gefaltet, und ein kurzes Gebet um glückliche

Fahrt zum Himmel geschickt. Nun giebt der Steuermann mit seinem Hut die Signale, welche von einigen Ruder knechten, die in bestimmten Entfernungen stehen, und einen wandernden Telegraf bilden, durch die Bewegung eines Stabs fortgepflanzt werden.

Die Kunst ein Floß zu steuern, ist übrigens unter der Schiffergilde nichts weniger als gemein, und vor ohngefähr vierzig Jahren war sie noch das Geheimniß eines einzigen Mannes zu Rüdesheim und seiner Söhne. Die häufigen Krümmungen des Rheines, die Wirbel und Fälle, welche durch sein oft felsiges und abschüssiges Bett gebildet werden, erschweren die Leitung einer so ungeheuern Masse, und machen sie oft gefährlich, zumal, da ein Floß — eben weil es tiefer im Wasser geht, auch ungleich schneller dahin treibt, als ein gewöhnliches Fahrzeug. Muß angelegt werden, so reißt oft der Strom die ganze Masse mit ihren hundert Ankern noch eine Strecke fort, daß die stärksten Thauere brechen, die Kniee zersplittern, und Felsenstücke von ihrer Stelle gerückt werden, bis endlich der Vordertheil ans Land treibt, und sich daselbst festlegt. Dordrecht ist der Markt für das Holz, wo es oft wieder in Schiffe geladen und nach England, Spanien und Portugall verführt wird.

Der Bau eines Floßes erfordert übrigens bedeutende Auslagen, und ist darum gewöhnlich nur das Un-

ternehmen sogenannter Flosscompagnien. Es gehört dazu ein Kapital von wenigstens dreimal hunderttausend Gulden, und blofs die Verzollung eines Flosses von Mainz bis Dordrecht wird auf fünf und dreifsigtausend Gulden berechnet.

Ob aber, bei dem zunehmenden Holzmangel in den Gegenden des Oberrheins, dieser Handel noch lange fortgesetzt werden könne, ohne auf die einzelnen Bewohner jener Provinz empfindlich zu drücken, und ob unserm Vaterlande ein wesentlicher Gewinn dadurch erwachse, möchte ich aus guten Ursachen bezweifeln. Die Noth des Augenblickes zerstört ganze Waldungen, und den baaren Gewinn erhalten die Engländer und Holländer für Zucker, Kaffee, Musseline, Spitzen, feine Leinwand, und tausend andere Bedürfnisse des Luxus mit hohen Interessen von uns zurück.

Wer diese Betrachtungen etwas weiter verfolgen will, der wird die verhängnifsvolle Katastrophe nur zu nahe erblicken, welcher unser Vaterland unaufhaltsam entgegen eilt. Der Teutsche ist endlich dahingekommen, dafs er lieber seinen Sitten und Gesetzen, seinem Namen und seiner Sprache und dem ehrenvollen Andenken seiner Väter entsagen wird, als den täglich steigenden Bedürfnissen einer — jede bessere Kraft lähmenden — Verfeinerung. Wir dünken uns grofs mit unsrer Schulweisheit, mit unsrer

Geistesbildung, die eine elende einseitige Verbildung ist, und trösten uns mit dem Trödelkram von Vielwisserei, während wir unsre Kraft in frivolen Gemüßen verschwendet haben. Und wie könnte ein Volk für seine Verfassung noch etwas wagen, wenn es nur noch durch diese und nicht mehr durch seinen eigenthümlichen Charakter zusammengehalten wird?

Ach! und wir ahnden nicht einmal die wahre Ursache, welche unsern Namen tilgen wird von der Völkertafel Europens! und nahe, nahe ist der furchtbare Augenblick, wo wir uns selbst hingeben werden einem fremden Sieger, der uns für unsre Freiheit Spielzeug darbietet, wie die Schwarzen an der afrikanischen Küste ihre Kinder vertauschen — um Glaskorallen und Spiegelscherben.



*Ansicht der sieben Berge von der Löwenburg Vue des sept Montagnes depuis le chateau
 bis Drachenfels. dit Löwenburg jusqu'a celui de Drachenfels.*

DIE SIEBEN BERGE.

Von Unkel bis zum Siebengebürg bildet der Strom ein neues Becken, und von beiden Seiten reihen sich Landschaften vom kühnsten Styl, wo das Anmuthige sich mit dem Großen und Schauerlichen mischt.

Freundliche Dörfer breiten sich auf der Ebene aus und nehmen die fruchtbaren Abhänge der mit Wein und Obstbäumen angepflanzten Höhen ein. — Hinter ihnen starren die sieben Berge furchtbar zum Himmel empor. Diese Berge ragen mit ihren Häuptern längs dem Strome hin, jeder in eigenthümlicher Ansicht und Gestalt. Ängstlich blickt das Auge an diesen ungeheuern Massen hinauf, aber bald erhebt sich der Geist mit ihnen in die Wolken, und zu dem, dessen Hand sie gründete.

Mehr noch als diese gigantischen Kolossen bewundert man den Muth der Menschen, die sich auf ihrer Spitze anbauten, und furchtlos in der Region der Blitze thronten. Noch sieht man die grauen Ruinen von Drachenfels und Löwenburg — die übrigen hat die Zeit gänzlich zerstört. Der Löwenberg ist der

höchste darunter; sein Mafs beträgt 1896 rheinische Fufs. Die Geschichte seiner Bewohner ist erloschen, so wie das Geschlecht der Burggrafen von Drachenfels, deren Rittersitz durch eine Heirath der letzten Tochter dieses Hauses an die Grafen von Bassenheim kam. Von den Trümmern der Wolkenburg ist keine Spur mehr vorhanden.

Auf dem Stromberg, wo sich ehemals Mönche angesiedelt hatten, steht eine Kapelle, zu welcher häufig fromme Pilgrimme wallen. Arme Menschen, die ihr die Mühe des Hinansteigens euch zum Verdienste rechnet, und dort oben, wo der Geist sich emporgerissen fühlt, noch einer Kapelle bedürft, um euch dem Allgegenwärtigen nahe zu denken, um anzubeten vor ihm, den der verwitterte Fels und der erstarrte Lavastrom lauter predigt, als alles, was Menschenhände hervorbrachten!

Der Reisende, dem es seine Zeit erlaubt, opfere nicht den Beschwerlichkeiten des Wegs den unendlichen Genufs, den ihm die Beobachtung und die Aussicht auf diesem Berge gewähren. In den friedlichen Wohnungen an ihrem Fusse findet man leicht einen Führer. Diese Menschen sind bieder, gastfreundlich, treuherzig und ohne lästige Neugier. Der Fremde ist in wenigen Augenblicken bei ihnen zu Hause, und er trennt sich von ihnen nach dem Aufenthalte eines Tages, wie von alten Bekannten.

Besonders lehrreich ist die Reise auf die sieben Berge für den Naturforscher, der hier, auch nach Nose und De Luc, noch eine reiche Lese findet. Die Aussicht auf der Höhe verliert sich ins Unendliche, und das Gemüth wird ergriffen von dem Schönen nach dem Fernen und Unbekannten.

Als ich aus dieser Unermesslichkeit in die engen Hütten am Fusse des Bergs zurückkehrte, deren Bewohner noch so kindlich an der Hand der Natur hin wandeln, da ward mir im Herzen, als wär ich fremd und heimathlos auf der Erde! Die Glücklichen in ihrer Beschränktheit! Sie sind da, wohin wir auf dem Wege einer mühsamen Kultur erst wollen, und wer sagt uns, wie bald wir wieder in das Haus der freundlichen Mutter zurückkehren dürfen?

O B E R W I N T E R.

Ich liefs mich jetzt nach dem linken Ufer übersetzen, wo eine neue reizende Landschaft den Wanderer einladet. Der Rhein bildet hier wieder einen neuen See — das Ufer steigt allmählig empor, und die Häuser von Oberwinter spiegeln sich in der stillen Fluth, oder liegen mahlerisch an Abhängen der Berge, die in sanfter Ründung dahinter aufschwellen.

Die Höhen sind mit Weinreben bepflanzt, die in üppiger Fülle an Geländern hinaufranken, und ihre goldnen Früchte den Sonnenstrahlen aussetzen. Hier und da wird das Einförmige dieser Laubgänge durch eine Gruppe dunkler Wallnufsbäume unterbrochen. Ein frisches Grün schmückt hier die Thäler, wo die Heerden an klaren Bächen weiden, hier wohnen Ruhe und Zufriedenheit, hier rief ich mit dem Dichter aus:

*Hier ruht der Ehrsucht Schiff am treuen Strand;
Genügsamkeit band es an Blumenküsten.
Der Vorwitz legt sein Fernrohr aus der Hand;
Besorgniß späht nicht nach der Zukunft Wüsten.*

*Die Bosheit sprüht hier nicht ihr Natterngift
Auf unbesorgter Unschuld Rosenkronen;
Gerechte Gleichheit theilt des Landmanns Trift,
Und Freiheit herrscht, wo gute Menschen wohnen.*

*Das Hohngeziß des Wütlers mengt sich nicht
In dieser Espen friedesäuselnd Wehen;
Kein Lästerkreis hält hier sein Strafgericht;
Kein Neider laurt, Gebrechen auszuspähen.*

*Die Muse wallt auf zartbehalmtm Plan;
Sie folgt dem Bach, der jene Flächen theilet
Und, gern verirrt auf sanftgewundner Bahn,
So lang er kann, in diesem Tempe weilet.*

*Aus jener Dorfskapell', in Laub verhüllt,
Klang nie das Sturmgeläut' in Schreckensnächten,
Wenn Aufruhr tobt, der tausendstimmig brüllt,
Mit Brand und Dolch in hochgeschwungner Rechten.*

*Den Wiederhall der Eppichklüfte schreckt
Kein Schlachtgeschofs; statt rauher Kriegstrommeten,
Halt hier das Horn, das früh die Hirtin weckt;
Der Tag erlischt beim Ton der Weidenflöten.*

*Hier muht die Kuh auf gelbbeblümter Au;
Dort klingeln hell der Ziegenheerde Schellen;
Das Käuzlein schnaubt im alten Ritterbau;
Und Bienen sumsen an des Gießbachs Fällen.*

*Dort flüstern Silberpappeln sanft umweht,
Die grün und weiß die Blätter wechselnd regen;
Das Mühlenrad, das trägt die Schaufeln dreht,
Klappt langsam fort mit gleichgemessnen Schlägen.*

*Im Dickicht schallt der Drossel Waldgesang;
Das Heupferd zirpt auf frischgemähter Weide;
Am Hügel klirrt gewetzter Sensen Klang,
Und fern verhallt das dumpfe Stadtgeläute.*

*O selig, wer, nach freier Herzenswahl,
In diesem Grund sich heimisch siedeln konnte!
Wie dort Petrarch im felsumragten Thal;
Wie Xenophon im ländlichen Scillonte.*

*Wer lang bereut, daß er es nicht versucht
 Sich in das Gleifs des Wellings zu gewöhnen,
 Der eil', entflohn dem Sturm, in dieser Bucht,
 Der Meinung nicht, nur der Natur zu fröhnen:*

*Hier darf ein Herz, das man schon oft verrieth,
 Noch eine Welt sich träumen, frei von Bösen;
 Die Liebe, die des Schicksals Härte schied,
 Sucht hier den Gram in Thränen aufzulösen.*

ROLANDSECK.

Ich liefs meinen Schiffer im Gasthause zu Oberwinter bei der Flasche sitzen, und machte einen Spatziergang durch den schattigten Grund hin, gegen Rolandseck. Der Rhein bespült hier zwei friedliche Eilande; auf dem größern — einer blühenden Aue von ohngefähr 160 Morgen — Rolandswerder genannt, steht ein schönes Nonnenkloster in einem Kranze von Fruchtbäumen. Dem Kloster gegenüber beugt sich ein dunkler Schieferfels über den Strom, auf dessen Rücken die Trümmer von Rolandseck einsam emporragen. Noch stehen einzelne Mauern mit ihren hohen Fensterbögen, aus denen der Hol-



Ansicht von Sonnenwerth.

Pue de Sonnenwerth.

lunder hervorgrünt, und die Birke, deren Äste melancholisch im Winde zittern.

Nicht weit vom Fusse des Berges lagert' ich mich unter einer alten Ulme, und meine Fantasie spielte mit den Bildern der Vergangenheit, welche die romantische Umgebung hervorrief. — Ein Greis von ehrwürdigem Ansehen gesellte sich zu mir. Er war ins Freie gegangen, um sich zu sonnen, und gesprächig, wie das Alter zu seyn pflegt, wufste er bald eine Unterredung mit mir anzuknüpfen, in welcher er mir die Geschichte der Entstehung von Rolands-eck erzählte, wie sie sich in der Sage unter den Bewohnern der Gegend erhalten hat. Ich theile sie hier meinen Lesern mit.

Roland, ein Neffe Karls des Großen, kam einst durch Zufall auf die Burg Drachenfels, und suchte dort ein Nachtlager. Der Burgherr empfing ihn mit treuherziger Gastfreundschaft, wie es in der schönen Sitte jener Zeit war. Die Tochter des Hauses, ein schönes junges Mädchen, aus dessen Augen Sanftmuth und Unschuld sprach, trug Wein und Brot auf, und reichte dem Fremden den gefüllten Becher dar. Rolands Herz war verloren im ersten Augenblicke, und er kannte kein Glück mehr, als in der Liebe dieses Mädchens. Des andern Morgens beim Abschied fragte ihn der Burgherr nach seinem Namen. Roland sagte ihm mit Erröthen, als schäunte er sich

seines Namens, denn sein Biedersinn und seine Tapferkeit waren in den Liedern des Volkes. Der alte Ritter war gar hoch erfreut, einen solchen Gast bewirthe zu haben, und bat ihm, noch einen Tag bei ihm zuzubringen. Die sittsame Hildegart sprach nichts; aber ihre Stellung und ihr freundlicher Blick waren eine herzliche Einladung. Roland blieb gerne, und es gab auch Gelegenheit, von seiner Liebe zu reden. Im Schloßgarten fand er die holde Jungfrau unter einem Apfelbaume sitzen, dessen Blüten auf ihre goldnen Locken herabregneten. Einige Vögel hüpfen sorglos um sie her, und scheuten ihre Gegenwart nicht. Der Ritter näherte sich ihr furchtsamer, als wenn ihm feindliche Waffen ins Auge geblinkt hätten, und suchte ein Gespräch einzuleiten; als es aber damit nicht gehen wollte, und die Rosen auf den Wangen des Mädchens ihm schon etwas von ihrem Herzen verriethen, so gestand er ihr seine Empfindung — edel, ohne viele Worte. Hildegart stand vor ihm mit gesenktem Blick und hochklopfendem Busen — er faßte ihre Hand und hauchte einen Kufs auf ihre Wange, keusch und heilig, wie die erste Liebe schuldloser Herzen. Der Bund war geschlossen ohne Schwur und Gelübde, aber fester, als für das vergängliche Leben nur.

Der Ritter mußte sich nun trennen, der Abschied war stumm und feierlich, wie der letzte Blick auf

das Grab des Freundes. Hildegart konnte nicht weinen, ihr Busen war beklemmt, Nacht lag vor ihren Blicken. — Aber als sie nun vom hohen Söller noch den weissen Federbusch des Dahineilenden sah, und er itzt ihrem Auge entschwand, da flossen ihre Thränen ungetrocknet in den keuschen Busen herab. Eine traurige Ahndung nahm die Heiterkeit ihres Gemüths hinweg auf immer.

Ein Schleier soll mich bedecken, bis er mich zum Altare führt, sagte sie, und verhüllte ihr Antlitz, und warf sich vor dem Bilde des Gekreuzigten in der Schloßkapelle nieder.

Erhalt ihn, Vater im Himmel, wenn er aber nicht wiederkehrt, wenn ein andres Loos ihm gefallen ist, dann sey es mir ein Zeichen, dafs ich zur Trauer bestimmt bin und zur Einsamkeit, dann will ich in ein Kloster gehen, und beten für ihn und beten für mich, damit wir uns einst lieben dürfen.

Diefs war ihr Gebet; die Heiterkeit kam nicht wieder in ihre Seele, aber Ruhe und Ergebung. Sie hatte Muth zu dulden und zu entsagen, und sie bedurfte dessen.

Die Burg ihres Vaters wurde in einer Fehde mit seinen Nachbarn belagert. Sie hoffte, Roland würde Kunde davon erhalten, und kommen und sie retten. Aber er kam nicht. Sie schickte heimlich einen Boten an ihn ab, und dieser kehrte wieder mit der

frohen Nachricht, er seye mit einem Heerhaufen im Anzuge, ihrem Vater beizustehen.

Roland näherte sich auch schon des andern Tages der Burg mit einem starken Trupp von Fußknechten und Reutern. Muthig brach er in die unbesorgten Reihen der Belagerer, und sandte Schrecken und Tod unter sie. Der alte Drachenfels machte zugleich einen Ausfall von seiner Burg — die Nacht sank herab über dem Gefecht, Freunde und Feinde vermischten sich im wilden Getümmel, und Hildegartens Vater fiel unter den Streichen von Rolands mächtigem Arm. Zu spät bemerkte er den schrecklichen Irrthum aus dem Zuruf der andringenden Schloßbewohner. Die Feinde flohen von allen Seiten — Roland stand als Sieger da, aber vor ihm lag der Vater seiner Hildegart, von seinem Schwert getödet, die greisen Locken gefärbt mit Blut. Jener stand noch unbeweglich, und das Herz voll Grimm gegen die Fügung des Verhängnisses. Da wankte seine Geliebte herzu beim Licht einer Fackel. Sie starrte ihren Vater an, knietete vor dem Leichnam nieder, legte die Linke auf das Herz, das nicht mehr schlug, und faßte mit der Rechten die kalte Hand des Ritters.

Du hast keinen Mord begangen, sagte sie, aber wir müssen uns trennen. Er würde dir vergeben, sein Geist vergiebt dir in diesem Augenblicke, ich

fühl's, denn du kamst ja zu seiner Rettung, aber sein Blut klebt doch an deiner Hand, und ich darf die meinige nicht hineinlegen. Zum Scheiden darf ich dir sie bieten. Unsre Liebe ist in Trauer aufgelöst, so wollte es der Himmel, und es muß gut seyn, weil er es will, wenn auch unsre Herzen darüber brechen. Ich will itzt meinen Vater begraben, und dann in das Kloster der Rheininsel gehen. Hast du den Muth, mich für ein besseres Leben zu lieben, so sehen wir uns dort wieder.

Roland fühlte das Zarte und die hohe Kraft in dem himmlischen Gemüthe des Mädchens. Es ist die grösste Stunde meines Lebens, sagte er, aber du hast Recht, wir müssen uns für die Paar Jahre trennen, die man das Leben nennt. Die Vorsicht will die Reinheit unserer Liebe prüfen, und wir werden in der Prüfung bestehen.

Sie schieden, wie noch nie Liebende geschieden sind. Hildegart nahm den Schleier in dem Kloster auf der Rheininsel, und Roland baute sich auf dem Schieferberge gegenüber ein Schloß. Hier stand er Tagelang am Fenster, und sah auf das Kloster hinab. Früh, wenn die Glocke zur Mette rief, horchte er dem Chorgesange, und währte die Stimme seiner Hildegart zu erkennen. Spät in der Nacht, wenn er noch ein einsames Licht im Kloster flimmern sah,

so rief er, das ist die Zelle des Engels, der für mich betet.

Nach zwei Jahren schaute er, an einem trüben Herbstmorgen, herab, wie gewöhnlich, und sah auf dem Kirchhofe des Klosters ein Grab aufwerfen. Ein ängstliches Vorgefühl durchschauerte ihn — er schickte einen Boten in das Kloster, und erfuhr, daß seine Hildegart gestorben sei. — Er sah sie einsenken in das finstre Grab, und hörte das traurige Requiem singen, den schauerlichen Abschied der Lebenden von den Todten. Er sah noch im nächsten Frühlinge die ersten Blumen auf dem dunkeln Hügel hervorblühen. Im zweiten Lenze blühten sie schon auf dem seinigen.

G O D E S B E R G.

Wenn man den Kanal verlassen hat, den die beiden Rheininseln bei der Burg Rolandseck bilden, so versäume man ja nicht, einen Blick auf die sieben Berge zurückzuwerfen. In neuer Gestalt treten sie hier, wie der Pelion auf den Ossa gethürmt, hervor, und ihr ernster, düstrer Ton macht einen kecken aber wirkungsvollen Kontrast mit den hei-

tern Umgebungen von Königswinter, welches im Vorgrunde daliegt, und sich an einen sonnigen Weinhügel lehnt. —

Hier endigt das Rheinthal, welches bei Bingen anfängt, die Berge weichen nun zu beiden Seiten in tiefere Entfernungen zurück, der Strom breitet sich aus auf der lachenden Ebene, und nimmt seinen Weg an volkreichen Städten vorbei.

Zur Rechten zeigen sich itzt den Schiffenden die Dörfer Dollendorf und Kassel, hinter welchen sich, auf einem Berghügel, die Abtei Siegburg erhebt; links breiten sich Ronsdorf, Mehlem, und Plittersdorf aus, und zwischen schönen Landsitzen graut der Godesberg mit seinem alten Kastell.

Diese Ruine ist eine der merkwürdigsten längs dem Rheine hin, und wahrscheinlich noch römischen Ursprungs. Hier stand die, vom Tacitus erwähnte *ara Ubiorum*, und als die Ubier zum Christenthum übergingen, verwandelten sie den Tempel in eine Kirche, und setzten an die Stelle des Mercur den Erzengel Michael.

Bischoff Theodorich von Köln baute zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts das zerstörte Kastell wieder auf, welches in dem Kriege, den die Heirath des Bischoffs Gebhard mit der schönen Agnes von Mansfeld veranlafste, eine hartnäckige Belagerung aushielt, und endlich durch Minen gesprengt wurde.

Diese Ruinen gewähren eine der reichsten Ausichten. Jenseits das himmelanstrebende Siebengebürg, friedliche Dörfer und lachende Villen — diesseits Städte und Klöster, und eine endlose Ferne, in welcher sich der blinkende Rheinstrom verliert. Des Mannigfaltigen ist nur zu viel, und das Auge findet keinen Ruhepunkt.

Von dem Godesberg haben sich unter dem Volke verschiedene wunderbare Sagen erhalten. In alten Zeiten soll hier ein fremder König mit einem mächtigen Heere gestanden haben. Er war mit den bösen Geistern im Bunde, denen er auf dem Berg einen Tempel weihte, und Menschenopfer schlachtete. Durch ihre Macht herrschte er und sein Geschlecht, bis christliche Priester in die Gegend kamen, und dem Reich der Dämonen ein Ende machten.

Man sieht, wie hier der Aberglaube die alte Geschichte verunstaltet hat. Unter diesem Könige, welchem unsichtbare Mächte zu Gebot standen, ist wahrscheinlich der weise und tapfere Julian zu verstehen, dem die christlichen Geschichtschreiber den Namen des Abtrünnigen beilegen, und der an dieser Stelle mit seinen Legionen lagerte. *)

*) Kögelchens blühendes und trefflich eingerichtetes Erziehungs-institut (vorzüglich für junge Kaufleute) verdient die Aufmerksamkeit eines jeden, der sich für die Kultur der Nation interessirt.



Vue de Bonn.

Ansicht von Bonn.

Nahe bei den Ruinen von Godesberg liegt die Draitscher Heilquelle, deren Wasser viel empfehlenswürdiges hat. Zur Bequemlichkeit der Kurgäste ist schon unter der vorigen Regierung ein schönes Gebäude aufgeführt worden, und die Gegend selbst besitzt so viel Einladendes, dafs man immer einige Wochen mit Gewinn für Gesundheit und Heiterkeit des Gemüths hier zubringen kann.

B O N N .

Mit den drei ehemaligen geistlichen Residenzen am Rheine — Mainz, Koblenz und Bonn — läfst sich, in Absicht auf die herrliche Lage, schwerlich eine andere in Teutschland vergleichen. Prachtvoll breitet sich Bonn — mit dem hervorstehenden Schlosse — in der fruchtbaren Rheinebene aus, und die vielen Thürme seiner Kirchen und Klöster geben ihm den Schein einer Gröfse, die es nicht wirklich hat.

Schon Drusus der Germaniker errichtete hier eine Brücke und ein Kastell, welches von Kaiser Julian erweitert ward. Ihren Namen erhielt die Stadt wahrscheinlich von der hier gelagerten römischen Legion *Bona*. Sie erfuhr nicht selten die Launen

des Schicksals, wie denn ein großer Theil derselben in dem blutigen Kriege, den die reizende Agnes von Mansfeld erregte, ein Raub der Flammen wurde. Später brannte das Schloß noch zweimal durch Zufall ab, und wurde von dem letzten Churfürsten zum Theil wieder hergestellt.

Die Stadt ist nicht sehr volkreich, und mag kaum zwölftausend Einwohner zählen. Ihre Haupterwerbsquellen waren der Hof, die Dikasterien und die Universität. Frankreich konnte ihr diesen Verlust bis jetzt nicht ersetzen, und der äußerst nachtheilige und — nach einseitiger flüchtiger Beobachtung — leichtsinnig hingeworfene Bericht des Archivars Camus über die vier Rheindepartementer mag wohl auch beigetragen haben, bei der gegenwärtigen Regierung einige Abneigung gegen die in mancher Hinsicht achtungswürdigen Bewohner dieser Gegend hervorzubringen.

Unter den öffentlichen Gebäuden in Bonn zeichnet sich besonders das ehemalige Residenzschloß aus. Seine Hauptfasade geht nach der reizenden Rheinseite, und hat links den belebten Strom mit dem Siebengebürge, rechts die Höhen um Poppelsdorf und die Ruinen von Godesberg zur Ansicht. An Erdgeschosse hin läuft eine heitre Terrasse mit Alleen und springenden Quellen. Das Schloß wurde vor einiger Zeit zum Wohnsitze für Lucian Bonaparte eingerichtet, und zeigt jetzt weit mehr Pracht

in seinem Innern, als unter dem letzten Churfürsten, der in seiner Wohnung, wie in Sitten und Lebensweise, die größte Einfachheit liebte. In einigen Sälen waren ehemals eine ausgesuchte Naturaliensammlung und die kostbare und trefflich eingerichtete Bibliothek aufgestellt. Beide sind zerstreut worden.

Unter dem ehemaligen Akademiesaal, worin die Konzerte gegeben wurden, befindet sich das Theater, einem Kellergewölbe ähnlicher, als einem Tempel der Musen. Orchester und Oper waren bei dem vormaligen Hofe recht gut besetzt, wie denn überhaupt in diesen Gegenden der Geschmack für Musik weit gebildeter ist, als für andere schöne Künste.

Bonn zählt eine Menge Kirchen und sieben Klöster, die aber, bis auf die französischen Nonnen, welche den Unterricht der weiblichen Jugend besorgen, eingegangen sind.

Die Archidiakonalkirche wurde, der Sage nach, schon im Jahr 316 von der heiligen Helena, der Mutter Kaiser Constantin's, erbaut, und zwar zum Andenken zweier Märtyrer von der thebaischen Legion, deren Gebeine hier beigesetzt seyn sollen. Schade, daß die kostbaren Antiken, womit ihre Särge, gleich jenen der heiligen drei Könige in Köln, geschmückt waren, in dem Plünderungskriege des Bischoffs Gebhard geraubt und verschleudert wurden!

In dieser Kirche sieht man noch eine herrliche Statue von Bronze, die Stifterin vorstellend, welche knieend ein Kreuz umfaßt, und zu demselben aufblickt. Formen und Ausdruck sind edel, und nähern sich dem einfachen großen Styl der Antike. —

Diese Kirche hat einen geräumigen Vorhof, den einige Reihen schöner Linden beschatten. Hier steht das alte Wappen der Stadt, einen Leoparden und eine Löwin im Augenblicke der Begattung vorstellend. Auf diesem Platze wurden in alten Zeiten die Herren- gedinge oder öffentlichen Gerichte gehalten, und den versammelten Bürgern jährlich ihre Gesetzkunde — unter dem Namen des Schöffenweisthums — abgelesen.

Die Pfarrkirche zum heiligen Remigius verräth römische Art und Kunst, und wurde wahrscheinlich unter dem Frankenkönig Klodowig in einen christlichen Tempel verwandelt. Das schöne Altarblatt stellt diesen König vor, wie er von dem Bischoff Remigius die Taufe empfängt. Es ist von Johann Spielberger gemahlt, und macht seinem Pinsel Ehre.

Auch die Pfarrkirche zum heiligen Martin — eine schöne Rotunde, ohne Thurm — ist offenbar vorchristlichen Ursprungs.

Das Universitäts-Gebäude gehörte vormals den Jesuiten, und dient jetzt den Lehrern der Central- schule zur Wohnung.

Die hiesige musterhafte Lesegesellschaft, unter deren Stifter der unglückliche und von seinen Zeitgenossen viel zu hart gerichtete Enlog Schneider *) gehörte, hat sich mitten unter den Stürmen des Revolutionskriegs erhalten.

Die öffentlichen Plätze dieser Stadt sind klein und ohne Kunstverschönerungen. Der angenehmste darunter ist der sogenannte alte Zoll, ein hohes Vorwerk am Rheine, wo man die freie Umsicht über den Fluß hin in die weite, reiche Gegend bis zum Siebengebirge hat.

Vor den Thoren der Stadt liegen mehrere freundliche Spaziergänge. Gleich bei der Anfahrt, und der Stadt ganz nahe, erhebt sich eine breite Terrasse, *vinea domini* genannt, wo unter wilden Kastanienbäumen ein Sommerhaus, in der Form eines Achteckes, aufgebaut ist. Im Fußboden des geräumigen Saals ist ein runder Tisch versteckt, der durch

*) Schneider war bei weitem nicht der blutdürstende Schreckensmann, zu welchem ihn der politisch religiöse Fanatismus katholischer Elsässer stempelte. Als ihm die Stelle eines öffentlichen Anklägers in Straßburg angeboten wurde, so sagte er zu seinen Freunden: Ich bin verloren, wenn ich sie annehme, aber ich muß es. Kömmt ein Franzose dazu, so fallen die Köpfe zu tausenden. — Sein Terroismus lag nur in seinen Formen, die er wohl affigiren mußte, um seines eigenen Heils willen. Unter ohngefähr zwanzig Personen, welche auf seine Anklage hingerichtet wurden, war keine, die — nach den damaligen Gesetzen — nicht den Tod verdient gehabt hätte.

ein Druckwerk in die unter dem Saal angebrachte Küche versendet wird, und sich, wie in einer Feenwohnung, mit Speise und Wein besetzt, schnell wieder in den Kreis der umsitzenden Gäste heraufhebt.

Ein Gang von Linden und Pappelweiden führt nach der ohngefähr eine Viertelstunde von Bonn entlegenen Baumschule, einem Gehölze von den mannigfaltigsten Baumarten, wo man die schöne Jahreszeit hindurch Wein, Kaffee, Mineralwasser, Milch und andere Erfrischungen findet. Dieses Gehölz ist an arbeitsfreien Tagen sehr besucht, und es gewährt dem lustwandelnden Fremden ein eigenes Vergnügen, die Gruppen froher, meist wohlgebildeter Menschen aus allen Ständen, ohne Zwang und ohne Ausgelassenheit, sich dem Genusse sparsamer glücklicher Stunden überlassen zu sehen.

Eine zweite Allee zieht sich vom Bonner Schlossgarten zu dem Lustsitze Poppelsdorf oder Kleinensruhe. Er steht jetzt verödet, und trauriges Schweigen herrscht in den verwilderten Laubgängen und Gebüschchen, die sich um das Schloß herreihen. Etwas abwärts liegt der Flecken Poppelsdorf, und hinter demselben erhebt sich der Kreuzberg, mit den Dächern und Thürmen eines verlassenem Klosters, dessen Bewohner vom Orden der Serviten — neben ihren frommen Übungen — auch Wein-

schank hatten. In der schönen Klosterkirche sieht man eine prächtige Treppe von italienischem Marmor, deren Stufen ehemals mit Reliquien ausgelegt waren. Der fromme Pilger durfte daher diese Treppe auch nicht mit den Füßen, sondern er mußte sie mit den Knien besteigen; für dieses Ungemach trug er aber auch einen vollgültigen Ablass davon.

Ich gesteh' es gerne, um der herrlichen Aussicht willen, welche man von diesem Berge genießt, würde ich mir den Kniegang auf der Marmortreppe gleichwohl gefallen lassen. Es ist hier in der weitesten Umgebung ein Reichthum von Naturszenen ausgestreut, der täglich zu einem neuen Genusse einladet. Jedes Dorf; jeder Meierhof bildet eine Landschaft von eigenem Charakter. Furchtbar liegen die Siebenberge da, in der dunkeln Ferne, immer einer kühner über den andern hervorragend, und werfen düstre Schlagschatten auf die nahe Ebene und den breiten Strom. Überall herrscht Leben und Fülle und Gedeihen, denn das Land umher ist äußerst fruchtbar, und mitunter auch durch reiche Gartenanlagen verschönert.

Die Erinnerung an diese Gegend, wo ich einen harmlosen Frühling, im Genusse der schönen Natur, hinbrachte, umschwebt mich noch oft, wie ein freundlicher Traum, und erregt mir das Herz zur stillen Schwärmuth. Jene lachenden Auen, wo das

Glück wohnte, das die Arbeitsamkeit gewährt, jene schattigten Thäler, wo die Betrachtung sich oft hinlockte, jene fruchtbaren Höhen, von deren Gipfel sich Auge und Geist in die weite Landschaft verlor — ach, sie waren seitdem der Schauplatz eines Kriegs, in welchem Nationen untergingen, und ihre Namen erloschen. Doch hat die furchtbare Umwandlung den Charakter der Bewohner nicht verschlimmert. Der milde Himmel und ihr heiteres Gemüth bewahrt sie vor Mißmuth und unnännlichem Zagen, Geist und Körper siechen noch nicht bei diesem Volke; aber leider, gilt überall von uns, was Horaz von seinen Zeiten sagt, daß jedes Geschlecht ein entarteteres hervorbringe!

B R U E L.

Das Städtchen Bruel mit seinem Schlosse, welches seitwärts zwischen Bonn und Köln liegt, verdient den Besuch des Reisenden sowohl wegen seiner reizenden Lage, als wegen seiner Geschichte. Wahrscheinlich verdankt Bruel seine erste Entstehung ebenfalls den Römern. In den Fehdezeiten des Mittelalters stand hier ein festes Schloß, wohin sich gewöhnlich die Bischöffe von Köln zur Zeit der Ge-

Am 1. d. d. 1811

fahr flüchteten. Der berüchtigte Churfürst Gebhard Truchsefs hatte die Niederlage seines Raubs in diesem Schlosse, und der nicht minder bekannte Cardinal Mazarin fand hier — nach seiner Verbannung aus Frankreich — eine Freistätte. Jetzt steht an der Stelle des alten Kastells ein glänzender Pallast, der vom Kaiser Napoleon zum Hauptsitze der vierten Kohorte der Ehrenlegion bestimmt ist. Seine Lage an dem freundlichen Vorgebürge, welches sich von Bonn landeinwärts zieht, ist höchst anmuthig — die Gegend umher fruchtbar, abwechselnd, heiter. Das Innere des Schlosses ist geschmackvoll, und alles unverletzt erhalten. Eine schöne Treppe windet sich durch die Vorhalle, deren Kuppel von Anducci und Carnioli trefflich gemahlt ist. Auch die Plafonds verschiedener Zimmer sind durch den Pinsel dieser Künstler würdig geschmückt. Ringsum ziehen sich Gänge von alten Linden, die sich abwärts um einen hellen kleinen See reihen. Zur Seite liegt ein Thiergarten, wo Hirsche weiden, und junge Rehe scheulos um ihre Mütter spielen.

In der Nähe von Bruel sieht man noch verschiedene geschmackvolle Landhäuser und reizende Garten-Anlagen.

KLOSTER SIEGBURG.

Zwo Stunden von Bonn, am jenseitigen Rhein-
ufer, liegt auf einem Bergkegel, der aus der weiten
Ebene einzeln emporsteigt, die vormalige adeliche
Abtei Siegburg, ein weites, schönes Gebäude, mit
einer prächtigen Kirche.

In frühern Zeiten stand hier eine Veste, welche
aber im eilften Jahrhundert durch den kölnischen
Erzbischoff Hanno, aus dem Geschlechte der Gra-
fen von Sonnenberg, in ein Benediktinerkloster um-
gewandelt wurde. Die kleine in der Kirche ange-
brachte Kapelle verdient den Besuch des Kunstfreun-
des. Er wird hier durch den Anblick einiger vor-
züglichen alten Kameen überrascht, womit die Reli-
quien verschiedener Märtyrer aus der Thebaischen
Legion sonderbar genug ausgeschmückt sind.

Der Berg ist zum Theil mit Weinreben bepflanzt,
und gewährt von allen Seiten hin eine höchst er-
freuliche Aussicht. Der Rhein kömmt vom dunkeln
Siebengebürge her, und zeigt sich in seinem schim-
mernden Laufe bis unter die Mauern von Köln.
Fröhliche Auen breiten sich zu beiden Seiten des



*Ansicht von Köln.
 Kupfer von A. B. Neufelde von dem Jahre 1802.*

Ansicht von Cöln.

Stroms aus, wo Dörfer sich in Haine von Fruchtbäumen verstecken, und silberne Waldbäche aus dem frischen Grün der Wiesenthäler hervorblinken. Städte und Landhäuser spiegeln sich in dem Flusse, der von schwimmenden Kähnen und Jachten belebt wird. Mit den kühnen und mahlerischen Landschaften des Rheingaaues bildet diese Gegend einen angenehmen Kontrast — hier herrscht das Mannigfaltige und Heitre, der Fleiß der Menschen ist hier überall im Bunde mit der Natur, die seinen Bemühungen liebevoll entgegen kömmt.

K Ö L N .

Ich fuhr Nachmittags von Bonn abwärts, der alten *Colonia Agrippina* entgegen. Zur Rechten hatt' ich die kleine Häuserreihe von Peuel, und die beiden Damenstifter Schwarzheindorf und Villich, jenes vom Erzbischoff Arnold von Weda im zwölften, dieses von einem Grafen von Geldern im zehnten Jahrhundert errichtet. In dieser Gegend stand die in der Kriegsgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts berühmte Schanze, die Pfaffenmütze, welche von den Holländern im Jahr 1620 aufgeführt und nachher von den Spaniern erobert wurde.

Bei Villich ergießt sich die Sieg in den Rhein, die auf dem Westerwalde entspringt, oft, durch Bergfluthen angeschwellt, ein neues Bett sucht, und auch ihre alte Mündung verändert hat. Sie führt köstliche Lachsforellen von dreißig bis vierzig Pfund.

Die Menge der in den Rhein einströmenden Bäche und Flüsse gewährt dem Reisenden, besonders in dieser, schon mehr verfläichten Gegend, ein angenehmes Schauspiel. Man sieht sie von fernen Bergen durch fruchtbare Ebenen sich herschlängeln, die wankenden Schatten der Bäume, die ihre Arme über dem Ufer ausbreiten, und die einfallenden Lichter spielen magisch auf der bewegten Fläche; erfrischende Kühle und Wohlgerüche unathmen den Wanderer, er fühlt einen hohen Frieden in sich und um sich, bis denn mitunter die einfache Melodie einer ländlichen Romanze aus einem nahen Gebüsch ertönt, und sein Herz mit stillem Sehnen erfüllt.

Die Ufer des Rheines erhöhen sich hier zu beiden Seiten, und der Fluß nimmt die Gestalt eines Kanals an. Zur Linken blicken die Dörfer Herschel, Udorf, Urfeld und Widdig aus der einförmigen Niederung hervor, zur Rechten ziehen sich Weingärten und Wiesen bis nach Rhed und Niederkassel hin. Die Fantasie erhält hier keine Nahrung, aber sie findet Muße, um die gefälligen Bilder der erst entschwundenen Gegend zu ordnen und neu zu beleben.

Zwischen Ober- und Unterweslingen und Godorf macht der Fluß eine mächtige Krümmung zur Rechten, und bildet einen ungeheuern Winkel, der mit dem Schlosse Bensberg, im Herzogthum Berg, mahlerisch schließt.

Wie man sich der Stadt Köln nähert, wird das Land zur einförmigen Ebne. Einzelne Dörfer liegen noch links und rechts, aber ohne mahlerische Umgebungen, und nur das Kolorit eines niederländischen Pinsels könnte sie dem Auge in der Nachbildung gefällig machen.

Wenn man an das zur Rechten liegende Dorf Poll kömmt, zeigt sich Köln, wie eine mächtige Seestadt, in einem überraschenden Anblick. Der Fluß bildet an ihren Mauern einen herrlichen Busen, aus welchem zahllose Masten emporsteigen. Die Stadt selbst, von weitem Umfang, mit ihren drei und achtzig Thürmen und vielen Klöstern, täuscht durch eine hohe Erwartung. Aber das Bild der Größe verschwindet, wenn man nun durch das düstre Thor in die melancholischen, menschenleeren Gassen eintritt. Auch fällt es dem Reisenden sonderbar auf, in der Gesichtsbildung der Kölner noch die Abkömmlinge einer römischen Pflanzstadt zu bemerken. Bekanntlich schickte Agrippina, die Mutter des Nero, welche während der Feldzüge ihres Vaters Germanikus in Köln geboren ward, eine Kolonie ihrer

Landsleute hieher, und der italienische Typus hat sich denn auch größtentheils bis auf unsre Zeiten in den Formen beider Geschlechter erhalten.

Es ist ein niederschlagendes Gefühl, wenn man an diesem Ort das Ehemals mit Jetzt vergleicht. Im Mittelalter zählte die Stadt dreißigtausend wehrhafte Männer, gegenwärtig kaum vierzigtausend Seelen. Damals blühte sie durch Handel und Kunstfleiß, zu welchen sich auch bald Künste und Wissenschaften gesellten. Köln war eine Hauptstütze der Hansee, und von ihren ungeheuren Reichthümern zeugen die elf Stifter und acht und funfzig Klöster, die neunzehn Pfarrkirchen und neun und vierzig Kapellen, welche ihre Entstehung größtentheils dem Golde und dem frommen Sinn der Einwohner zu danken hatten.

Die gegenwärtige Verödung der Stadt ist ein furchtbares Dokument in der Geschichte des Aberglaubens. Auf den verhängnißvollen Bartholomäus-tag wurden — in funfzehnten Jahrhundert — alle Juden aus ihren Mauern verbannt. Zu einer andern Zeit verbrannte die Obrigkeit — bei einem Aufstande der Wollenweber — siebzebntausend Webstühle, und diese nützlichen Bürger wanderten in die benachbarten Städte Aachen, Verviers u. s. w. aus. Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts verjagte der rechtgläubige Magistrat, auf Einflüsterungen der Mönche,

sämmtliche Protestanten. Vierzehnhundert Wohnungen wurden durch diese scheusliche Inquisitionsacte leer; aber bald blühten Mühlheim, Düsseldorf, Elberfeld, Crefeld, Solingen, und andere Städte durch den Kunstfleiß dieser Geächteten auf — ein schreiendes Zeugniß über den Unsinn der Machthaber in Köln, aber für sie ein Beispiel ohne Frucht.

Die Zeit hat Wahrheit und Vernunft wieder in ihre Rechte eingesetzt. Im Jahr 1797 beschloß die damalige Municipalität, den Protestanten freie Religionsübung und Bürgerrecht anzubieten. Doch wird diese Stadt noch lange die traurigen Spuren fanatischer Verheerung an sich tragen. Mehr als ein Viertel derselben wird gegenwärtig als Acker und Gartenfeld benützt. Vor der französischen Besitznahme belief sich die Zahl der hiesigen Bettler auf ohngefähr zwölftausend. Sie hatten ihre bestimmten Plätze vor den Kirchen und Kapellen, welche als Familieneigenthum betrachtet wurden, und von den Ältern auf die Kinder vererbten. Vor den Pforten der zahllosen Klöster fanden sie ihr Mittagsbrot. Aber die Klöster sind aufgehoben, und diese zwölftausend Menschen — leben nun großentheils vom Schleichhandel, der hier ohne Scheu und öffentlich getrieben wird. Nicht selten giebt es blutige Fehden zwischen den Zollbedienten und diesen rüstigen Bettlern, wobei man denn oft Todte auf beiden Seiten

zählt. Eine solche Menschenmasse in einer wenig bevölkerten aber stark von Fremden besuchten Handelsstadt, ohne Eigenthum und ohne Achtung für dasselbe, herabgewürdigt durch Müßiggang und Bethelei, bekannt mit allen Kunstgriffen und Ränken des Gaunerlebens, kann früh oder spät eine schreckliche Katastrophe herbeiführen, wenn die Regierung nicht durch kräftige Mafsregeln das Übel mit der Wurzel zu heben sucht.

Köln hat einige wenige heitre Strafsen und ein paar öffentliche, mit Bäumen besetzte Plätze, die sich aber in den traurigen Umgebungen unangenehm verlieren.

Unter den Kirchen verdient der Dom den ersten Besuch. Auch unvollendet, wie er dasteht, ist er eines der schönsten Denkmäler deutscher Kunst, deren Charakter sich in Kraft und Gröfse ausspricht. Konrad von Hochsteden legte im Jahr 1248 den Grundstein zu diesem Tempel, und am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wurde noch daran gebaut. Hundert Säulen von ungeheurem Umfang stützen — in vierfacher Reihe — das kühn gewölbte Schiff; das Auge verliert sich in dem unendlichen Raume, der Geist fühlt sich im Anfange niedergedrückt, und erhebt sich erst wieder mit dem Gedanken, dafs dieses Riesenwerk von Menschenhand gegründet sei. Das Helldunkel, welches in der Kirche herrscht,

wiegt das Gemüth in jene Schwerimuth, welche der Andacht so nahe verwandt ist, und in der Fantasie erwachen die Bilder des Übersinnlichen, die Vorstellungen von Gott, Ewigkeit und Erlösung.

Der Hochaltar, aus einem schwarzen Marmorblock gehauen, hat die angemessene Simplicität, welche an den römischen Werken dieser Art so sehr gefällt. Auf den zwei Seiten sitzen — von einem geübten Meisel gearbeitet — Maria und Petrus.

Hinter diesem Altar ist die berühmte Kapelle der heiligen drei Könige, ebenfalls aus schwarzem Marmor gebaut. Kaiser Friedrich der erste nahm die angeblichen Gebeine der drei biblischen Magier von Mailand weg, als er diese Stadt zerstören, und den Boden, worauf sie gestanden, pflügen liefs, und schenkte sie dem kölnischen Erzbischoffe Reinold, welcher sein Begleiter auf jenem Zuge war. Inzwischen zeigen die Mailänder, eifersüchtig auf einen solchen Schatz, dieselben Reliquien ebenfalls noch immer vor, und mögen wohl eben so gute Gründe haben, ihre Ächtheit zu beweisen, als die Kölner.

Was aber diese kirchliche Seltenheit hier jedem Reisenden interessant machen muß, das ist die Pracht des Sargs, worin die Gebeine aufbewahrt werden. Das an den Seiten umherlaufende gothische Bildwerk

ist wunderschön gearbeitet, und während die müßige Schaulust sich an dem Schimmer der drei goldenen mit Diamanten reich geschmückten Königskronen ergötzt, wird der Kunstfreund auf das angenehmste überrascht durch den Anblick von zweihundert sechs und zwanzig antiken geschnittenen Steinen, welche, als Verzierungen, in den Sarg eingesetzt sind, und freilich — durch ihren mythischen Inhalt — hier einen sonderbaren Kontrast bilden.

Der Domschatz, welcher in einem Seitengewölbe aufbewahrt wird, kann, bei seiner zwecklosen Pracht, nur die gaffende Neugier vergnügen; einen reinern Genuß findet aber der Freund der Wissenschaften in der an den Chor angebauten Dombibliothek, welche einen seltenen Reichthum in Ausgaben aus den Zeiten Guttenbergs und seiner Schüler besitzt.

Weniger interessant durch ihre Bauart, aber ebenfalls historisch merkwürdig, ist die Kirche des ehemaligen adelichen Marienstifts, welche von Plectrudis, einer Gemahlin Pipins, erbaut wurde, die auch hier begraben liegt.

In diesem Stifte verlebte die bekannte Maria von Medicis ihre letzten Jahre in trauriger Abgeschiedenheit. Sie, die Gemahlin und Mutter von Königen, welche der Pinsel eines Rubens in einem mahleri-

schen Epos *) vergöttert hatte, mußte in ihrem Alter, durch die niedrigen Ränke eines Richelieu, ihr Vaterland verlassen, und — im schrecklichen Wechsel — die in unsern Zeiten auch an ihren Nachkommen so furchtbar erneute, schmerzliche Erfahrung machen, wie unsicher alles im Leben ist, was aufser uns selbst liegt.

Das vormalige Damenstift der heiligen Ursula erinnert an eine romanhafte alte Legende. Die ganze Kirche ist mit den Gebeinen ihrer eilftausend Begleiterinnen angefüllt, und in einem Nebengewölbe stehen ihre Köpfe, in schauerlichen Reihen. Der Küster der Kirche weiß genau anzugeben, welcher Ehrendame der Heiligen ein jeder dieser Schädel angehört habe, und ist auch in ihren einzelnen Geschichten so bewandert, als ob er ihr Kammerdiener gewesen wäre. In Chor ist denn auch der ganze Roman, zur großen Erbauung des frommen Beschauers, gemahlt zu sehen. Ein ungeheures Kriegsschiff landet da an der Stadt Köln, und die eilftausend Mädchen scheinen voll Verwunderung über die alte Stadt und die schamlosen Bettler, die schon auf ihre Kanonisation speculiren.

Überhaupt ist Köln die Heimath religiöser Aben-

*) In 24 Gemälden, welche die ehemalige Gallerie im Luxemburg ausmachten, und nun zum Theil im Museum Napoleon hängen.

theuer, die in jeder Strafe und in jeder Kirche durch Denkmäler verewigt sind, und da auch die Form der meisten Häuser etwas Seltsames und Alterthümliches hat, so wandelt der Reisende, dessen Fantasie sich gerne dem Wunderbaren hingiebt, und es nach seinem Charakter gestaltet, mit eben dem Vergnügen durch die dunkeln Strafsen, womit man die treuherzigen Erzählungen der alten Chronisten von vorbedeutenden Naturerscheinungen, verschwundenen Städten, Kriegsheeren und Schlachten in der Luft, und dergleichen Dinge liest.

Die hiesige Universität gehörte zu den ältesten in Teutschland, und ihr Stiftungsbrief ist von 1380. Leider war sie aber auch von jeher der Sitz der Mönchsgrübelei und des Aberglaubens. In Köln lehrte der berühmte Duns Scotus, dessen Gespenst auch in unsern Tagen wieder spukt, und hier war das Nest der Hochstraten und Konsorten, die den edlen Reuchlin anfeindeten, und gegen welche Hutten seine tiefverwundende Geißel schwang. Itzt ist der Stamm abgehauen, aber die Wurzel steckt noch im Boden, und wie leicht mag er wieder ausschlagen, und neue Äste treiben!

Die reiche Universitätsbibliothek ist noch vorhanden, doch ist einiges davon mit der ganzen kostbaren Sammlung von Kupferstichen, welche die Werke der niederländischen Schule in den erlesensten Ab-

drücken enthielt, geraubt worden von unbekanntem Händen, und vielleicht schändlich verschleudert.

Das Zeughaus enthielt noch vor wenigen Jahren einige historisch interessante Seltenheiten; zum Beispiel, die Rüstung des kriegerischen Bischofs Bernhard Galen von Münster, die Waffen des schwedischen Generals Baudissen, Speer und Helm des berühmten Johann von Werd, und dergleichen mehr. Auch ein alter teutscher Streitwagen fand sich dabei, und ein römischer Sarkophag mit schönen Basreliefs. Das vorzüglichste ist aber nach Paris gebracht worden.

Das Ibachische Haus bewahrt ein großes, treffliches Familiengemälde von Karl Lebrün. Das Bild nimmt die ganze Hinterwand eines geräumigen Zimmers ein. Zeichnung und Ausdruck sind ohne Tadel, und auch das Colorit zeigt, daß Lebrün hierin mehr als gewöhnlich leisten konnte, wenn eine sanfte Empfindung seinen Pinsel führte. Nur hat die Gruppe — wie die meisten dieses Künstlers — etwas theatralisches, und nicht das Vertrauliche und darum auch mehr Mahlerische eines unbefangenen herzlichen Familienkreises.

In diesem Hause wurde Rubens geboren, vielleicht das größte Künstlergenie der neuern Zeit neben Michael Angelo, dessen Verdienst nur die gering anschlagen können, welche bloß für die Schönheit

der Formen ein Auge haben. Ein hoher trefflicher Geist spricht sich in allen seinen Werken aus, und der zahllose Reichthum seiner Schöpfungen in einem Leben, das durch so viele Geschäfte und Zerstreungen befangen war, ist ein hinreichender Beweis, mit welcher Leichtigkeit er sich in seinem eigenthümlichen Element bewegte. Den Vorstehern der hiesigen Peterskirche hatte er, für seinen Taufschein, eines seiner Meisterstücke, die Kreuzigung des Apostels Petrus, zum Geschenk gemacht. Abgesehen davon, daß der Moment verfehlt wurde, indem der Heilige schon wirklich mit aufwärts gekehrten Füßen an das Kreuz genagelt erscheint, was aber freilich ganz Rubensisch ist, so enthielt dieses Bild alle Vorzüge seines Meisters, und gehörte unter die Hauptwerke der flamändischen Schule. Gegenwärtig hängt es im Museum Napoleon zu Paris.

Der Geist dieses großen Mahlers scheint in einem jungen hiesigen Künstler wieder aufzuleben. Sein Name ist Josef Hofmann, und seine beiden in Weimar gekrönten Preisstücke: der Tod des Rhesus, und Hercules, wie er den Stall des Augias reinigt, zeigen von einer seltenen Erfindungskraft und einem wahrhaft Rubensischen Geiste in Rücksicht auf Kraft und Fülle in Formen und Ausdruck.

Die beiden Manskirsch, Vater und Sohn, sind

auch den auswärtigen Kunstfreunden nicht unbekannt. In den Landschaften des ersten findet man einen trefflichen Baumschlag, und eine tiefe Kenntniß des Farbenspiels. Den Werth des Solmes hat man selbst in Paris anerkannt, und er ist gegenwärtig mit Ansichten aus den Rheingegenden für das Kabinet der französischen Kaiserin beschäftigt, die den Namen der teutschen Kunst noch ferner bei Ehren erhalten werden.

Benedikt Beckenkamp ist ein vortrefflicher Portraitist, der diese herabgewürdigte Gattung wieder emporheben könnte, wenn er mehrere Nachfolger fände. Seine Muster scheinen Vandyck und Rubens zu seyn, vielleicht die einzigen, die den wahren Portraitstyl kannten, der das Mittel hält zwischen der schmeichlerischen Idealisierung eines Reynolds und der gemeinen platten Manier der ängstlichen Naturabschreiber.

Ein wahres Kunstgenie ist auch der hiesige Vikar Hardy, nur Schade, daß er sich in einen unglücklichen mechanischen Stoff verliebt zu haben scheint. Seine Wachsfiguren täuschen aufs höchste, aber gerade diese Täuschung, die bis zur Verwechslung eines Kunstprodukts mit einem Naturprodukte geht, macht hier eine äußerst widerliche Wirkung, wo man in der That einen gelben, blutlosen Leichnam vor sich zu sehen glaubt.

Das Cabinet des nun verstorbenen Herrn von Hübsch enthält, unter manchen bloßen Seltenheiten, doch auch manches sehr Merkwürdige, nur oft in einer mehr launenhaften als angenehmen und belehrenden Zusammenstellung. Alte Vasen und Grabsteine stehen hier unter seltenen Mineralien und Vögeln; fremde Waffen und Kleidungsstücke wechseln mit Manuscripten, Gemälden und Kupferstichen. Die Aufsicht über dieses Museum des Wundervollen hatte seine alte Haushälterin, die auch in der That mit eben der Geläufigkeit von all diesen Dingen zu sprechen wußte, wie ein welscher Cicerone von den Denkmälern des alten und neuen Roms.

Unter den einzelnen Kunstsammlungen, die hier in Köln nichts seltenes sind, verdient vornehmlich das reiche Kupferstichkabinet des Professor Wallraffs besondere Aufinerksamkeit. Leider! wird nun auch hier das meiste in öffentlichen Auctionen verschleudert.

D E U Z.

Köln gegenüber liegt der Flecken Deuz, der von dem teutschen König Teut seinen Namen haben soll. Im Anfang des 4ten Jahrhunderts baute Kaiser Constantin hier ein Castell, und verband es mit Köln durch eine steinerne Brücke, von welcher noch — bei seichter Fluth — einzelne Pfeiler aus dem Rheine hervorragen. Der Ort hatte mancherlei Schicksale, befindet sich aber itzt in einem blühenden Zustande, und hat wohl keine Zerstörung mehr von Menschenhänden zu fürchten, wohl aber von dem Flusse selbst bei einem Eisgange.

Am Ufer steht eine im letzten Frieden mit Frankreich eingegangene Abtei, welche beträchtliche Besitzungen hatte, und ihre Entstehung aus dem Anfange des eilften Jahrhunderts herleitete.

Einige Stunden von hier liegt das schöne pfälzische Schloß Bensberg, wohin ein angenehmer Weg durch eine fruchtbare Aue führt. Die Architektur ist im großen Styl, aber merkwürdiger noch als das Gebäude selbst sind die erlesenen Gemälde, womit verschiedene Säle angefüllt sind. Einige herr-

liche Thierstücke von Weenik, mehrere treffliche Bilder von Tibaldi, Bellucci, Milanese, Zanetti und andern italienischen Meistern des zweiten und dritten Ranges überraschen den Reisenden auf das angenehmste, und geben ihm einen Vorschmack des reichen Genusses, der ihn in Düsseldorf erwartet.

Dieses Schlofs bietet außerdem die anmuthigsten Aussichten dar. Wenn die weite Landschaft umher auch weniger kühne und große Parthien hat, so gewährt sie der Fantasie destomehr Spielraum durch die endlose Ferne, die sich hier dem Auge nach allen Seiten hin aufschliesst.

FAHRT NACH DÜSSELDORF.

Ich verließ Köln am Morgen eines Sonntags, das Geläute der Glocken, welches mir weit nachtönte, stimmte mein Gemüth zur Schwermuth — die Gestalt eines Abgeschiedenen trat vor mich; — er hatte mich einst auf der Überfahrt von Köln nach Mühlheim begleitet, und nachher sein Leben unter der Guillotine geendigt. Ich kam erst wieder zu mir selbst, als ich in dem letztgenannten Städtchen anlangte.

Man tritt in den Rheingegenden überall auf klassischen Boden, und kömmt oft in Versuchung, mit dem Dichter, der die Ruinen von Troja beschreibt, auszurufen: *Nullum sine nomine saxum!*

An dieser Stelle schlug einst Julius Cäsar seine Brücke über den Rhein; hier stand in alten Zeiten die Hauptstadt der Ubier, als Köln nur noch eine Niederlassung von ihnen war. Das Städtchen ist heiter und belebt durch Kunstfleiß. Im Jahr 1784 wurde es durch einen fürchterlichen Eisgang ganz weggeschwemmt, erhob sich aber schnell und schöner wieder aus seiner Zerstörung.

Durch das Städtchen fließt die Stronder in den Rhein, die ein reizendes Mühlenthal durchwässert.

Das Land verflächt sich nun immer mehr, die Natur scheint hier geruht zu haben, und auch die Menschen trauern, daß sie sich weniger freundlich gegen sie erzeugte. Bei dem Städtchen Woringen, am linken Rheinufer, weilt die Erinnerung auf dem Schlachtfelde, wo im Jahr 1280 ein schrecklicher Kampf zwischen Adolf dem siebenten von Berg, dem kriegerischen kölnischen Erzbischoff Siegfried von Westernburg und ihren Verbündeten vorfiel. Über 8000 Gefallene bedekten die weite Haide, auf welcher, zum Andenken des Tags, eine Kapelle erbaut wurde. Der Erzbischoff fiel in die Hände Adolfs, und mußte seinen Übermuth in schwerer

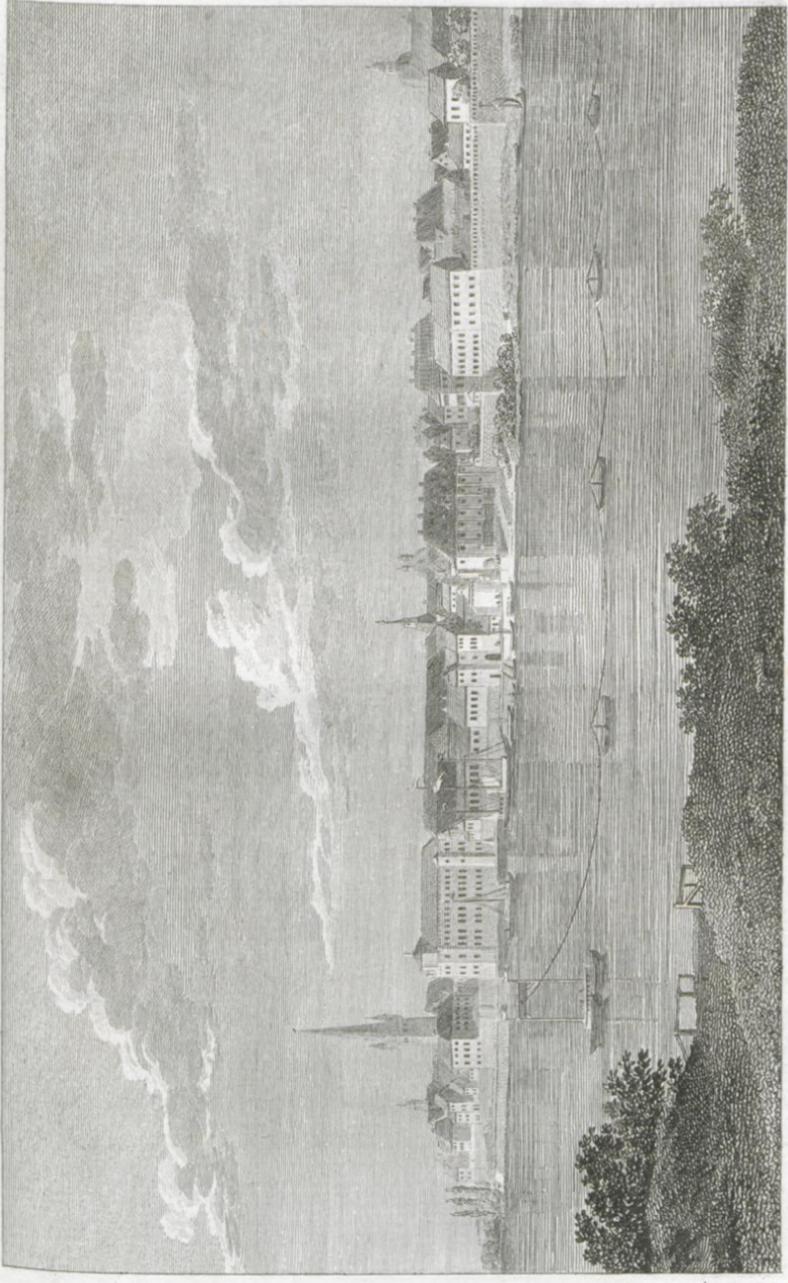
Gefangenschaft auf der Neuenburg büßen. Das feste Schloß bei Woringen ward von Grund aus zerstört.

Der Rhein schleicht nun in mancherlei Krümmungen dahin, und verlängert die einförmige Fahrt, und man ist froh das Dörfchen Flue zu erreichen, wo eine fliegende Brücke nach Düsseldorf übersetzt.

D Ü S S E L D O R F.

Düsseldorf hat seinen Namen von dem Düsselbache, der sich unter den Wällen der Stadt in den Rhein ergießt. Ihre Lage, in der reichen Ebene, ist angenehm, und sie zeichnet sich, vor den meisten Rheinstädten, durch heitre Straßen und freundliche Reihen schöner Häuser aus. Die Franzosen beschossen die Stadt im Oktober 1794, und dadurch wurden das Schloß und einige andere Gebäude in traurige Ruinen verwandelt. Die Gräben sind nun ausgefüllt, und die Wälle größtentheils abgetragen.

Düsseldorf zählt ohngefähr 18000 Einwohner, und verdankt seine Erweiterung und Verschönerung hauptsächlich dem edeln Churfürsten Johann Wilhelm, dessen Bildsäulen auch auf dem Markte und auf dem Schloßplatze zum dankbaren Andenken stehen. Nur Schade, daß der Ritter Crepello, von dessen Hand



Vue de Düsseldorf.

Ansicht von Düsseldorf.

sie sind, ein sehr mittelmäßiger Künstler war, dem es eben sowohl an Genie als an Geschmack fehlte, und der sich nur auf die materielle Behandlung etwas verstand.

Der Hofgarten war sonst ein angenehmer Spaziergang, mit schattigten Gängen und blühenden Gesträuchen, aber der Krieg hat auch dieses Schöne zerstört und die neue Pflanzung weckt nur noch ein schmerzliches Andenken.

Das Interessanteste, was Düsseldorf aufzuweisen hat, ist die vortreffliche Gallerie, die vielleicht an keinem Ort schicklicher aufgestellt seyn könnte, als hier, wo die schöne Natur aufhört, und der Mensch aus ihren herrlichen Schöpfungen mit offenem und unbefangenen Sinn in die Welt der Ideale tritt.

Der Kunstfreund verdankt diese vortreffliche Sammlung dem Churfürsten Johann Wilhelm, in dessen empfänglichem Gemüthe der Anblick der Amazonenschlacht von Rubens die Liebe zur bildenden Kunst bis zur Begeisterung anfachte. In kurzer Zeit häufte er nun einen seltenen Schatz köstlicher Werke, und die bedeutendsten Künstler seiner Zeit, ein Van der Werff, Bellucci, Pelegrini, Milanese, Zanetti, Weenik, Schalken, Van der Neer, Schonians und andere arbeiteten für ihn, und wurden großmüthig belohnt. So gab er dem Ritter Van der Werff einen jährlichen Gehalt von 20,000

Gulden, und bezahlte ihm überdies jedes kleinere Gemälde mit 10,000 Gulden, die größern aber mit der doppelten Summe. Wer denkt hier nicht mit einer schmerzlichen Empfindung an Correggio, Domenichino und Schidone, die für ihre Meisterstücke kaum den mageren Sold eines Tagelöhners erhielten, und wer besetzt nicht den Eigensinn des Schicksals, wenn er bedenkt, was diese Männer, begünstigt von einem solchen Fürsten, hätten leisten können!

Im Jahr 1710 wurde das Galleriegebäude aufgeführt. Die Einrichtung ist nicht ganz die zweckmäßigste, weil es an vortheilhafter Beleuchtung fehlt. Die ganze Sammlung besteht in dreihundert acht und funfzig Gemälden, welche in fünf Säle vertheilt sind.

Der erste Saal heisst der flamändische, weil er größtentheils mit Werken aus dieser Schule angefüllt ist. Diese Schule hat eben so oft unverdiente Lobspprüche erhalten, als sie durch ungerechten Tadel herabgewürdigt worden ist, denn der einseitige Geschmack ist — zumal in unsern Tagen — noch häufiger anzutreffen, als der Ungeschmack, und eine höchste Ansicht, auf welche sich so mancher erheben haben will, ist gewöhnlich eine durch den Dunstkreis durchaus getrübbte und beschränkte Ansicht. Das Kunstvermögen wird in seiner Wirksamkeit immer mehr oder weniger durch das Land bedingt, in welchem der Künstler geboren wurde, und lebte.

Auch die Entwicklung der körperlichen Form hängt größtentheils von dem Einflusse des Himmels, der Sitten und der Lebensweise eines Volkes ab, und darum konnte die bildende Kunst in den Niederlanden nie das werden, was sie in den milden Klimaten von Griechenland und Rom geworden ist. Dort erscheint der Mensch im ewigen Kampfe mit der Natur, und was er dem Leben abgewinnen kann, sind kurze Erholungsstunden — nicht heitre Ruhe, sondern träge Abspannung. Hier bot ihm die Natur alles freiwillig und mit liebender Hand; kaum fühlte er seine Abhängigkeit von der Nothdurft des Tages, und war weit entfernt, seine edelste Kraft an die Befriedigung eines gemeinen Bedürfnisses setzen zu müssen. Darum kam er da auch nie auf den erniedrigenden Irrthum, sich seinen höchsten Lebensgenuss aus der Stillung solcher Bedürfnisse bereiten zu wollen. Die Natur, die den Niederländer umgiebt, ist mehr gemacht, ihn zum Landschaftler als zum historischen Mahler zu bilden. Den schönsten menschlichen Formen klebt dort immer eine gewisse Derbheit an, und auch das innere Leben ist weniger frei und aufstrebend, weil der Körper zu bedürfnisreich ist. Aber wenn der niederländische Künstler auch weniger Meister ist im Reiche der Formen, so herrscht er desto mächtiger im Reiche der Farben, und diesen Vorzug verdankt er unstreitig wieder zu-

Ans. d. Rh. 3. Hefr. 10

nächst der Natur seines Landes, weil unter einem dünstevollen Himmel — durch häufigere Wiederscheine und Brechungen der Strahlen — ein mannigfaltigeres Spiel der Lichter entsteht, als unter einem reinen und heitern Himmel. Auch ist der flämische Künstler, als Schooskind seiner heimatlichen Natur, besonders glücklich in der Idylle, nur muß man bei ihm nicht den Gefsnerischen, ja nicht einmal den weniger idealen Theokritischen, sondern den eigenthümlichen niederländischen Charakter mit seiner gutmüthigen Beschränktheit und etwas derben Naivetät suchen wollen.

Ich glaubte diese Bemerkungen vorausschicken zu müssen, da der bei weitem größte und schätzbarste Theil der Düsseldorfer Gallerie, durch welche ich meine Leser nun führen will, von niederländischen Künstlern herrührt.

Den ersten flamändischen Saal schmückt billig das Portrait des fürstlichen Stifters, vom Ritter Van Douven gemahlt; nur hätte ihn der Künstler nicht aufs Pferd setzen, sondern seiner Composition eine dem Platz angemessene Bedeutung geben sollen.

Ein Bild von Caspar Crayer — die Madonna mit dem Kinde, von vielen Heiligen umgeben — zieht, seiner Größe wegen, die Aufmerksamkeit vor allen andern auf sich. Es wurde für 30,000 Gulden und eine Kopie von den Augustinern zu Brüssel

erkauft. Dieser Künstler war ein trefflicher Zeichner, er verstand vollkommen die Handhabung des Pinsels und die mahlerische Anordnung — aber wenn das Wesen aller Kunst Poesie ist, so muß man gestehen, daß ihm von dem Wesentlichen gar nichts beiwohnte. Die ganze Zusammenstellung hat keinen Sinn — man tritt in eine Gesellschaft von Menschen, denen man fremd ist, und die sich fremd sind.

Das Nachtstück von Schalken, die klugen und die thörigten Jungfrauen, welche Nachts mit ihren Lampen über die Strafe ziehen, ist von Halbkennern oft als ein Hauptwerk gepriesen worden. Das Spiel mit den Lichtern ist aber sein ganzes Verdienst, und die Wirkung davon wird noch obendrein durch den Mond geschwächt, der hier ebenfalls angebracht ist.

Wie ungleich mehr als durch diese klugen und unklugen Mädchen wird das Auge gefesselt durch ein Jagdstück von Franz Snyders. Der muthige Keuler, obgleich verwundet, stürzt mit gewaltiger Kraft auf die Jäger los. Geist und Kühnheit der Composition vereinigen sich mit Feuer und Wahrheit in der Ausführung. Die Jäger sind von Rubens, der hinwieder den Pinsel seines Freundes oft zu den landschaftlichen Gründen seiner Gemälde benutzte.

Der Dreikönigsabend von Jakob Jordaens

ist ein ächtes Bauernbachanal, voll der muntersten Laune und in vortrefflichen Farbenton. Dieser Künstler suchte, mit kluger Wahl, das Charakteristische in der gemeinen Natur, und faßte es mit einer Treue auf, daß er von keinem seiner Landsleute darinnen übertroffen ward. Auch in Absicht auf Zeichnung, Färbung und Helldunkel gehört er unter die Häupter seiner Schule.

Wie tief unter ihm steht Gerhard Honthöst, der hier in seinem verlornen Sohne nur das niedrigste im Niedrigen fand, und sich in einer Gesellschaft gefiel, in welche Hogarth füglich seinen Lächerlichen hätte einführen können.

Wenden wir uns lieber von diesem ekelhaften Bilde einer moralischen Verwesung, die bereits auch die körperliche herbeizuführen scheint, zu den Szenen der freundlichen Natur, welche Johannes Both hier so anziehend geschildert hat.

Die linke Seite der Landschaft zeigt ein wildes Gebürg, wo ein altes Schloß sich auf einer Felsenschichte hervorhebt. Ein Waldstrom rauscht durch eine hölzerne Brücke in den buschigten Vorgrund herab. In der Mitte steht eine herrliche Gruppe hochwipfeliger Bäume, neben welchen sich, zur Rechten, die Aussicht in ein fernes Gebürg verliert. Ein goldner Abendduft schwebt über der Gegend — alles athmet Ruhe und erfrischende Kühle. Die

Farbe ist warm und geföhlt. Die Figuren — einige friedliche Reisende — sind vom Bruder des Künstlers.

Zwei Thierstücke von Weenik und eine Falkenjagd von Wouvermans verdienen wenigstens einen Blick, wenn man sich nicht länger verweilen kann. Eben so eine Kirmes von David Teniers, bei dessen lustigen Volksfesten man sich so gerne mit freut.

Über der Thüre, die in den zweiten Saal führt, hängt die Kreuzfindung von Gerhard Douffet, die poetisches Talent verräth, und eine auch im Mechanischen fertige Künstlerhand. Es ist der Moment vorgestellt, wo die Kaiserin Helena mit dem aufgefundenen Kreuze an zwei Todten den Versuch machen läßt, ob es das ächte sey. Eben wird der eine Todte durch die Berührung wieder lebendig. Freudiges Erstaunen mahlt sich in seiner Stellung und Gebärde, und das Grauen des Wunderbaren in den mannichfaltigen Gruppen der Zuschauer.

Vier Porträte von Vandyck sind ihres Namens vollkommen werth. Wie tief stehen alle spätern Künstler in dieser Gattung unter ihm! Ruhe ist der Moment für das Porträt, nicht Bewegung. Wenn der Künstler eine vorübergehende Empfindung fixirt, so verwischt er den Charakter, das innere Leben des Gemüths, wie es sich in den Gesichtszügen zur

physiognomischen Bedeutung gestaltet, und diesem Irrthum haben so viele selbst berühmte Männer gehuldigt. In jedem Bildnisse Vandycks ist eine Individualität bewahrt, die den Beschauer ohne Mühe errathen läßt, wes Geistes Kind er vor sich habe. Auch sind sie meist in Einem ausgemahlt, daher eben diese Wahrheit und diese Wärme. Die Einbildungskraft kann kein Gebilde lange fest halten, welches nicht ihr eigenes Werk ist.

Noch hängen zwei mystische Vorstellungen von diesem Künstler in dieser Saale. Das eine ist die Heilung des Gichtbrüchigen mit lebensgroßen Figuren bis an die Kniee, und hat nicht nur titianische Tinten, sondern auch edle Formen und würdigen Ausdruck. Das andere, ein todter Christus am Grabe, hält keine Vergleichung mit derselben Darstellung aus, die von eben dem Künstler im zweiten Saale zu sehen ist.

Dieser zweite Saal hat seinen Namen von Gerhard Dow, dessen Marktschreier als eines der ersten Bilder unter den hier aufgestellten betrachtet wird.

Der Charakter dieses Künstlers kann für den allgemeinen Charakter der holländischen Schule gelten. Die Flamänder malten meist für Kirchen und Palläste, darum mußten sie ihren Stoff größtentheils aus Geschichte und kirchlichen Mythen wäh-

len, und ihre Formen auch nach einem größern Maßstabe bilden; die Holländer hingegen beschränkten sich mehr oder weniger auf Kabinetsstücke, und diese erforderten — des nähern Standpunkts wegen — eine weit sorgfältigere Ausführung im Einzelnen. Jene suchten in der Natur das Charakteristische, ohne das Schöne zu verschmähen; diese gefielen sich nur im Niedrigen und Gemeinen.

Gerhard Dow kann gewissermaßen als der Schöpfer dieser Gattung angesehen werden. Er hielt sich an seine Umgebungen mit einer Treue, die der Fantasie nicht den mindesten Antheil vergönnt, dabei sind aber seine Werke von einer so seltenen Vollendung, von einer so reinen Farbe, daß man überall die Natur selbst darin erblickt, wie sie sich in einem Mahlerspiegel zeigt. Seine Beiwerke sind mit eben der Genauigkeit angegeben, als die Hauptsachen, und er konnte eine Woche lang an der Hand eines Porträts mahlen. Man könnte darum sagen, das holländische Künstlergenie sei die Geduld. Seine mühsame Art zu arbeiten brachte ihn vermuthlich auf den eigenen Gedanken, den Preis eines Gemählde nach der Zeit der Arbeit zu bestimmen, indem er jede Stunde auf dreißig Kreuzer berechnete.

Sein Marktschreier, den auch Herr Hefs in großen und kleinen Format gestochen hat, ist in

———

Ganzen eine Composition voll Hogartscher Laune. Der Held des Stücks, der da auf der Bühne steht, und die Wunderkraft seiner Essenzen und Pulver ausruft, kann für den Repräsentanten aller Quacksalber gelten. Er erinnert lebhaft an den Hamburger unpartheiischen Correspondenten und dessen Selbstrecensionen von Ritterromanen, Bruchbinden, Moralsystemen und äthiopischen Pillen. Der Affe neben an scheint seinem Herrn und Meister schon so viel abgelernt zu haben, daß die Heilbedürftigen — wenn jener zu viel beschäftigt ist — sich mit gleicher Zuversicht und Gewißheit der Erhöhung an ihn wenden können. Die hohe Salbung des Thaumaturgen theilt sich auch seinen Zuhörern mit. Die alte Frau zur Linken hat bereits allen Sinn für das Irdische so ganz verloren, daß sie nicht mehr auf ihre Taschen achtet, an welchen ein junger Bentschneider ein Experiment seiner Art versucht, und der Bauer mit dem todtten Hasen auf dem Rücken würde kaum weniger Erstaunen blicken lassen, wenn das Thier wieder lebendig würde, und das Weite suchte. Die Kuchenbäckerin mit dem Kinde zeigt ganz den holländischen Künstler. Der reine Äther ist sein Element nicht, er bedarf, um zu athmen, der Stickluft, und setzt seine Najaden in eine Mistpfütze.

Warum spricht überall aus den Darstellungen der

leblosen Natur von diesen Künstlern ein reineres Gemüth und ein mehr dichterischer Geist, als wenn sie menschliche Formen wählen? Diese Landschaft von Johannes Both, den wir schon im ersten Saale kennen lernten, ist ein liebliches Idyll. In einer anmuthigen Waldgegend wehen die Schauer der Einsamkeit. Unter der alten ehrwürdigen Eiche im Vorgrunde schläfert Merkur den Hüter der Io ein, die, in eine schöne weifse Kuh verwandelt, in einiger Entfernung irrt.

Auch die beiden Landschaften von Niclas Berghem sind schöne ländliche Dichtungen. Er liebt das Heitre und Sanfte, und belebt seine Gründe durch glückliche Stallagen, die bei ihm nie zweckloses, müßiges Beiwerk sind.

Von unserm Albrecht Dürer hängt hier eine grausenvolle Märtirergeschichte, die seine Verehrer in Verlegenheit setzt. Es ist seine Manier und sein Pinsel, und man muß leider sagen, das hat Dürer gemahlt. Fand sich denn für eine teutsche Gallerie nichts Würdigeres von dem ersten teutschen Künstler? Seine Werke sind doch so selten nicht, und größtentheils in Händen von Nichtkennern.

Mehr artistisches Verdienst hat der Kindermord des Luca Giordano, aber auch er hat überall nur die gräßlichen Motive gewählt, und eben darum die eigentliche tragische Wirkung verfehlt.

Eine liebliche Mythe von Anton Schonians hängt über der Thüre zum dritten Saal. Es ist Narcissus, der sich in der Quelle spiegelt. Das Bild ist zart empfunden, und mit einem Pinsel ausgeführt, dem die Grazien hold waren.

Jener Domenichino über der Eingangsthüre gehört zwar nicht zu den vortrefflichsten, aber man sieht sich doch gern an diesen Namen erinnert, dem der Mahler Füefly neulich, in seinen Vorlesungen über Malerei, mit lusternem Übermuth den Heiligenschein vom Haupt reifen wollte, um ihn an seinem eignen zu befestigen.

Ein schönes Porträt Vandycks, von seiner eignen Hand, zeigt uns eine höchst anziehende Gestalt, und ein zartes, sinnendes Gemüth. Er scheint eben die huldvolle Madonna mit dem kleinen Jesus und Johannes, die dort in der Ecke hängt, aus seiner Fantasie hervorzurufen. Die schwierige Vereinigung jungfräulicher Würde mit mütterlicher Zärtlichkeit haben, aufser Raphael, wenige Künstler glücklich erreicht, und Vandyck gehört mit diesem Bilde unter die wenigen.

Nicht so viel Gutes läßt sich von seiner Susanna im Bade sagen. Der Gegenstand selbst hat schon etwas Widerstrebendes, so häufig er auch, wie die meisten biblischen Vorstellungen, von den alten Mah-

lern behandelt wurde, und hier erscheint die Heldin noch zurückstosend in Form und Ausdruck.

Ein herrliches Bild ist aber sein heiliger Sebastian. Weise hat der Künstler den Moment gewählt, wo der schöne Jüngling an den Baum gebunden wird, und die mörderischen Pfeile noch nicht den zarten blühenden Körper entstellen. Im Antlitze des Märtyrers ist hohe Ruhe — Sein Auge blickt ergebungsvoll zum Himmel, und es strahlt aus demselben die Gewifsheit eines bessern Daseyns. Das Gesicht hat auffallende Ähnlichkeit mit Vandycks Porträte. Man könnte aber den Künstler nur alsdann deshalb tadeln, wenn die gewählte Form zu der Idee nicht pafste.

Ein würdiges Seitenstück hierzu bildet die Grablegung des nämlichen Künstlers. Maria sitzt an dem Felsen, in welchen das Grab eingehauen ist. Vor ihr liegt der Leichnam des großen Todten, das Haupt an ihre Brust gelehnt. Bedeutend hebt sie ihre Rechte und die im Schmerz gebrochenen Augen empor, und fleht Trost vom Himmel. Zu ihren Füßen liegt die Dornenkrone. Links stehen drei trauernde Engel, rechts im Gewölke schweben noch einige, und sehen herab auf die feierliche Szene. In der Ferne liegt Jerusalem in den Schatten des Todes und schon geweiht zum nahen Untergange. Das ganze Bild ist tief empfunden, und meisterhaft

gezeichnet und kolorirt. Das Fleisch ist wahres Fleisch, und das treffliche Helldunkel verstärkt noch den erhabenen Ausdruck. Halbkenner haben dem Künstler vorgeworfen, daß der Leichnam des Erlafsten nicht den farbelosen Ton eines Todten habe, aber eben darin liegt eine grofse und selten beachtete Idee — Vandyck wollte dadurch das baldige Wiedererwachen des Erlösers ins Leben ausdrücken. Dieser Heilige soll nicht die Beute der Verwesung werden. Die Lebenskraft hat sich nur auf wenige Stunden aus den äußern Theilen in ihre Quellen zurückgezogen, um einen neuen und ewigen Kreislauf zu beginnen. —

Von diesem vortrefflichen Werke weg muß man sich gerade in den dritten oder italiënischen Saal wenden. Das Gemüth ist nun vorbereitet zu den höhern Kunsts Schönheiten, welche hier dem Beschauer entgegenstrahlen.

Ein neuer deutscher Schriftsteller, der ein Buch über die Einführung der Kunstwerke zusammengetragen hat, ist der Meinung, es sei ein wahres Unglück für die Kunst, daß sie in Italien wiedererstande sei. Diese Bemerkung ist etwas einfältig, denn nur da oder nirgends konnte sie zum zweiten Male aufleben; nur unter diesem milden Himmel, vom Hauche des Alterthums angeweht, konnte sich die zarte Blüte in ihrer reinen Fülle entfalten. Es

ist ein unglücklicher Irrthum, dafs so viele den dogmatischen Gesichtspunkt mit dem ästhetischen verwechseln, und die übersinnliche Welt, wie sie sich — nach den kirchlichen Vorstellungen — im Gemüthe gestaltet, mit der Thranlampe der Schule beleuchten, auch wohl laut über schändlichen Betrug schreien, wenn sie das zarte Gebilde, welches Fantasie und Ahndung im Liebesverein erzeugten, nicht mit grober Hand zu betasten und fest zu halten vermögen. Spricht denn die Anmuth und jungfräuliche Würde in einer Madonna von Raphael oder da Vinci weniger an das Herz, als die Grazie einer Venus Anadyomene? Sind die Engel weniger liebliche Dichtungen, als die Genien des Alterthums? Ist der prophetische Geist im Antlitze eines Apostels weniger Ehrfurcht erweckend, als in dem Kopf einer delphischen Priesterin?

Wer freilich den Preis des Lebens gewonnen zu haben glaubt, weil er mit seinem System im Reinen ist, und im Wechsel der Erscheinungen nichts bemerkt, als das Spiel der Formen, der begnüge sich, wenn ihn Zufall oder Absicht in diesen Kunsttempel führen, an den Produkten der flamändischen Schule, von der reichen Speisekammer Snyders an, bis zu dem pissenden Bauer von Teniers, und er wird sich bewahren vor dem Ärgernifs, welches die mystischen Vorstellungen der italienischen Künstler

ihm ohne Zweifel in reichlichem Mafse geben würden.

Das größte Gemälde des dritten Saals ist eine Himmelfahrt der Maria von Cignani, gegen 19 Fuß hoch, und funfzehn breit. Es ist eine schöne, dichterische Vision, voll Leben und Liebe, in magischer Beleuchtung.

*Sie schwebt empor, Verklärung im Gesicht,
Befreit von jedem irdischen Verlangen!
Dieß Herz war schon auf dieser Erde nicht
Von niedriger Begier umfassen.*

*Du, Selige, gehörst dem Himmel schon,
Von Engeln in des Vaters Haus geleitet,
Nimmst du Besitz als Königin vom Thron,
Den neben sich der Mittler dir bereitet.*

*Die Jünger stehn verwundert um dein Grab,
Und sehn empor, und wünschen nachzuschweben.
Der fremde Glanz strömt auch auf sie herab,
Und Vorgefühl vom neuen, bessern Leben.*

*Bekräftigt ist des Sohnes Macht an dir,
Du Reine, aus den Sterblichen erlesen.
Der Leib, der ihn getragen, sollte hier
Im Grabe nicht gleich anderm Staub verwesen.*

Cignani hat die Verherrlichung der Jungfrau gemahlt, und seinen Pinsel in die Glut der Mittags-sonne getaucht; hier seh' ich sie, von Guido Cagnacci, als Mutter der Schmerzen, in größten Leiden, und im tiefsten Dunkel des Erdenlebens dargestellt. Aber warum diese symbolischen Dolche in ihrer Brust? Sagt uns ihr Antlitz nicht schon alles? Diese Art des Ausdrucks ist bloß für die Stummgebornen in der Kunst, die aber auch immer nur an der Schwelle des Vorhofes liegen bleiben, und von dem Eintretenden ein Allmosen erpressen.

Pietro Testa hat auf jenem Bilde, im ächten Sehergeiste, eine unserer neuesten filosofischen Schulen charakteristisch genug bezeichnet. Es sind da eine Menge wunderbarer Leute, die allerlei wunderbare Sachen treiben, aber kein Mensch kann klug werden aus dem Ding ohne Namen, welches sie zubereiten.

Hier ist eine Ehebrecherin von Pietro da Cortona. Doch diese Benennung ist Ruchlosigkeit. Auch wer ohne Sünde wäre, würde keinen Stein auf sie werfen, sondern ihr die Hand bieten. Mit dieser Ruhe und Würde trägt keine Verbrecherin die Fesseln. Aus ihrem Angesichte spricht ein reines, unbeflecktes Gemüth. Sie ist bereit für ihre Überzeugung zu dulden, aber nicht für ein Vergehen zu büßen.

Jene Kreuzigung von Giordano? — nun ja, der Mahler hat sich recht brav mit seinem Pinsel gehalten, aber es ist mir zu viel Gewühl und Getümmel in dieser Komposition. Himmel und Erde müssen den großen Augenblick feiern, und der Mensch sich stumm wegwenden, und sein Angesicht verhüllen.

Lieber verweilt mein Auge auf dem heiligen Karolus Borromäus unter den Pestkranken, von Benedikt Luti. Man hat die Wahl des Gegenstandes getadelt, aber warum? Die Ausführung mußte entscheiden, und diese spricht hier zum Vortheil des Künstlers. Diese Gruppen von Sterbenden haben nichts Zurückstoßendes. Der Heilige bringt ihnen mit einer Ruhe, in welcher sich die Gewissheit einer höhern Verheißung ankündigt, das Mahl des Friedens — die Blicke der Kranken sind auf ihn geheftet mit Sehnsucht und Glauben, und die Schrecknisse des Todes verschwinden in dem Vorgefühl eines nahen herrlichen Lebens. — Auch das mahlerische Verdienst dieses Bildes ist nicht gering.

Das Auge würde vielleicht von der Farbenpracht dieses Tintorett angezogen, wenn nicht der herrliche Gasparo neben ihm wäre. Er und Claude Gellée sind die Meister der Landschaft. Das Große und Feierliche war das Element seines Geistes, und die unbeseelte Natur wurde unter seiner Hand zum

sprechenden Charakterbilde. Auch diese Landschaft hier nennt seinen Namen mit Ehre. Ein wildes romantisches Thal öffnet sich im Vorgrunde, und erweitert sich gegen das ferne Gebürg hin. Ein Waldstrom stürzt in der Mitte über Felsen, und verliert sich im überhängenden Gebüsch. Rechts und links sieht man einige Ruinen und Fabriken. Auf dem felsigten Vorgrunde steht, an einer majestätischen Baumgruppe, der Prophet Elias, dem ein Engel den Herrn zeigt, der eben in einer Wetterwolke vorüberwandelt. Diese poetische Staffage würde nach meinem Gefühl eine gröfsere Wirkung machen, wenn die Gebäude aus der Landschaft weggeblieben wären und das Ganze dadurch den Charakter der ersten tiefen Einsamkeit gewonnen hätte.

Der sterbende Weise von Karl Loth ist allerdings ein preiswürdiges Bild, aber auch hier ist mir des Lärms zu viel. Eine Todesszene muß nie ein Spektakelstück seyn.

Auch hier ist wieder ein bethlehemischer Kindermord, aber Crespi hat ihn als Dichter behandelt. Von dem schrecklichen Auftritt unten erhebt sich das Auge zu den Wolken, und erblickt dort die Geister der kleinen Märtyrer, von Engeln freundlich zum Himmel eingeführt. Diese schöne Idee wäre Raphaels würdig gewesen, dem sie entging. —

Welch eine liebliche Mythe, dieser kleine Jupiter, den eine Ziege säugt. Der Kopf des Thiers ruht im Schoße einer artigen Nymfe, während eine andere Nymfe und zwei Satyren den jungen Gott mit einer ländlichen Musik belustigen. Eine schöne herrlich ausgeführte Idylle, welche Cignani als vier und achtzigjähriger Greis mahlte, und dadurch bewies, daß ewige Jugend das Eigenthum des Genies sey.

Correggio's Christus mit Dornen gekrönt ergreift das Herz allgewaltig. Das tiefe Leiden einer hohen Natur würdig auszudrücken, ist vielleicht die schwerste Aufgabe für die bildende Kunst, und Allegri hat sie hier trefflich gelöst. Der körperliche Schmerz kann diesem göttlichen Geiste nichts anhaben. Es ist ein überirdisches Wesen, und man fühlt, daß die Qual, die über dasselbe ausgegossen ist, etwas geheimnißvolles sey.

Von diesem Bilde wurde der junge Zinsendorf so mächtig erschüttert, daß er sich losriß von allem, was das Leben ihm Reitzendes darbot, und die Gemeinde der Herrnhuter stiftete.

Eine Madonna von Giulio Romano, dem Bussenschüler Raphaels! Wer verkennte darin das zart-sinnige, liebevolle Gemüth des Meisters? Es ist die Jungfrau, die Mutter war, und die Mutter, die Jungfrau geblieben ist. Liebe mildert die himmlische

Hoheit zum Ausdruck der seligsten Huld. Der Knabe, den sie auf den Armen hält, nimmt dem kleinen Johannes, der am Boden schläft, sein Kreuz zwischen den Armen weg. Ernste Bedeutung in dem Kindlichnaiven des Spiels!

Aber hier ist der göttliche Jüngling von Urbino selbst. In dieser heiligen Familie sieht man zwar noch Spuren von der Schule des Perugino, und der heilige Josef ist wohl nur so an seinen Stab hingestellt, um eine Pyramidalgruppe herauszubringen, aber außerdem wie viel Herzlichkeit, wie viel theilnehmender liebender Sinn in dieser Vereinigung! In der Maria findet man schon etwas Idealisches mit einer reizenden Individualität verbunden, ihr Antlitz hat schon die Hauptzüge des Bildes, welches bisweilen in seine Seele kam, wie der Künstler mit frommer Naivetät von sich sagt. In der That, wer eine heilige Familie von Raphael sah, der hat sie alle gesehen, aber darum steht man doch vor einer jeden insbesondere mit neuer Liebe und neuer Bewunderung still, denn nie umfaßt das ahnende Gemüth ganz die Fülle des göttlichen Lebens, welches uns daraus anspricht.

Hefs hat von diesem Gemälde noch neulich einen schönen Kupferstich geliefert, den jeder Sammler gern in seine Mappe aufnehmen wird.

Eine andere heilige Familie in diesem Saale, von

Andrea del Sarto, kann noch immer neben der Raphaelschen angeführt werden, obgleich die Formen schon mehr der Wirklichkeit angehören. Nur hätt' ich die Flöte aus der Hand des Engels wegge wünscht. Doch hat ihn der Künstler zum Glücke nicht blasend vorgestellt.

Das Hauptwerk dieses Saals und der ganzen Gallerie ist ein Johannes in der Wüste, wahrscheinlich von Raphael. Oder welche andere Hand hätte ihn bilden können! Nackt, nur ein Tigerfell um seine Lenden, sitzt der schöne, kraftvolle Jüngling an einem dunkeln Fels, aus welchem eine Quelle rieselt. Eben hat er mit der Rechten eine Schale Wassers geschöpft, aber die Bedürfnisse des gröbern Lebens üben so wenig Macht über ihn, daß er zu trinken vergißt, ganz verloren in die himmlischen Gedanken, welche um seine Stirne schweben. Sein Gesicht hat nichts von dem strengen Ernste eines Anachoreten — es ist mild und heiter, und er denkt izt nicht an die Versunkenheit seiner Zeitgenossen, sondern an den der kommen, und welchem er den Weg bereiten soll. — Es wird dem Beschauer fast unmöglich, sich von dieser herrlichen Gestalt zu trennen, und man kehrt beim Scheiden noch einmal mit den Augen und mit der Seele zu ihr zurück, wie zu dem sich entfernenden Freund in der Stunde der Trennung.

Forster hat ein hartes und ungerechtes Urtheil über die niedliche Madonna von Carlo Dolce gefällt. Aber warum hängt sie auch unter Raphaels Johannes? An einer andern Stelle würde man sich gern mit ihr unterhalten.

Der vierte Saal hat seinen Namen von dem Ritter Van der Werff, von welchem 25 Gemälde darin aufgestellt sind.

Man darf bei diesem Künstler nur untergeordnete Schönheiten suchen, und er gehört unter die Meister vom dritten Rang. Seine Gedanken sind nie erhaben, aber oft naiv, einfach und rührend. Die Beschränktheit seines Talents hinderte ihn auch, sich an einen großen Maßstab zu wagen; fast immer arbeitete er nur im Kleinen, wo Fleiß und eine genaue Ausführung des Details zweckmäfsig sind.

Seine Darstellung des Kindes im Tempel hat Ruhe und Würde. Simeon, der den göttlichen Knaben auf dem Arme hält, ist ein anziehender Greis — die Figuren sind gut geordnet, und das Licht ist verständlich zur Bedeutung angewendet.

Ein schönes Gegenstück bildet sein Christus am Kreuz. Die Gruppe der drei Marien und des geliebten Jüngers, welcher sein Antlitz verhüllt, ist vortrefflich gehalten, und in den Stellungen sowohl als in den Gebärden herrscht ein wahrer Ausdruck.

An seiner Grablegung hat man gerühmt, daß die Mutter des Erblassers die Dornenkrone vom Haupte des geliebten Solmes mit schüchternen Behutsamkeit abnimmt, als fürchtete sie noch, ihm neuen Schmerz zu verursachen. Das ist zart empfunden, aber die Mutter sollte es nicht seyn, die diefs thut.

Ein schönes Nachtstück sind seine Hirten bei der Krippe, und bei der unendlich oft wiederholten Behandlung dieses Gegenstandes wird dieses Bild von Van der Werff immer seinen Rang behaupten. —

Warum nannte man diesen Saal nicht nach Rembrandt, von welchem hier neun Gemälde hängen? Er ist der größte Künstler fürs Auge, und bisweilen weiß er auch das Herz zu treffen. Mitunter hatte er sogar erhabene Gedanken, aber sie verloren sich bei ihm wieder in der Bezeichnung. Unerreicht bleibt er inzwischen immer in dem, worin er vortrefflich ist, in der Kraft des Kolorits, in der Wirkung des Helldunkels, in dem täuschenden Relief. Seine Gestalten kleben nicht an der Leinwand, man kann um sie herumgehen, und selbst das Gefühl kann das Auge nicht von dem Irrthum überzeugen.

Sechs der hier von ihm befindlichen Stücke sind aus der Geschichte des Erlösers genommen, von seiner Geburt bis zu seiner Auferstehung, und bilden demnach eine Messiade im Cyklus. Drei andere sind die Porträts des Künstlers selbst, des Mahlers Gerard

Flinck und seiner Gattin. Hefs hat die ganze Folge in Rembrants eigenthümlicher Manier, geistreich und schön radirt.

Ein treffliches Bild von Titian überrascht hier sehr angenehm, indem es Gelegenheit giebt, den Venetianer mit dem Holländer zu vergleichen.

Hannibal Carracci hat die Geschichte der Susanna hier mit einer ihm nicht immer eigenen Zartheit behandelt. Sinnend sitzt die holde Gestalt, einer Nymfe gleich, bei einem Springbrunnen, und fängt spielend den Strahl mit der hohlen Hand auf. Die beiden Alten sind rückwärts unter einem Baume; ihre Blicke und ihre Stellung verrathen ihr schändliches Vorhaben. Aber die Unschuld und die heitre Ruhe in dem Antlitze des schönen Weibes geben auch nicht dem mindesten Zweifel über den Erfolg Raum. Sonderbar ist es, dafs man dem Künstler die Mäfsigung und Würde, womit er den schwierigen Gegenstand behandelte, zum Vorwurfe machen konnte!

Jene acht Gemälde eines römischen Triumphs von Polydoro da Caravaggio gehören unter die Hauptwerke der Gallerie.

Polydor war der vorzüglichste Schüler Raphaels, und verstand, wie kein andrer, die Antike mit der Natur zu vereinigen. Seine Figuren verrathen überall nichts vom Marmor, wie man es so

oft bei Giulio Romano und Niclas Poussin findet. Er lebte und webte in der Geschichte der Griechen und Römer, und war vertraut mit ihrem Geiste, wie mit ihrem Kostüm. Seine Werke sind selten, denn er mußte seine Kunst fast immer an die äußere Verzierung der Häuser verschwenden.

Dieser Triumph ist — wie die meisten seiner Vorstellungen — grau in grau gemahlt. Es herrscht darin eine reiche Fantasie, aber ohne alle Verwirrung in der Anordnung, eine kühne, aber richtige Behandlung und ein so täuschendes Relief, daß man das Werk beim ersten Anblick für eine halberhabene Arbeit hält.

Das erste Bild dieses Saals, und, nach Raphaels Johannes, das erste in der ganzen Gallerie, ist die Himmelfahrt der Jungfrau von Guido Reni. Es ist ein holder Zauber, eine himmlische Schwärmerei in diesem Gemälde; das Ganze ist so einfach und doch so reich durch die Fülle des höhern Lebens, welches aus diesen reinen Gestalten uns anspricht.

*Noch seh' ich sie, die Heil'ge, wie sie aus
Des Grabes Nacht empor zum Himmel schwebt.
Vollendung strahlt in ihrem Angesicht,
Und Wonne eines nahen, bessern Seyns.
Dies ist kein überirdisch Wesen, nein,
Ein Weib, das liebte, litt und duldete.*

Der wir uns itzt noch mit Vertrauen nahn,
 Denn sie gehörte auch der Erde an.
 Sie hat die gröbre Hülle abgelegt,
 Doch nicht die sanfte, holde Weiblichkeit.
 Von Engeln, schön, wie sie nur Guido sah,
 Emporgetragen, geht sie in das Haus
 Des guten Vaters; eine Welt voll Licht
 Eröffnet sich, und strömt auf sie herab.
 Doch auch verherrlicht denkt sie deren noch,
 Die sie zurück auf rauhen Pfaden liefs.
 Vertraulich schmiegen die Unsterblichen
 Sich an sie an. — Ach, Flügel, Flügel her,
 Ihr nachzuschweben in die Wohnungen
 Des Friedens, wo dem Herzen Ruhe wird! *)

Im fünften und letzten Saale, der den Namen
 von Rubens führt, hängen sechs und vierzig Ge-
 mähle von diesem wahrhaft großen Künstler.

Bis auf ihn hatte die flamändische Schule sich
 mit unabweichlicher Treue an die Natur ihres Lan-
 des gehalten; sein Genie brach eine neue Bahn. Er
 kannte Raphael und die Antiken, aber er besafs
 zu viel Kraft und Feuer, um sich nach irgend einem
 Muster zu bilden. Er war nur empfänglich für das
 Grofse und Kühne, und seine seltene und vielleicht

*) Aus meinem Gedicht über Malerei.

einzig Gewandtheit in allen Theilen der Praktik machte es ihm leicht, den unerschöpflichen Reichthum seiner Ideen in einer Mannichfaltigkeit der Formen darzustellen, die Bewunderung erregt. In Raphaels Gestalten ist die Fülle des himmlischen Lebens, in denen von Rubens — die Fülle des irdischen. Er wählte seine Momente nicht nach den höhern Bedingungen der Kunst, sondern nach der Schwierigkeit der Ausführung. Aufgaben, welche andre in Verzweiflung gesetzt hätten, löste er spielend. Seine Kompositionen zeigen oft den ächten, epischen Dichter, der sich nur in dem Unendlichen gefällt, und wenn ihn in seinen Formen die Natur Genüge that, da, wo sie sich über das Charakterlose erhebt, so erhob er sich über sie in Hinsicht auf Farbe und Beleuchtung.

Man verweilt hier gern an dem Bilde dieses großen Mannes, von seiner eignen Hand gemahlt. Er sitzt in einer Geisblattlaube, neben ihm, etwas tiefer auf dem Rasen, seine Gattin, beide so sinnig, und zufrieden, und glücklich in ihrer Liebe. Nur der Prunk der Kleidung mißfällt an dem häuslichen Bilde. — Seine Gestalt ist edel, und edel mußte auch der Mensch gewesen seyn, der, bei dem Stande eines Künstlers, das Vertrauen von Königen in öffentlichen Angelegenheiten genoß. Sein thätiges Leben kündigt sich in seinem Gesichte an, und

arbeitsamer war wohl nie ein Künstler. Man giebt die Anzahl seiner Gemälde auf zweitausend an, und darunter sind mehrere Werke, deren eines manchen geübten Mahler jahrelang beschäftigt hätte. —

Das größte seiner hiesigen Bilder ist das jüngste Gericht von ohngefähr 19 Fufs Höhe und 14 Fufs Breite, ein kühnes lyrisch episches Gedicht, wo das Schicksal des Menschengeschlechts abgewogen wird. Der ewige Vater, welcher aus den Wolken seine Blitze schleudert, erinnert freilich an den Besieger der Titanen, und besser hätte wohl der Künstler gethan, die Gottheit mit ernster Ruhe das Loos der Sterblichen entscheiden zu lassen. Seinen Dienern, den Engeln, kommt es zu, die Verworfenen hinab zu schleudern in den Abgrund, und die Gerechten hinauf zu führen in die Wohnung des Friedens. Das Ganze macht inzwischen immer eine grofse Wirkung, es ist ein unendliches Leben in diesen verschiedenen Gruppen, der Reichthum stört nicht, das Interesse fällt nirgends auf das Einzelne, alles ist der Idee untergeordnet, und dabei ist die Zeichnung meisterhaft, und Kolorit und Beleuchtung sind überall zur Bedeutung angewandt.

Der sterbende Seneca ist würdig gedacht und ausgeführt. Es ist der Tod eines Weisen, der seine Rechnung mit dem Leben jeden Augenblick ab-

schließen kann, und durch seinen Willen mächtiger ist, als das Schicksal.

Das Bildniß eines Franziskanergenerals ist ein treffliches Charakterstück, und ein Muster, wie das Porträt behandelt werden muß. Er wägt in seiner Hand einen Todtenkopf, und seine Miene sagt: ich kenne das Leben und den Menschen.

Rubens hatte auch naive, liebliche Gedanken. Diefs beweist hier die Madonna mit dem Kinde. Um das Bild schweben eilf holde Engel, und flechten einen Kranz von Blumen — herrliche Knaben, voll frischen Lebens und schwellender Jugendkraft. Der Glanz und die Mannichfaltigkeit der Farben stören nicht — es ist der Schmelz und das rege Leben eines schönen Frühlings; himmlische Wesen freuen sich in einer irdischen Schöpfung.

Neben dieser freundlichen Dichtung hängt die Amazonenschlacht, wahres Gefecht und Getümmel, täuschende Bewegung. Nur diese Weiber ohne Weiblichkeit beleidigen das Auge. Es ist übrigens ein gewaltiges Werk, voll Kraft und Feuer, ganz im Geiste seines Urhebers gedacht und mit seiner ganzen Kunst ausgeführt.

Diese Landschaft mit dem Regenbogen hat allerdings ihren Werth als warme, einfache Naturdarstellung, aber die Theile sind zu flüchtig, zu charakterlos behandelt. Rubens selbst machte keine Ansprü-

che in dieser Gattung, und bediente sich zu den landschaftlichen Hintergründen seiner Gemälde gewöhnlich des Pinsels seiner Freunde und Schüler.

Der Fall der Sünder ist eine etwas zu gräfliche Vorstellung. Warum mochte der Künstler wohl hier die dunklere Hälfte seines Weltgerichts wiederholen? Vielleicht war es absichtloses Spiel seiner immer regen Bildungskraft, die sich besonders darin gefiel, den menschlichen Körper in den mannichfachsten und schwersten Stellungen darzustellen.

Das Pfingstfest zeigt die Apostel in schönen Gruppen und würdigen Gestalten, aber der höhere Geist schwebt nur erst symbolisch über ihnen, und ist noch nicht in ihnen. Raphael und Michael Angelo haben in ihren Propheten und Sibyllen den Ausdruck himmlischer Begeisterung besser auszudrücken gewußt.

Ein schönes Bild ist Christus, der die Sünder aufnimmt. Seine Gestalt hat eine Würde und Ruhe, eine Hoheit und Milde, wie sie nur wenige Künstler erreichten, und Rubens selbst war nicht immer so glücklich. Auch David, Petrus, und der mit Christus gekreuzigte Räuber sind edel in Formen und Bedeutung. Nur die Magdalena erinnert zu sehr an das Vaterland des Künstlers. Das praktische Verdienst braucht man bei einem Werke von Rubens selten besonders anzurühmen. —

Schade, daß die herrlichen Gemählde der hiesigen Gallerie so wenig durch gute Kupferstiche bekannt sind. Gerade in unsern redseligen Tagen, wo man auf Kunstkennerie und Kunstricherei so große Ansprüche macht, scheinen sich unsre teutschen Kupferstecher das Wort gegeben zu haben, bloß nach mittelmäßigen Erfindungen und manirirten Zeichnungen ihrer Zeitgenossen zu arbeiten, oder — die aus der unpoetischen Zeitgeschichte aufgegriffenen Paradedstücke der porträtlustigen Engländer zu kopieren. Herr Professor Hefs hat mit der heiligen Familie von Raphael einen ehrenvollen Anfang gemacht; möchte er nicht dabei stehen bleiben und Muths genug haben, sich über die Forderungen des gemeinen Geschmacks am Bunten und Grotresken ferner zu erheben. —

An die hiesige Gallerie schließt sich der Antikensaal, wo der Laokoon, der vatikanische Apollo, die mediceische Venus, der Faun mit der Klapper und andere Werke der alten Kunst in unerreichter Schönheit stehen.

Ein anderes Zimmer enthält über sechszigtausend Handzeichnungen, Skizzen und Entwürfe, zum Theil von den größten Meistern Italiens, ein ewiges Studium für angehende Künstler, die sich denn auch häufig hier einfinden, und den Reichthum nach Lust und Vermögen benützen.

Die Kunstakademie hat den verdienstvollen Professor Langer zum Vorsteher, unter dessen zweckmäßiger Leitung schon manches zum Guten und Vortrefflichen gediehen ist. Er selbst ist ein braver Zeichner und Mahler, von ausgezeichnetem Talent für das Sanfte, Zarte und Liebliche; seine Erfindungen zeugen von einer dichterischen Fantasie, und seine Werke beweisen auch in der Ausführung, daß er innig vertraut ist mit den höhern Schönheiten der Kunstwelt, welche ihn hier umgiebt. Heinrich Kolbe, der in dieser Anstalt seine erste Bildung erhielt, und sich nun in Paris glücklich übt, verspricht der deutschen Schule einen neuen, ehrenvollen Namen, deren sie eben keinen Überflufs hat. Professor Hefs gehört unter die ersten lebenden Kupferstecher, und auch Professor Thelott würde sich auf eine höhere Stelle schwingen können, wenn er sich mehr an Vorbildern von ächtem Schrot und Korn versuchte. —

Ich machte an einem etwas trüben Abend einen Spaziergang in das nicht weit von der Stadt entlegene Düsselthal, wo ein Kloster vom Orden der Trappisten steht. Schon die Umgebung hat etwas Einsames, Melancholisches. Im Kloster selbst herrscht das Schweigen des Grabes. Wer alles auf der Welt verloren hat, der flüchte hieher. Sein Herz wird nicht geheilt werden, aber es wird sanfter brechen.

Diese Mönche fordern nichts vom Leben, als was ihnen ihr Feld und ihr Garten, die sie selbst anbauen, für die Arbeit ihrer Hände giebt. Brot, Gemüse und Obst machen ihre Nahrung aus. Sie wohnen beisammen, ohne sich einander zu kennen, und um den Scheidenden in der letzten Stunde fließt keine Thräne. Am Boden des Krankenzimmers ist ein gemahltes Kreuz, auf dieses läßt sich der Sterbende legen, während seine Mitbrüder in ihren Zellen beten, daß sein Kampf nicht hart und lange sei. Neben dem frischen Grabe wird nun sogleich ein neues aufgeworfen, und ein jeder betrachtet es mit dem Wunsche, bald hier ruhen zu dürfen, wo die kühle Erde jedes Sehnen und jeden Schmerz stillt.

Der Gram eines in Liebe gebrochenen Herzens gab dem Orden seine Entstehung. Trauriger Wahn hat ihn weiter verbreitet, und sperrt das blühende Leben in das Knochenhaus eines Kirchhofs ein. Armer Jüngling, der hieher kam noch ehe er das Klopfen seines Busens verstand, wenn die schwelenden Knospen sich öffneten im Frühlingshauch, und er hinaussah in die Ferne, und hinauf zum blauen Himmel, um das Land seiner Sehnsucht zu entdecken! Im warmen und schuldlosen Gemüthe kann sich die übersinnliche Welt nicht lange als eine traurige Öde gestalten. Es umfaßt bald mit einer vergänglichen Liebe das Unvergängliche, und zieht

die unsichtbaren Wesen in den Kreis menschlicher Gefühle herab. Dieser Wahn kann aber nur kurz währen, und zerstört das Leben selbst, oder führt zu Menschenhaß und Wahnsinn.

Nur ein schuldbeladenes Gewissen findet Erleichterung in Selbstpeinigung, und wer alle seine Hoffnungen aufgegeben hat, der blicket gerne in das offene Grab. Möge es euch allen, die ihr in diesen düstern Mauern wohnt, leichter seyn, als euch das Leben war!

Z U G A B E.

Den Kunstfreunden wird es nicht unangenehm seyn, hier eine vollständige Übersicht der Düsseldorfer Gallerie zu erhalten, besonders da derselben eine andere Bestimmung vorzustehen scheint, und das Verzeichniß des Herrn von Pigage — durch die meist untermittelmäßigen Kupferstiche des Herrn von Mecheln — den übertriebenen Preis von 6 Louisd'or hat. Ich habe die Künstler alphabetisch nach Schulen geordnet, doch die zwei oder drei Teutschen, da ihrer so wenige sind, unter die verwandten Niederländer gestellt.

 ITALIENISCHE SCHULE.

- A. Amorosi. Ein schlafendes Mädchen.
- Bambini. Der heilige Joseph mit dem Kinde.
- Fr. Barocci. Jesus erscheint der Magdalena.
- J. Bassano. Eine heilige Familie mit Engeln.
- A. Bellucci. Venus steigt aus dem Wasser. —
Psyche betrachtet den schlafenden Amor. —
Jupiter und Danaë.
- N. Berretoni. Eine Magdalena.
- M. A. Bonarotti. Eine heilige Familie.
- H. Brandi. Der Leichnam Christi von Engeln gen
Himmel getragen.
- Brizio. Prometheus an den Fels gekettet. — Chri-
stus am Kreuz.
- Guido Cagnacci. Christus am Kreuz. — Die Mut-
ter der Schmerzen. — Magdalena von Engeln in
den Himmel getragen.
- S. Cantarini. Christus erscheint der Magdalena. —
Derselbe erscheint dem Thomas. — Porträt
eines Künstlers.
- Hannibal Carracci. Sein eigenes Bildniss. —
Der Kindermord. — Susanna im Bade. — Die

- Marter des heiligen Andreas. — Ein unbekannter Kopf.
- Ludwig Carracci. Eine Magdalena. — Eine Grablegung.
- M. A. da Carravaggio. Ein Greis.
- B. Castiglione. Abraham theilt unter seine Knechte die Beute von drei Königen.
- A. Celesti. David mit Goliaths Kopf.
- C. Cignani. Die Himmelfahrt der Maria. — Die Erziehung des Jupiters. — Die Geburt des Adonis. — Der heilige Johannes.
- Correggio. Ein *Ecce homo*.
- Pietro da Cortona. Die sogenannte Ehebrecherin.
- J. M. Crespi. Der Kindermord.
- C. Dolce. Madonna mit dem Kinde. — Eine Magdalena.
- Domenichino. Die badende Susanna. — Gott Vater in den Wolken.
- Farinati. David besiegt den Goliath.
- D. Feti. Der Apostel Paulus.
- A. D. Gabbiani. Christus reicht einem Heiligen das Abendmahl.
- Lucas Giordano. Sechs Hirtenstücke. — Der Kindermord. — Die Jünger zu Emaus. — Die Versuchung Christi. — Jesus und die Samariterin. — Die Auferweckung des Lazarus. — Das Wunder mit den Broten. — Die Kreuztragung. —

- Die Kreuzerhöhung. — Die Kreuzabnahme. —
Sein eigenes Bildniß.
- Giulio Romano. Eine heilige Familie.
- Guercino da Cento. Die sterbende Dido.
- J. Lanfranco. Judith mit dem Haupte des Holo-
fernes.
- Lazarini. Der heilige Franziskus.
- Licinio. Maria mit dem Kinde.
- B. Luti. Der heilige Karl von Borromäus unter
den Pestkranken.
- C. Maratti. Ein schlafendes Kind. — Die schla-
fende Eitelkeit.
- F. Mola. Die Taufe Christi.
- J. Palma. Ein *Ecce homo*. — Das Jesuskind über-
gibt dem Petrus die Schlüssel.
- Piamontini. Laokon von Schlangen ergriffen.
- Polydoro da Carravaggio. Ein römischer
Triumph in 8 Gemälden.
- M. Preti. Der heilige Ambrosius predigt dem
Volke.
- C. Procaccini. Eine heilige Familie.
- Guido Reni. Ein Kind, das mit einem Vogel
spielt. — Der heilige Petrus. — Die Himmel-
fahrt der Maria. — Der heilige Hieronymus.
- J. Ribera. Der Engel bei den Hirten.
- F. Ricci. Der heilige Anachoris.
- F. Rosa. Der heilige Paulus, der erste Eremit.

-
- Raphael Sanzio von Urbino. Eine heilige Familie. — Johannes in der Wüste.
- Sarcellino. Jesus und Johannes als Kinder.
- Andreas del Sarto. Eine heilige Familie.
- A. Schiavone. Eine Grablegung.
- G. del Sole. Christus erscheint der Magdalena von Pazzi.
- F. Solimena. Ein heiliger Bischoff.
- B. Strozzi. Der Zinsgroschen.
- P. Testa. Zwei allegorische Vorstellungen.
- Tintoretto. Die Verkündigung.
- Titian. Zwei heilige Familien. — Porträt Peter Aretins. — Ein anderes Porträt.
- F. Trevisani. Der heilige Michael stürzt die Engel.
- Don Diego Velasquez de Silva. Zwei Porträte.
- P. Veronese. Eine Jungfrau mit der Märtyrerkrone. — Hieronymus in der Wüste. — Ruhe in Egypten. — Der Hauptmann kniet vor Christo. — Die Ehebrecherin. — Die Anbetung der Könige. — Der heilige Sebastian und die heilige Katharina.
- Lenardo da Vince. Jesus als Überwinder des Todes.
- D. Zanetti. Gott Vater in den Wolken. — Die entwischte Gelegenheit. — Christus am Kreuz. — Maria mit dem Kinde.
-

NIEDERLÄNDISCHE
UND TEUTSCHE SCHULE.

- Johann von Achen. Der englische Grus.
- J. Asselyn. Eine Landschaft mit Figuren.
- N. Berghem. Zwei Landschaften mit Vieh.
- A. Bloemaert. Auferweckung des Lazarus.
- J. Both. Zwei Landschaften mit Figuren von Andreas Both.
- J. Breughel. Scipio unter den Gefangenen. — Ein Blumenstück.
- P. Breughel. Die Predigt in der Wüste.
- A. Brouwer. Ein Bauernstück.
- Coxie. Auferweckung des Lazarus.
- C. de Crayer. Maria von Heiligen umgeben.
- G. Douffet. Die Findung des Kreuzes. — Pabst Nicolaus besucht die Gruft des heiligen Franziskus. — Zwei Porträte.
- J. F. Douven. Armida und Rinoldo. — Zwei Porträte.
- G. Dow. Der Marktschreier.
- A. Dürer. Der Tod vieler Märtyrer.
- A. Vandyck. Jupiter und Antiope. — Jesus heilt

den Gichtbrüchigen. — Jesus nimmt die Sünder auf. — Zwei Grablegungen. — Der heilige Sebastian. — Susanna im Bade. — Christus am Kreuz. — Die heilige Rosalia von Engeln in den Himmel getragen. — Maria führt die heilige Rosalia der Dreifaltigkeit zu. — Porträt des Künstlers selbst; des Herzogs Wolfgang Wilhelm von Neuburg; der Mahler J. Breughel und Ervelt; sechs Unbekannte.

G. Van den Ekhout. Jesus als Knabe im Tempel.

J. Van Egmond. Bild einer jungen Dame.

B. Flamael. Der Leichnam Christi von Engeln in den Himmel getragen.

Fr. Franck. Die sieben Werke der Barmherzigkeit. — Der Sabbath.

Franck der jüngere. Die fünf Sinne.

J. Fyt. Eine Rehejagd. — Eine Bärenjagd. — Ein Gattungsstück.

Van der Helst. Bildniss eines Soldaten.

J. Van Hensen. Ein *Ecce homo*.

M. Hemskerk. Mars und Venus vom Vulkan gefangen.

G. Honthorst. Der verlorne Sohn mit Weibern zechend.

Hulsmann. Der Liebesbrunnen.

J. Jordaens. Der Dreikönigsabend. — Der Bauer und der Satyr. — Eine Flucht nach Egypten.

- Kupetzky. Bildniß des Prinzen Eugen.
- G. Lairesse. Ulysses, der den Syrenen entgeht. —
Ulysses auf Ithaka ankommend. — Anbetung
der Hirten.
- J. Lievens. Pythagoras. — Diogenes.
- C. Loth. Der Tod eines Weisen. — Agrippina
aus dem Schiffbruch gerettet.
- P. de Matteis. Der heilige Johann von Nepomuk
vor dem Kaiser Wenzel.
- G. Metz. Eine Faschingslustbarkeit.
- J. Momper. Philipp tauft den Kämmerling.
- P. Mulier. Esau zieht gegen Jakob. — Jakob
zieht gegen Esau.
- H. Van der Myn. Ein Blumenstück.
- E. Van der Neer. Eine Landschaft mit Figuren.
— Die spielende Liebe.
- J. Van Nickelen. Ein altes Schloß.
- Rembrant. Sein eigenes Bildniß. — Porträt des
Mahlers Flinck und seiner Frau. — Die Geburt
Christi. — Christus am Kreuz. — Kreuzabneh-
mung. — Grablegung. — Auferstehung. —
Himmelfahrt.
- W. Romeyn. Eine Landschaft mit Vieh.
- H. Roos. Ein Zug von Kriegern.
- P. P. Rubens. Bildniß des Künstlers und seiner
ersten Frau. — Dieselben in einer Laube. —
Jakob und Esau. — Simson und Delila. —
- Ans. d. Rh. 5. Heft.

Maria mit dem Kinde. — Die Himmelfahrt der Jungfrau. — Die Anbetung der Hirten. — Sendung des heiligen Geistes. — Der Würgengel über Senacheribs Lager. — Die Bekehrung des Saulus. — Christus am Kreuz. — Jesus nimmt die Sünder auf. — Maria mit dem Kinde. — Der heilige Michael stürzt die Engel. — Der Fall der Sünder in die Hölle. — Das große jüngste Gericht. — Das kleine jüngste Gericht. — Die Belohnung der Auserwählten. — Der heilige Christoph. — Der heilige Ignatius. — Ein Held vom Ruhme gekrönt. — Das Silensfest. — Diogenes sucht Menschen. — Eine Dianenruhe. — Decius opfert sich fürs Vaterland. — Das Begräbnis eines römischen Feldherrn. — Die Plünderung eines Dorfs. — Die Marter des heiligen Laurentius. — Der sterbende Seneca. — Die Amazonenschlacht. — Der Weiberraub. — Eine Gruppe von Kindern mit Fruchtkränzen. — Latona von den Bauern verspottet. — Die Landschaft mit dem Regenbogen. — Porträt des Infanten Don Ferdinand. — Derselbe als Kardinal. — Ein Franziskaner-General. — D. Van Thulden. — Drei andere Porträte. — Eine Alte mit einem Licht.

R. Ruysch. Zwei Frucht- und Blumenstücke.

G. Schalken. Die klugen und thörichten Jung-

- frauen. — Ein anderes Nachtstück. — Ein *Ecce homo*. — Eine Magdalena.
- A. Schoon-Jans. Hiob. — Jakob verdingt sich bei Laban. — Rückkehr des verlorenen Sohnes. — Narcissus an der Quelle. — Bildnifs eines Mädchens. — Sein eigenes Porträt. — Ein anderes Bildnifs.
- F. Snyder. Zwei wilde Schweinsjagden. — Ein Speisegewölbe. — Zwei Frucht- und Wildpretsstücke.
- B. Spranger. Tarquin und Lucretia.
- J. Van Steen. Ein Arzt bei einer kranken Frau.
- P. Strudel. Geburt Christi. — *Ecce homo*. — Zwei Kinderbachanalien.
- D. Teniers. Eine Bauernlustbarkeit.
- T. Van Thulden. Die Vermählung der heiligen Katharina mit dem kleinen Jesus.
- C. Treu. Zwei Fruchtstücke.
- M. Valentin. Das Morraspiel.
- D. Vinckenbooms. Christus geht auf den Calvariberg.
- D. de Vofs. Eine Hirschjagd.
- S. Vrank. Eine Prozession.
- J. Weenik. Zwei Jagdstücke. — Ein schlafendes Mädchen.
- Van der Werff. Allegorisches Bildnifs des Churfürsten Johann Wilhelm. — Abraham empfängt

die Hagar. — Die Hagar wird verstossen. —
Salomo's Urtheil. — Eine heilige Magdalena. —
Die Verkündigung. — Die Heimsuchung. —
Die Anbetung der Hirten. — Simeon im Tempel.
— Der Knabe Jesus im Tempel. — Der
Ölgarten. — Die Geißelung. — Die Dornen-
krönung. — *Ecce homo*. — Die Grablegung. —
Die Auferstehung. — Die Himmelfahrt. — Die
Ausgießung des heiligen Geistes. — Die Hin-
melfahrt der Jungfrau. — Die Krönung der
Jungfrau. — Porträt des Churfürsten Johann
Wilhelms; der Churfürstin Anna Luise von Me-
dicis. — Don Gaston von Medicis.

J. Van Wingen. Simson und Delila.

P. Wouvermanns. Eine Falkenjagd.

FRANZÖSISCHE SCHULE.

Bourguignon. Die Niederlage des Maxentius. —

Josua greift die Amalekiten an.

J. J. de Cassiau. Eine Landschaft.

J. F. Millet. Eine Landschaft mit Figuren.

Gasparo Poussin. Zwei große Landschaften.

Niclas Poussin. Der englische Grus. — Die
Geburt Christi. — Der heilige Norbert empfängt
das Ordenskleid von der Madonna. — Scipio's
Enthaltbarkeit.

Paris Pardonel. Der heilige Rochus betet das
Kind an.

S. Vouet. Eine heilige Katharina.

N A C H T R A G.

Der dritte Heft der Rheinansichten war schon aus den Händen des Verfassers, als die Düsseldorfer Gallerie nach München abgeführt wurde, um mit den Kunstschätzen der neuen Königsstadt vereinigt zu werden. Nur die Himmelfahrt der Jungfrau von Rubens blieb zurück, weil sie auf Holz gemahlt und zu groß ist, um ohne Schwierigkeiten weggebracht zu werden. Der Verlust ist für Düsseldorf bedeutend, und nothwendig muß nun auch die dortige Künstlerschule aufhören, in welcher seit einiger Zeit ein schönes neues Streben sichtbar war. Möchten die wohlhabenden Bewohner des Bergischen, die bei ihrem lohnenden Kunstfleiß wohl etwas thun könnten für das gemeine Beste, sich der Verwaisserten annehmen! Es ist in unsern Zeiten, wo so vieles aus seiner alten Stelle sich bewegt und von Hand zu Hand wandert, gar nicht schwierig, eine kleine aber erlesene Sammlung von Werken großer Meister zusammen zu bringen, und es ist doppelt edel, sie auf eine durch Jahrhunderte wohlthätige Art vom Untergange zu retten.

D r u c k f e h l e r .

Im I. Heft.

Seite 85. Zeile 6 von unten lies der statt den

Im III. Heft.

Seite 75. Zeile 1 von unten lies Jordaens statt Jardaens

1871
J. J. Hoffmann
H. Hoffmann
H. Hoffmann
H. Hoffmann

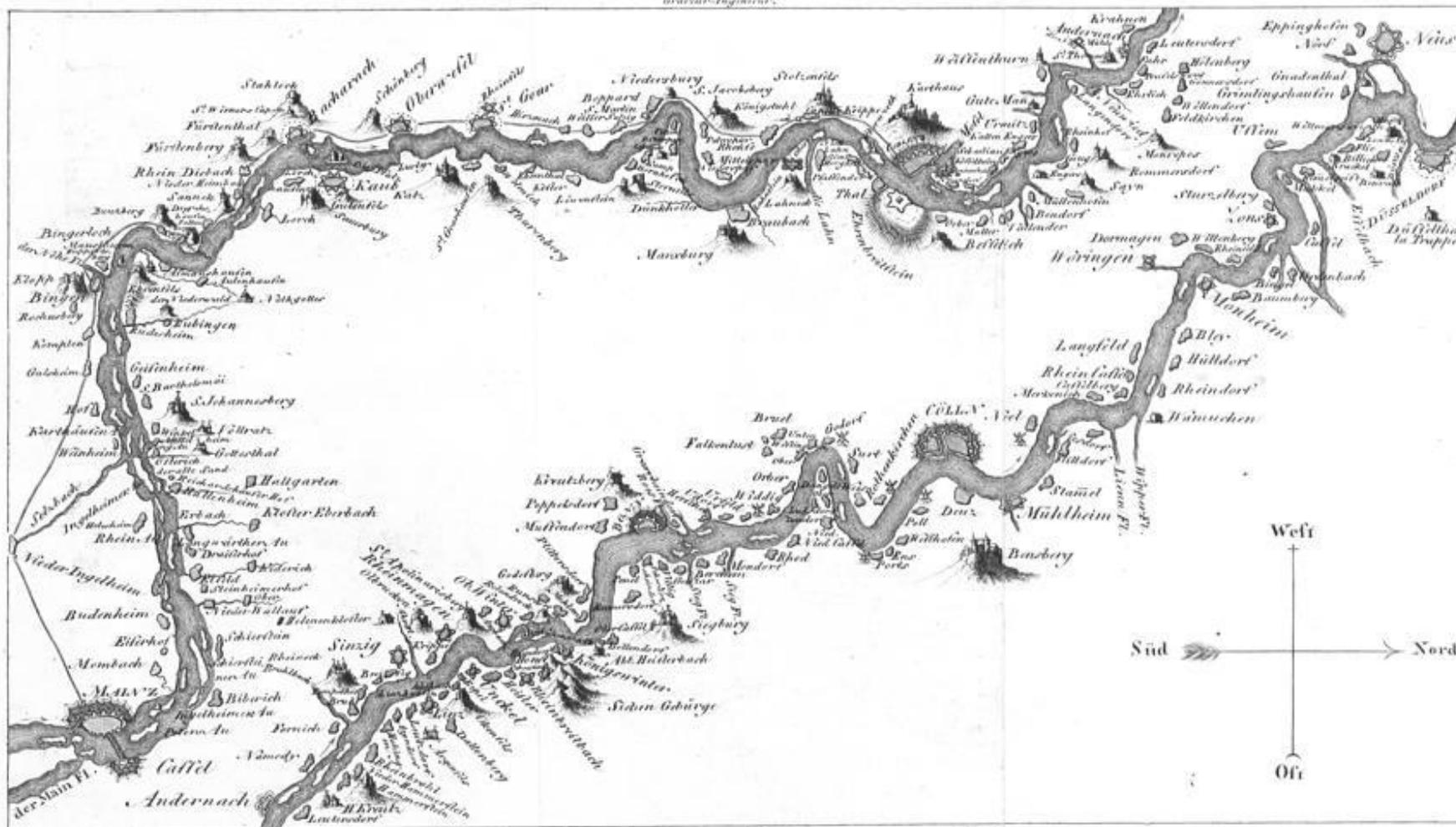
H. Hoffmann
H. Hoffmann
H. Hoffmann
H. Hoffmann

Lauf des Rhein-Streams

VON MAINZ BIS DÜSSELDORF

Reducirt und gestochen

von
J. Carl Ausfeld,
Incar-Ingénieur.



COURS DU RHEIN DEPUIS MAYENCE JUSQU'À DUSSELDORF.

Karl Blume
Hilden



